Der rassenkampf

Ludwig Gumplowicz

DER RASSENKAMPF.

SOCIOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN

VON

DR. LUDWIG GUMPLOWICZ,

PROFESSOR DER STAATSWISSENSCHAFTEN AN DER K. K. UNIVERSITAET

IN GRAZ.

INNSBRUCK.

VERLAG DER WAGNER'SCHEN UNIV.-BUCHHANDLUNG.

1883.

Vorwort.

Was ich dem Lefer hier biete, find einige fchüchterne Anfangslaute einer grofsen Wiffenfchaft der Zukunft — der Naturgefchichte der Menfchheit. Wenn ich es vorzog nicht diefe Bezeichnung, fondern die der Sociologie auf den Titel des Buches zu fetzen, fo gefchah es um dem möglichen Mifsverftändniffe vorzubeugen, welches aus dem ganz andern Sinne der erfteren Bezeichnung der fich feit Prichard's »Naturgefchichte der Menfchheit« an diefelbe knüpft, hier fich einfchleichen könnte. Dagegen fcheint mir, dafs die von Comte herrührende Bezeichnung Sociologie dem Wefen und dem Sinne jener Wiffenfchaft der Zukunft näher kommt.

Ich bilde mir nicht ein etwas Neues zu bieten; es giebt nichts Neues auf menfchlich-geiftigem Gebiete. Alle möglichen Baufteine die bei einem wiffenfchaftlichen Gebäude nur verwendet werden können, find »fchon dagewefen«. Ich glaube nicht, ob es möglich ift irgend einen neuen zu fchaffen.

Das Einzige was ich für möglich halte ift, durch eine neue Combination des uralten Materials dem Gebäude eine

neue Form, ein neues Gepräge zu geben. Nur dieses Gepräge wechselt mit der Zeit und mit wechselnden Anschauungen und es kann so unerschöpflich mannigfach sein wie unerschöpflich mannigfach die Individualitäten sein können.

Ob nun das was ich hier zusammengetragen und zu einem provisorischen losen Bau zusammenfügte von der Idee einer selbständigen Individualität getragen ist und daher ein selbständiges Gepräge zeigt — das zu beurtheilen ist nicht meine Sache.

Nur die eine Zuversicht glaube ich aussprechen zu dürfen: möge auch dieser Bauversuch wie hunderte vor ihm als werthlos erkannt werden, die »Naturwissenschaft der Menschheit« wird deswegen keinen Misserfolg zu verzeichnen haben. Von mannigfachen Irrthümern, Fehlern und Missgriffen nimmt sie heutzutage ihren Ausgang; doch wird sie ihren Weg nicht verfehlen und einst gewiss an's Ziel gelangen. Wir aber, die Tastenden und Irrenden uns bleibt das beruhigende Bewusstsein, dass wir im schweren Ringen um Wahrheit fallend, Andern, die uns nachfolgen so manchen Weg geebnet, sie vor so manchem falschen Pfade gewarnt, mit einem Worte, zur Erreichung des höchsten Zieles aller Wissenschaft, der Wahrheit, das Unsrige redlich beigetragen haben.

Darüber kann ich nun ruhig sein. Ein anderes Bedenken aber ist's das in mir aufstieg. »Wie, wenn ein »Fünkchen besserer Erkenntniss« das in diesem Buche enthalten sein mag »in den Zunder menschlicher Leidenschaft fällt« um mich Roscher's trefflichen Ausdruckes zu bedienen,

und die hell auflodernde Flamme dann ringsherum ihr Vernichtungswerk verbreitet?« Das war ein gewichtiges Bedenken und es wühlte lange in meinem Hirne. Doch überwand ich auch dieſes. Möglich, daſs menſchliche Leidenſchaft auch ſo manchen Satz dieſes Buches herbeizerren wird zur Rechtfertigung verruchten Treibens — aber dann wird ja dieſes Buch nur das Schickſal der erhabenſten Lehren theilen die je der Menſchheit verkündet wurden. Denn auch im Namen der erhabenſten Lehren der Religion — hat böswillige Verkehrtheit immer Ströme Blutes flieſsen laſſen.

Was ſoll es alſo frommen bei wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen das Treiben menſchlicher Leidenſchaft in Rechnung zu ziehen? — Die Leidenſchaft mit Niedertracht gepaart geht unbehindert ihren Weg — möge die Wiſſenſchaft unbehindert den ihrigen verfolgen! Sie hat nicht den Anſpruch und nicht die Hoffnung die Leidenſchaften zu zügeln — da niedrige Denkungsart den Lehren der Wiſſenſchaft unzugänglich iſt. Möge man alſo der Wiſſenſchaft den einen Troſt laſſen, unbehindert die Wahrheit zu ſuchen und was ſie als ſolche erkennt rückſichtslos zu verkünden; und verſchone man ſie doch mit unnützen Scrupeln und laſſe ihr unangetaſtet ihren einzigen Glaubensſatz: daſs die Wahrheit und das redliche Suchen derſelben der Menſchheit nie ſchaden könne, daſs im Gegentheil nur in der Wahrheit das Heil der Menſchheit liegt.

Graz im April 1883.

Inhalt.

I.

Geſchichtsphiloſophie und Sociologie.

II.

Polygeniſmus.

III.

Urſprüngliche Vielheit der Sprachen und Culte.

IV.

Der Naturprozefs der Gefchichte.

V.

Gefchichtliche Hinweifungen.

Anhang.

I.

Geschichtsphilosophie und Sociologie.

1. Das fociologifche Problem.

Hegel und feine Schüler hatten die Gefchichtsphilofophie gründlich in Mifscredit gebracht. Es war für längere Zeit nicht rathfam wiffenfchaftliche Unterfuchungen als gefchichtsphilofophifche zu verrathen. Diejenigen nun, die dem ganz natürlichen Drange das Problem der Gefchichtsphilofophie wieder aufzunehmen nicht widerftehen konnten, flüchteten unter andere Fahnen und gaben fich den Anfchein als ob fie andere Objekte angreifen würden. Das war nur eine Kriegslift; im Grunde galten ihre Bemühungen immer demfelben Problem.

So wendeten die Einen fich der Völkerpfychologie zu, die andern der Culturgefchichte und neuerdings wird wieder dasfelbe Ziel mittelft der Sociologie angeftrebt. Doch die immer fich gleichbleibende Unlösbarkeit des immer identifchen Problems laftet wie ein Fluch auf allen diefen Beftrebungen und bereitet heute fchon der Sociologie beinahe dasfelbe Schickfal, das feiner Zeit die Gefchichtsphilofophie ereilte. Man zuckt verdächtig die Achfeln, wenn man von Sociologie hört und diefe allerneuefte Difciplin ift fehr nahe daran in denfelben Verruf zu kommen wie die einftige Gefchichtsphilofophie.

Dafs es fich in diefen mit verfchiedenen Namen bezeichneten wiffenfchaftlichen Unterfuchungen um eine und diefelbe Sache handelt ift nicht fchwer zu erweifen.

Es ſind dieſelben Grundprobleme des menſchheitlichen Daſeins, mit denen es alle gleicherweiſe zu thun haben.

»Was bedeutet dieſer ganze geſchichtliche Prozeſs, deſſen Träger die Menſchheit oder die menſchliche »Geſellſchaft« und ihre Theile ſind? Wie war der Anfang dieſes Prozeſſes? Welche Geſetze beherrſchen ſeine Entwicklung? Welche Tendenzen und Ziele verfolgt er? Worin liegt ſein Weſen? Was iſt ſeine Idee, ſein Sinn?« — Das ſind die Fragen, mit denen die Geſchichtsphiloſophie und alle oben genannten in ihr wurzelnden oder an ihre Stelle tretenden Diſciplinen ſich beſchäftigen. Und da dieſes gerade die höchſten Fragen ſind, die der menſchliche Geiſt überhaupt aufwerfen kann und ihre vollkommene Löſung ſeine natürlichen Kräfte gewiſs überſchreitet, daher die vielen bisherigen Miſserfolge der genannten Diſciplinen. Dieſe Miſserfolge ſind aber nichtsdeſtoweniger von gröſstem wiſſenſchaftlichem Werth, weil ſie ebenſoviele Staffeln auf der Stufenleiter der Erkenntniſs darſtellen; andererſeits aber tragen ſie auch dazu bei auf dieſem Gebiete die allzu freie Fantaſie etwas zu zügeln und ſtrengere Selbſtkritik walten zu laſſen.

---

2. Die drei Arten der Geſchichtsauffaſſung.

Alle geſchichtsphiloſophiſchen Syſteme laſſen ſich auf drei Hauptrichtungen zurückführen; denn es ſind nur drei Grundauffaſſungen der menſchheitlichen Entwicklung möglich und es ſcheint, daſs dieſe drei Grundauffaſſungen eine natürliche Reihenfolge im Gedankenprozeſſe der Menſchheit bilden, wenn ſie auch zu jeder Zeit in verſchiedenen Repräſentanten nebeneinander vorkommen und ſich gegen-

feitig bekämpfen. Diefe drei Richtungen und Auffaffungen find: die theiftifche, die freiheitliche oder rationaliftifche und die naturaliftifche.

Die erfte denkt fich die Gefchichte als das Werk einer zielbewufst handelnden Gottheit und verwandelt alle oben erwähnten höchften Fragen des menfchheitlichen Dafeins in Fragen nach dem Willen und den Abfichten diefes höchften Wefens. Die Antworten auf diefelben fucht und findet fie in der Religion.

Die zweite betrachtet die menfchheitliche Gefchichte und Entwicklung als Werk des freien Menfchengeiftes und will in der menfchlichen Vernunft die Wege und Ziele finden, welche die Menfchheit zu wandeln und welche fie anzuftreben habe.

Die dritte betrachtet die Menfchheit als einen unfreien Beftandtheil der Natur und forfcht nach den Naturgefetzen, nach denen diefer Beftandtheil in ewiger Nothwendigkeit die ihm vorgezeichneten, natürlichen Bahnen durchläuft. Wie erwähnt folgen diefe drei Richtungen und Auffaffungen einander im Denkprozeffe der Menfchheit und wenn fie auch einander nie ganz ablöfen und immer auch gleichzeitig verfchiedene Theile der Menfchheit beherrfchen, fo läfst fich doch behaupten, dafs die erfte diefer Richtungen der Vergangenheit, die zweite der Gegenwart, die dritte der Zukunft angehört. [1])

---

[1]) Vrgl. Rocholl: Die Philofophie der Gefchichte. Göttingen 1878 Einleitung. »Immer zuerft wird die Gefchichte unter theologifche Gefichtspunkte gebracht. Sie ift Erzeugnifs der Gottheit. So in der antiken, fo im Beginne der chriftlichen Welt. Dann kommt mit der Renaiffance zuerft der humaniftifche Gedanke. Er fchliesst wiffenfchaftlich mit dem philofophifchen Idealismus ab und fchafft praktifch die ««Gefellfchaft.»» Die Gefchichte ift Erzeugnifs des Menfchen. Endlich erfcheint die natürliche Anfchauung. Die Naturwiffenfchaften führen den naturaliftifchen Gedanken ein. Sie beherrfchen nicht ohne Widerfpruch, aber fie beherrfchen eine Zeit lang wenigftens das öffentliche Leben. Wenden wir

Dem entſprechend muſs anerkannt werden, daſs bis heute die erſte dieſer Richtungen, die theiſtiſche, die gröſsten Triumphe in der menſchlichen Geſchichte aufzuweiſen hat, die zweite die freiheitliche oder rationaliſtiſche ihr heutzutage ein ſiegreiches Gleichgewicht hält und daſs die dritte bis heutzutage nur ſchüchterne Verſuche und glänzende Miſserfolge zu verzeichnen hat.

---

3. Entwicklung der Geſchichtsphiloſophie.

Wir müſſen die obigen allgemeinen Andeutungen noch etwas näher ausführen. Die Philoſophie der Geſchichte entſteht nicht erſt da und braucht nicht erſt da als entſtanden angenommen zu werden, wo ſie ſich zuerſt als ſolche giebt, alſo mit Hegels Geſchichte der Philoſophie[1]): ſondern ſie muſs zum mindeſten auch ſchon da anerkannt werden, wo der Verſuch gemacht wird die Geſchichte der Menſchheit als ein zuſammenhängendes Ganze darzuſtellen und dabei gewiſſe in derſelben ſich manifeſtirende Ideen nachzuweiſen, wenn man nicht auch alle gelegentlich von Philoſophen und Denkern über das Weſen der Menſchheitsgeſchichte geäuſserten Anſchauungen, wie es Rocholl thut, als Aeuſserungen der Geſchichtsphiloſophie betrachten

---

ſie für unſere Wiſſenſchaft an, ſo ſagen ſie: Die Geſchichte iſt Erzeugniſs der Natur. Wir können jene erſte Periode unter das Zeichen: Gott, die zweite unter die Bezeichnung: Menſch, die dritte unter diejenige: Natur — bringen.»

[1]) So bei Conrad Hermann: Philoſophie der Geſchichte, Leipzig 1870. Eine umfaſſende Bearbeitung der Entwicklung der Geſchichtsphiloſophie von ihren erſten Anfängen und bei allen Culturvölkern lieferte neuerdings Rocholl in dem ſoeben erwähnten Werke: Die Geſchichte der Philoſophie.

will. In letzterem Sinne wird man von Geſchichtsphiloſophie aller alten Völker, vorzüglich aber der Culturvölker des orientaliſchen und claſſiſchen Alterthums ſprechen können, als eine eminent geſchichtsphiloſophische Leiſtung aber durch eine zuſammenhängende Darſtellung der Geſchichte unter Nachweis gewiſſer in derſelben ſich manifeſtirender Ideen, wird uns dann die Bibel erſcheinen. »Eminent« aber müſſen wir dieſe Leiſtung nennen, weil ihre theiſtiſche Anſchauung der Geſchichte durch Jahrtauſende die herrſchende war und noch heutzutage in allen europäiſchen Literaturen überwiegend die herrſchende iſt.

Neben dieſer theiſtiſchen durch die Lehren des Judenthums und Chriſtenthums repräſentirten Anſicht macht ſich ſeit der Wiedererweckung des Claſſicismus in Europa die rationaliſtiſche Geſchichtsauffaſſnng geltend, die an die griechiſche Philoſophie ſich anlehnend die Geſchichte aus der geiſtigen Beſchaffenheit des Menſchen zu erklären ſucht. Dieſe Auffaſſung macht die menſchliche Vernunft zur Quelle alles Geſchehens auf ſocialem Gebiete, unterſucht daher einzig dieſe menſchliche Vernunft, um die Beziehungen derſelben zur menſchlichen Geſchichte klar zu legen.

Auf dieſem Standpunkt ſteht die ganze rationaliſtiſche und zwar ebenſowohl die idealiſtiſche wie die realiſtiſche Geſchichtsauffaſſung. Für die Geſchichtsſchreibung war dieſe Auffaſſung, wie das ſchon in Griechenland und Rom der Fall war, ungemein fördernd — denn ſie iſt die eigentliche Schöpferin der ſog. pragmatiſchen Geſchichtsſchreibung. Während nemlich die theiſtiſche Auffaſſung die Geſchichtſchreibung zu einer monotonen und trockenen Erzählung der »Thaten Gottes« macht: läſst die rationaliſtiſche Auffaſſung den Hiſtoriker in den Charakteren der Menſchen, in ihren geiſtigen Eigenſchaften, in ihren Intereſſen, Trieben und Leidenſchaften die Urſachen ihrer Handlungen und Thaten ſuchen. Daher die hohe Stufe der griechiſchen

und römischen Geschichtsschreibung und ihr stetiger Aufschwung seit der Wiedererweckung des Classicismus in Europa.

Sowohl der theistischen wie der rationalistischen Geschichtsauffassung trat zuerst schüchtern der Gedanke entgegen, dass die geistige Beschaffenheit und in Folge dessen die Handlungen und Schicksale der einzelnen Völker eine nothwendige Folge der dieselbe umgebenden Natur seien. Montesquieu verdankt der Formulirung dieses seinerzeit überaus kühnen Gedankens den grossen Erfolg seiner Schrift »über den Geist der Gesetze«. Denn nichts schien mehr ein Werk des freien menschlichen Willens, der menschlichen Willkühr zu sein, als die Gesetze, die in verschiedenen Zeiten und Ländern von den Herrschern der einzelnen Völker verkündet worden sind. Der Nachweis nun, den Montesquieu in dem vierzehnten Buche seines »Esprit des lois« zu liefern versuchte, dass diese Gesetze in nothwendiger Beziehung zu den Climaten der einzelnen Länder stehen, dass ihre Beschaffenheit von diesen Climaten abhängt, dieser Nachweis bedeutete eine Revolution in den gewohnten Anschauungen über die in der Geschichte waltende Willensfreiheit des Menschen, die sich nur etwa dem höheren Willen eines ihn inspirirenden persönlichen Gottes füge. Die Montesquieu'sche Ausführung rief plötzlich die Vorstellung einer durch die äussere Natur gesetzten Nothwendigkeit hervor, der sich die menschliche Freiheit fügen müsse. Das war die erste Mine, die der geistreiche Franzose unter die rationalistische Burg legte. Diese Mine aber sollte nicht sobald losgehen. Allerhand fromme Männer und Philosophen waren redlich bestrebt dieselbe unschädlich zu machen. In erster Linie Herder.

In seinen »Ideen zur Geschichte der Menschheit« acceptirt er vollkommen die Montesquieu'sche Idee vom Einfluss des Clima's und im allgemeinen der Natur auf

die menſchlichen Geſchicke und geſchichtlichen Ereigniſſe: verwebt aber ſehr geſchickt dieſe naturaliſtiſche Idee nicht nur mit rationaliſtiſchen, ſondern auch mit theologiſchen Geſpinnſten. Herder will Gegenſätze verſöhnen. Die ganze Anlage ſeines Werkes weckt den Schein einer ſtreng naturaliſtiſchen Auffaſſung, da er die philoſophiſche Betrachtung der Geſchichte der Menſcheit mit der Betrachtung der Erde als »eines Sternes unter Sternen« beginnt, ſodann die geologiſche Entwicklung der Erde, die Entwicklung der drei Naturreiche darſtellt, bis er endlich zum Menſchen und ſeiner Geſchichte als quaſi zur Fortſetzung der Natur und ihrer Werke gelangt, wobei er zuerſt die »Naturvölker« (Grönländer, Eskimos etc.) und ſodann das allmählige Auftreten der Culturvölker und ihrer Geſchichte in gebräuchlicher Reihenfolge ſchildert. Ja noch mehr! Hie und da verſtreut, findet man bei Herder echt naturaliſtiſche und moniſtiſche Anſchauungen; da er aber alles dieſes wieder mit dem rationaliſtiſchen und theologiſchen Standpunkt ausſöhnen will, ſo macht er es ſchließlich keinem recht und verdient vollkommen das herbe Urtheil, welches Laurent von einem theologiſch-rationaliſtiſchen Standpunkt über ihn fällt.[1]) Im Grunde genommen hat Herder ganz richtige Anſchauungen über die Stellung des Menſchen im Weltall und über die Bedeutung der Geſchichte als eines Naturprozeſſes: nur hätte er die theologiſchen Fragen, die in die Wiſſenſchaft nicht hineingehören, ganz aus dem Spiele laſſen ſollen. Indem er Gott und Natur identificirt, verdirbt er es mit den Theologen und läſst ſeine naturaliſtiſchen Anſchauungen zu keinem durchwegs klaren und unverfälſchten Ausdruck kommen.[2])

[1]) Laurent Hiſtoire du droit des gens T. XVIII. 115. sq.

[2]) Den Gedanken des Einfluſſes der phyſiſchen Natur auf den Menſchen und ſeine Geſchicke, alſo auch auf die Geſchichte hat in unſerer

Doch mufs Herder als der eigentliche Begründer der Philofophie der Gefchichte angefehen werden. Friedrich Schlegel und Hegel find feine Nachfolger. Erft der letzere emancipirte fich ganz von den theologifchen Conceptionen Herders, ohne jedoch die naturaliftifche Seite der »Ideen« confequent weiter zu entwickeln. Vielmehr verfucht es Hegel den durch Herders Werk fich hindurchziehenden unklaren und fich widerfprechenden Dualismus von Gott und Natur in einer höheren Einheit aufzulöfen und auszuföhnen, nämlich in feinem bekannten »abfoluten Geift«. Indem Hegel in der ganzen Gefchichte nur die Verkörperung und Entwicklung diefes einen und einheitlichen »abfoluten Geiftes« fieht und darftellt, hat er aber den Boden all und jeder Wirklichkeit und Wiffenfchaft verlaffen und feine Philofophie der Gefchichte zu einer reinen Phantasmagorie gemacht.

Hegel fchildert uns etwas, das nur in feinem Kopfe exiftirt und betheuert uns, dafs es Wirklichkeit fei; zur befferen Beglaubigung tauft er feine Phantafien auf Namen, die aus der Weltgefchichte entlehnt find — wodurch ihm die Täufchung defto beffer gelingt.

Hegels pfiffige Formel, wonach fich der abfolute Geift

Zeit wieder Buckle in feiner «Gefchichte der Civilifation in England» zu Ehren bringen wollen. Er bemüht fich bekanntlich die Gefchichte und den Geift der verfchiedenen Völker aus dem Clima ihrer Länder zu erklären. Gegen diefe übrigens fchon von Hegel entfchieden abgewiefene Idee bemerkt Jodl: «Mag in der Entwicklung des gefchichtlichen Lebens immerhin das von Buckle betonte Wechfel- und Doppelverhältnifs zwifchen Natur und Geift eine entfcheidende Rolle fpielen: zur vollkommenen Erklärung, zur durchgängigen Rationalifirung der gefchichtlichen Erfcheinungen, zur Begründung einer den gefammten Gefchichtsverlauf umfaffenden caufalen Erkenntnifs feiner Vorgänge reicht es in keiner Weife aus» l. c. 60 und zwar desswegen nicht, wollen wir hinzufügen, weil Buckle diefes Wechfelverhältnifs auf Seiten der Natur zu einfeitig nur in dem Clima und der Bodenbefchaffenheit fucht.

»im $^3/_4$ Takt« von Thesis, Antithesis und Synthesis entwickelt und fortbewegt, läfst sich auf all und jedes anwenden — speciell aber auf all und jede physische, geistige und sociale Bewegung und man braucht nur immer jeden dieser »$^1/_4$ Takte« als ein beliebiges Entwicklungsstadium der bezüglichen Bewegung (die doch überall in Natur und Leben herrscht) zu bezeichnen und die entsprechende »Philosophie« ist fertig. Man kann auf diese höchst bequeme Art ebensogut eine Philosophie der Physik schreiben, indem man z. B. die Attraction als Thesis, die Repulsion als Antithesis, die Cohäsion als Synthesis bezeichnet und dann das Nähere passend oder unpassend durchführt, wie eine Philosophie der Musik, Malerei u. s. w. Um eine Philosophie der Geschichte zu Stande zu bringen brauchte Hegel nur den Orient als Thesis des »absoluten Geistes«, das classische Alterthum als Antithesis und die »germanische Welt« als Synthesis zu bezeichnen und in diese Formeln die Weltgeschichte schlecht und recht hineinzuzwängen. Freilich könnte ein Chinese mit eben solchem Rechte Europa als Thesis, Amerika als Antithesis und die chinesische Welt als Synthesis des absoluten Geistes bezeichnen und eine chinesische Philosophie der Geschichte fabrizieren. Er würde dann wahrscheinlich in China ebenso populär werden, wie Hegel in Europa. Denn populär wird immer diejenige Lehre, die es den Menschen am leichtesten macht, die Welt und das menschliche Leben zu begreifen. Desswegen bleibt die Bibel das populärste Buch, weil ihre Formel, Welt und Leben zu begreifen die einfachste ist. Für diejenigen nun, die sich mit dem theologischen Standpunkt nicht begnügen und die Welt »philosophisch« auffassen wollten, lieferte Hegel eine ebenso einfache, leicht sich anzueignende »philosophische« Formel. »Der absolute Geist entwickelt sich« und damit Punktum. Nun sehen die Leute überall ganz richtig die Thesis, Antithesis

und Synthesis — das trifft überall zu, wenn man darauf dressirt ist — und sind glücklich, die Welt begriffen zu haben. Aus einer ähnlichen Ursache ist in neuester Zeit die Hartmann'sche Philosophie so populär geworden. Indem Hartmann alle Vorgänge in Welt und Menschenleben, die wir nicht begreifen, aber gerne begreifen möchten, als Thaten des »Unbewusten« hinstellt, hat er ebenfalls der wissbegierigen Menge so eine einfache Formel hingeworfen, mit der sie sich gerne zufrieden gibt und bei der sie sich beruhigt. Jetzt wissen sie's, worüber sie sich bisher vergebens den Kopf zerbrachen. »Das Unbewusste thut's!« auch eine »philosophische« Erklärung — weil sie weder in der Bibel noch im Katechismus steht! — Die Leute sind glücklich und Hartmann ist populär.

Eine jede solche Formel hat das Eigenthümliche oder vielmehr es liegt im Wesen einer jeden solchen Formel, dass sie wohl einige Zeit auf alle Erscheinigen des Lebens angewendet werden kann (was, wenn es der Meister selbst nicht thut, seine »Schule« besorgt): dass sie jedoch keiner weitern wissenschaftlichen Entwicklung und Vertiefung fähig ist. So hat sich denn auch die Philosophie der Geschichte in Deutschland mit dem Hegel'schen absoluten Geist in eine Sackgasse verrant, aus der es keinen rechten Ausweg mehr gab. Die specifisch Hegel'sche Philosophie der Geschichte endigt mit Hegel und einigen seiner Schüler (man denke z. B. an Gans und dessen »Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung«), die seine Formeln auf einige andere Gebiete des Wissens anzuwenden versuchten. Eine fruchtbare, wissenschaftliche Fortentwicklung war in dieser Richtung nicht möglich. Mit dem »absoluten Geist« gieng es nicht weiter; das Kunststück, das Hegel mit demselben anstellte, verpuffte wie ein Feuerwerk. Nur hie und da wurde von Historikern und historischen Dilettanten ein versprühter Funke dieses Feuerwerks aufgefangen und zu kleinen

Flämmchen entfacht; den unverſtändlichen »abſoluten Geiſt« verſuchte man einfach ins Alltägliche und Verſtändliche zu überſetzen, und zwar machten aus demſelben die Einen kurzweg den »Geiſt des Menſchen« in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung und feierten die »Siege desſelben über die Natur«; den andern erſchien jener abſolute Geiſt als »allmähliger Fortſchritt menſchlicher Cultur«, den ſie in der Geſchichte nachzuweiſen ſich beſtrebten; noch andere endlich glaubten den abſoluten Geiſt in den »Volksgeiſtern« und »Volksſeelen« zu erkennen und wandten ſich dem Studium und der Erforſchung dieſer Volksgeiſter zu. So entſtanden auf dem Grabe der Hegel'ſchen Philoſophie die ſog. Culturgeſchichte [1]) (Kolb, Klemm, Henne am Rhyn, Hellwald) und die Völkerpſychologie (Lazarus und Steinthal). [2])

---

[1]) Ueber die Entwicklung der Culturgeſchichte ſehe man die gediegene Schrift von Jodl »Die Culturgeſchichte, ihre Entwicklung und ihr Problem.« Halle 1878. Bezeichnend für das groſse Anſehen, das die Culturgeſchichte noch immer genieſst, ſind folgende, nicht übertreibende Worte Jodl's: So kann man alſo ſagen, es ſei die Auffaſſung der Geſchichte unter dem leitenden Geſichtspunkt einer Entwicklung der Cultur, welche die Signatur unſerer gegenwärtigen Geſchichtswiſſenſchaft bilde und mehr oder weniger alle Leiſtungen derſelben beherrſche, auch da, wo dieſelben ſich auf ſpecielle Gebiete beſchränken und keineswegs den Anſpruch erheben, die Geſammtheit der Culturleiſtungen einer Zeit oder eines Volkes zur Darſtellung zu bringen« S. 3. Wenn aber Jodl S. 98 ff. es unternimmt, die Culturgeſchichte als beſondere Wiſſenſchaft, welche zwiſchen »erzählender Univerſalgeſchichte« und »reflectirender Geſchichtsphiloſophie« die Mitte halten ſoll, zu retten: ſo erachten wir dieſen Verſuch theils als einen überflüſſigen, theils als einen verfehlten. Der von ihm für die Culturgeſchichte vindicirte »Geſichtspunkt des Zuſtändlichen« erinnert an die ähnlichen ſcholaſtiſchen Bemühungen der Statiſtiker, ihrer »Wiſſenſchaft« einen Inhalt zu geben.

[2]) Für das Verhältniſs der Völkerpſychologie zur Hegel'ſchen Philoſophie mögen als charakteriſtiſche Illuſtration die Definitionen des Staates bei Hegel und Lazarus angeführt werden. Während der Erſtere den Staat definirt als »die Geſtalt, welche die vollſtändige Realiſirung des Geiſtes im Daſein iſt« (Philoſophie der Geſchichte S. 20) erklärt Lazarus: »Jeder

Diejenigen aber, die fich mit folch' mühfeliger Kleinkrämerei nicht befriedigten, fondern nach Höherem und nach dem Ganzen ftrebten, kehrten um und knüpften wieder an den alten Herder an und zwar die einen an deffen theologifche, die andern an deffen naturaliftifche Anfchauungen. Die erftere vollkommen unwiffenfchaftliche Richtung, deren Verfolgung immer am leichteften und am lohnendften ift, erreichte einen Höhepunkt (der Unwiffenfchaftlichkeit!) in Bunfen (Hippolytus und Gott in der Gefchichte); an die naturaliftifchen Anfchauungen Herders knüpfte Schelling mit feiner Naturphilofophie an, worin er den vagen Verfuch macht, die leblofe und belebte Welt mitfammt der Gefchichte als einen belebten und nach beftimmten Gefetzen fich entwickelnden »Organifmus« darzuftellen. Der Schelling'fche Verfuch enthielt kräftige Impulfe und Anregungen, die theilweife bis in die neuefte Zeit fortwirkten. Wir fagen theilweife, denn es darf nicht verkannt werden, dafs der neueften naturaliftifchen Richtung der Gefchichtsphilofophie und Sociologie auch noch von anderen Seiten die kräftigfte Förderung zu Theil ward. Und zwar kommt hier in erfter Linie der ungeheure Auffchwung der Naturwiffenfchaften in Betracht (Darwin, Haeckel, Wundt), zweitens die pofitiviftifche Philofophie Augufte Comte's, endlich der, an die naturaliftifchen Ideen Montesquien's und Herder's ftark fich anlehnende Verfuch Buckle's (Gefchichte der engl. Civilifation) die Gefchichte der Völker aus den Einwirkungen des Clima's und der fie umgebenden Natur zu erklären. [1])

Staat ift eine geäufserte, der Realität eingebildete Idee eines Volkes..« (Zeitfchrift f. Völkerpfychologie I. 10). Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, dafs wir fowohl die eine wie die andere Definition für ganz inhaltslofe »philofophifche« Phrafen anfehen, von denen die letztere fcheinbar etwas verftändlicher ift als die erftere — doch nur fcheinbar, wie wir das noch in der Folge zeigen werden.

[1]) Hier mag bemerkt werden, dafs Buckle damit eine Idee durch-

Von allen diefen Impulfen war derjenige der Schelling'fchen Naturphilofophie der unheilvollfte. Er verleitete nämlich in Deutfchland dazu, die Refultate der Naturwiffenfchaft und die Ideen Comte's und Buckle's in der Richtung für die »Sociologie« zu verwerthen, dafs man die Menfchheit und die »Gefellfchaft« als einen natürlichen Organifmus behandelte. Damit aber war man auf einen falfchen Weg gerathen, auf dem weder aus den Refultaten der Naturwiffenfchaft und noch viel weniger aus den Ideen Comte's und Buckle's für die Wiffenfchaft irgend ein pofitiver Gewinn zu erzielen möglich war.

Diefe letzte und neuefte geiftige Verirrung, bei der man fo viele naturwiffenfchaftliche Gedankenfchätze auf einen ganz fterilen Boden verfchwendete, wo diefelben

---

führen wollte, die bereits längft vor ihm als ein glücklich überwundener Standpunkt angefehen werden konnte. Sagte doch fchon Hegel ganz richtig: »Rede man mir nichts von griechifchem Himmel, denn jetzt wohnen da Türken, wo ehemals Griechen wohnten, damit Punktum und lafst mich in Frieden« und Gobineau's Werk (Effai fur l'inégalité des Races) widerlegt ebenfalls diefe falfche Anfchauung ganz entfchieden. Ja, Gobineau geht vielleicht feinerfeits zu weit, wenn er jeden Einflufs des Clima's auf die Entwicklung der Gefchichte ganz leugnet und letztere ausfchliefslich von der verfchiedenen Blutmifchung der Raffen abhängig fein läfst. Charakteriftifch für Gobineau ift in diefer Beziehung, dafs er den Mittelpunkt der Gefchichte immer dort fieht »où habite à un moment donné le groupe blanc le plus pur, le plus intelligent et le plus fort« und gegenüber diefem Raffenmoment den climatifchen Einflufs folgendermafsen ganz beftreitet: »Ce groupe refidât-il par un concours de circonftances politiques invincibles, au fond du glaces polaires où fous les rayons de feu de l'equateur, c'eft de ce côté que le monde intellectuel inclinerait. C'eft lá que toutes les idées, toutes les tendances, tous les efforts ne manqueraient pas de converger et il n'y a pas d'obftacles naturels qui puffent empêcher les denrées, les produits les plus lointains d'y arriver à travers les mers, les fleuves et les montagnes.« Das ift wohl das entgegengefetzte Extrem zu Montesquieu's und Buckle's Anfchauungen.

weder keimen noch Wurzel faſſen konnten, repräſentiren in Deutſchland die Sociologen Lilienfeld und Schäffle.

Durch die vielbändigen Werke beider [1]) zieht ſich ein einziger richtiger Gedanke oder eigentlich eine einzige richtige Vorſtellung, nämlich daſs das Leben der Menſchheit, das geſchichtliche und ſtaatliche Leben, ebenſo von feſten, unabänderlichen Geſetzen beherrſcht ſei, wie die anorganiſche und organiſche Natur. Dieſes Geſetz ſuchen ſie beide mit groſsem Eifer — und bis zu dieſem Punkte ſind ſie in vollem Rechte. Leider aber finden ſie es nicht und das wäre noch nicht ſo arg; ſchlimmer iſt's, daſs ſie beide es gefunden zu haben glauben und an dem Irrthum mit hartnäckiger, einer beſſeren Sache würdiger Conſequenz feſthalten.

Der Irrthum aber beider läſst ſich ganz kurz bezeichnen und auch nachweiſen. Beide glauben, daſs die menſchliche »Geſellſchaft« (wobei ſie ſelbſt im Unklaren ſind und die Unklarheit ruhig walten laſſen, ob ſie darunter die ganze Menſchheit, eine Raſſe, ein Volk, eine Nation oder ſonſt welche ſociale Gemeinſchaft verſtehen?) ebenſo und nach denſelben Geſetzen lebe und ſich entwickele wie die natürlichen Organiſmen; zu dieſer Vorſtellung verleitete beide ein unglückſeliges Gleichniſs, das ſich einige Naturforſcher erlaubten, daſs jeder Organiſmus eine Gemeinſchaft vieler Individualzellen iſt, von denen jede eine Individualität für ſich bilde. Daraus ſchloſſen nun Schäffle und Lilienfeld etwas voreilig, daſs wahrſcheinlich auch jeder Menſch nur eine Zelle im »geſellſchaftlichen« Organiſmus bilde und auf dieſe flüchtige, ganz unſtichhältige Vorſtellung bauen ſie beide ihre bändereichen Syſteme, allerdings mit viel Geiſt und Witz, doch ohne wiſſenſchaftlichen Halt, ja viel-

[1]) Schäffle: Bau und Leben des ſocialen Körpers etc. Tübingen. Lilienfeld: Gedanken über die Socialwiſſenſchaft der Zukunft. Mitau.

leicht auch ohne den nöthigen wiſſenſchaftlichen Ernſt. Dabei will Lilienfeld vor ſeinen Vorgängern, die zwiſchen Geſellſchaft und natürlichem Organiſmus Analogien fanden (wie z. B. die organiſche Staatslehre von Rohmer, Bluntſchli etc.) dieſen Vorzug in Anſpruch nehmen, daſs er eine »reale Analogie« zwiſchen denſelben nachgewieſen, ja ſogar »bewieſen« zu haben glaubt. Und zwar wiederholt Lilienfeld die Behauptung, dieſes »bewieſen« zu haben, beinahe auf jeder Seite ſeines Buches; wenn eine ſo häufige Wiederholung einer ſolchen Behauptung etwas »bewieſen« zu haben, den Beweis erſetzen könnte, dann hätte er es freilich bewieſen. Einen andern Beweis aber hat er für ſeine »reale Analogie« nicht erbracht. Wohl aber hat Schäffle dieſelbe als bewieſen angenommen und wie er ſelbſt ſagt »ſyſtematiſch weiter verfolgt.«

Wir können nur eines ſagen — wer die Mühe nicht ſcheut und ſich durch Lilienfeld's und Schäffle's 4- und 5bändige Werke hindurcharbeitet und bei dieſer ſchwierigen Arbeit ſein nüchternes, geſundes Urtheil nicht einbüſst, der muſs zur Ueberzeugung kommen, daſs dieſe Werke trotz ihrer vielen Excerpte aus naturwiſſenſchaftlichen Werken und trotz des vielen auf die Nachweiſung der »realen Analogien« zwiſchen Biologie und Sociologie verwendeten Geiſtes und Witzes abſolut kein poſitives, wiſſenſchaftliches Reſultat ergeben.

4. Wiſſenſchaftlicher Werth der drei Grundrichtungen.

Sollen wir nun den Werth angeben, den die ſoeben dargeſtellten drei Richtungen der geſchichtsphiloſophiſchen oder ſociologiſchen Forſchung für die weitere Entwicklung

unserer Wissenschaft haben? Ueber die erste dieser Richtungen, die theologische, brauchen wir eigentlich nichts mehr zu sagen. Ihre Rolle ist ausgespielt; in der modernen Wissenschaft bedarf es keiner Widerlegung derselben mehr. Auch die zweite Richtung, die rationalistische oder metaphysische, ist in unserer Zeit in raschem Niedergange begriffen. [1]) Zwei Erkenntnisse, zwei mächtige Entdeckungen auf geistigem Gebiete gaben ihr den Todesstoss: die Erkenntniss von der Unfreiheit des Willens und die zweite von der Einheit der Natur und des Geistes. Möge der Kampf um diese zwei Positionen noch so lange fortdauern, sein Ausgang ist nicht zweifelhaft. Die Anhänger der Freiheit und des Dualismus kämpfen für eine verlorene Sache und der Schluss dieses Kampfes hängt nur von dem Zeitpunkt ab, in dem die dritte Richtung, die naturalistische, ihre siegreichen Banner auf der so lange vergebens gestürmten Position des geschichtsphilosophischen oder sociologischen Problems aufpflanzen wird. Zu dieser Erstürmung wollen wir unser Scherflein beitragen. Wir kennen die Gefahren dieses Unternehmens, aber auch trotz alledem und alledem dessen Werth. Wir wissen, was unserer wartet beim Fehlschlagen desselben, anerkennen aber im voraus die Bedeutung der, jeden durch Leichtfertigkeit verschuldeten Misserfolg auf diesem Gebiete mit Recht treffenden Strafe.

---

[1]) Ueber die rationalistische Richtung urtheilt Lotze: »Nach den platten Versuchen, den Lauf der Geschichte und alles was in ihren Ereignissen von Werth ist, aus nüchterner Willkühr der Einzelnen zu erklären, finden wir nun wieder mit Vorliebe von einem allgemeinen Geiste und seinem unbewusst organischen Wirken, gesellige Zustände der Menschen, religiöse Stimmungen und die veränderlichen Richtungen der Kunst abgeleitet etc.« Mikrokosmus I. 32.

5. Die Quellen der theiftifchen und rationaliftifchen Auffaffung.

Bevor wir nun zur Begründung unferer Auffaffung fchreiten, die wir kurzweg als realiftifche bezeichnen möchten, wollen wir zuerft die Quelle, aus der die theiftifchen und rationaliftifchen Auffaffungen floffen, in Betracht ziehen. Diefe Quelle liegt offenbar in unferem Denken. Diefes aber ift ebenfo wie unfer Körper ein Produkt der uns umgebenden Natur. Es kann nicht anders fein. Nur dafs auf unfern Körper, auf feine materielle Qualität, materielle Beftandtheile der uns umgebenden Natur einfliefsen, unfer Denken aber mit beeinflufst und gebildet wird von Vorgängen, die darauf einwirken. Unfer Denken ift abhängig von Eindrücken, die es empfängt. Was um uns her gefchieht, was wir um uns her im menfchlichen Leben und in den Vorgängen der Natur beobachten, das giebt unferem Denken feine Prägung und Geftaltung. Wenn wir nach Molefchott's nicht ganz unrichtiger Bemerkung materiell das find was wir effen, fo find wir geiftig gewifs grofsentheils das was wir erleben, d. h. was wir anfchauen und mit unferem Intelekt percipiren.[1]) Was anderes kann unfer Denken zuerft nicht fein. Aus diefer Befchaffenheit unferes Denkens als eines Produktes der von uns empfangenen, intelectuellen Eindrücke erklären fich

---

[1]) »Ift der phyfifche Menfch zunächft Product der Natur, fo ift der geiftige Menfch vorzugsweife Produkt der Gefellfchaft« (Lilienfeld l. c. I 261). Diefen Satz hört man oft wiederholen; es handelt fich nur darum, den vagen Begriff der Gefellfchaft zu analyfiren und zu präcifiren, um auch die Art und Weife des Einfluffes eines folchen collectiven Factors auf das Individuum genauer kennen zu lernen. Das ift bis jetzt wenig gefchehen.

zur Genüge die Täuschungen der theistischen und rationalistischen Auffassung.

Im täglichen Leben hatte frühe schon der Mensch Gelegenheit sich schaffend und schöpferisch zu bethätigen und also auch zu beobachten. Wie er sich als Urheber der von ihm geschaffenen Werke ansah, so musste er für die existirende Welt, die nicht von ihm geschaffen war, einen andern Schöpfer voraussetzen. Der Gedanke, dass er selbst vieles schaffe, erzeugte mit Nothwendigkeit den andern, dass die von ihm nicht geschaffenen Dinge von einem anderen Schöpfer herrühren. Dieser Gedanke, einer nothwendigen Denkungsweise entsprungen, erzeugt die theistische Auffassung.

Die Erfahrung, dass der Mensch nichts ohne Plan und Absicht schaffe: erzeugte den weiteren Gedanken, dass auch dieser unbekannte Schöpfer sein Werk, die von ihm geschaffene Welt, mit Plan und Absicht schuf.

Und nun war der Entwicklung der theistischen Auffassung eine weite Bahn eröffnet.

An dieselbe schloss sich die rationalistische eng an. Denn wo immer der Mensch handelnd auftrat, wurde bei oberflächlicher Betrachtung sein Handeln als ein freies und zielbewusstes aufgefasst. Der Gedanke des freien Willens und zielbewussten Handelns ist also ebenfalls nur eine der vielen Einprägungen, die der menschliche Geist aus dem täglichen Leben und dessen Vorgängen empfängt. Die Ideen des zielbewussten Weltschöpfers und des, durch seine aus freiem Willen entspringende Handlungen die »Weltgeschichte« machenden Menschen, mussten der ganzen Anlage des menschlichen Denkprozesses gemäss, ihre Ergänzung finden in dem Gedanken, dass sowohl die ganze Schöpfung, als auch die ganze Entwicklung der Geschichte nur im Menschen selbst ihren Zweck haben könne.

Da alles menſchliche Handeln immer eine Zweckbeziehung auf menſchliche Bedürfniſſe hat, ſo konnte der Geiſt des Menſchen gar keinen andern Gedanken faſſen, als daſs die ganze vom Weltſchöpfer geſchaffene Welt dieſelbe Zweckbeſtimmung hätte; und für was anders ſollte auch der in der Geſchichte handelnd auftretende Menſch ſich ſo ſehr bemühen als für ſeine eigenen Zwecke? Durch die Einwirkungen des täglichen Lebens und der geſchichtlichen Erfahrung geformt und gebildet, war der menſchliche Geiſt eines andern Gedankens, einer andern Auffaſſung gar nicht fähig. Im Spiegel ſeines Geiſtes konnte ſich Weltſchöpfung und Weltgeſchichte gar nicht anders darſtellen, denn als Mittel für ſeine Zwecke.

---

5. Kriticiſmus und Moniſmus.

Spät erſt gelangte der menſchliche Geiſt zu Zweifeln über die Beſchaffenheit dieſes Spiegels und tiefere Unterſuchungen desſelben zeigten, daſs ſo manches darin ſich darſtellende Bild ſeine Form und ſeine Geſtalt nicht aus der Wirklichkeit nehme, ſondern der Form und Geſtalt dieſes Spiegels ſich anpaſſe.

Dieſe Erkenntniſs iſt die gröſste That menſchlicher Wiſſenſchaft (Hume, Kant). Erſt nachdem dieſe vollbracht war, konnte im menſchlichen Geiſte die Ahnung aufſteigen, daſs nicht er ſelbſt der Mittelpunkt der Schöpfung, nicht er der Quell aller Geſchichte ſei — daſs er vielleicht nur ein willenloſes Atom im groſsen Weltall und daſs die ganze Entwicklung der Geſchichte, deren verſchwindend kleinſter Theil erſt in ſein reflectirtes Bewuſstſein überging, nur ein nach höheren, nicht von ihm abhängigen Geſetzen ſich vollziehender Naturprozeſs ſei, den er mitmache, der aber mit nichten nur ſeinetwegen ſich abſpiele.

Dieſer dunkle und nach dem erſten oberflächlichen Eindruck unheimliche Gedanke hat durch die moderne Naturwiſſenſchaft in vielen Stücken eine mächtige Unterſtützung und Beſtätigung gefunden, in deren Folge die geozentriſche und antropozentriſche Anſchauung zu den überwundenen Standpunkten gelegt wurden. Man war nun bei der naturaliſtiſchen und zugleich moniſtiſchen Auffaſſung angelangt. Dieſelbe geht von der Ueberzeugung aus, daſs die menſchheitliche Geſchichte ſich ganz ebenſo abſpielt, wie jeder andere Naturprozeſs, welcher beſtimmten, unabänderlichen Geſetzen folgend, ſich mit eiſerner Nothwendigkeit vollzieht.

In dieſer Ueberzeugung ſtimmen die modernen Sociologen überein — ſie iſt der Grundton, der ſich durch die Werke Comte's, Carey's, Spencer's, Lilienfeld's und Schäffle's hindurchzieht. Aber dieſe Ueberzeugung bleibt ſo lange noch eine ſubjective, ſo lange ſie nicht wiſſenſchaftlich begründet iſt. Es muſs nachgewieſen und bewieſen werden, daſs die menſchliche Geſchichte ein ſolcher Naturprozeſs iſt und worin derſelbe beſteht.

---

6. Die Naturprozeſſe.

Die Anſtrengungen der neueren Sociologie galten daher dem Verſuche, das Weſen dieſes groſsen weltgeſchichtlichen Naturprozeſſes zu ergründen.

Wenn dieſe Anſtrengungen bis heutzutage fruchtlos blieben, ſo liegt die Urſache davon wieder darin, daſs die Beſchaffenheit des menſchlichen Geiſtes, der alte Vorrath falſcher Begriffe, die eingewurzelten Denkgewohnheiten auch bei dieſen Unterſuchungen eine verhängiſsvolle Rolle ſpielten und bisher noch jeden Verſuch, das Weſen des

geſchichtlichen und ſocialen Naturprozeſſes zu ergründen, vereitelten.

Vor allem alſo müſſen wir dieſe ſtörenden und irreführenden, im menſchlichen Geiſte ſelbſt liegenden Urſachen näher ins Auge faſſen, um uns ihren ſchlimmen Folgen deſto ſicherer entziehen zu können. Die erſte dieſer Urſachen lag in dem falſchen Begriff, den man ſich überhaupt von einem Naturprozeſs machte.

Dieſer Begriff nämlich konnte im menſchlichen Geiſte ſelbſtverſtändlich kein anderer ſein als derjenige, der ſich ihm aus den ihn umgebenden, von ihm bisher beobachteten und gekannten Naturprozeſſen ergab.

Die Naturprozeſſe, die der Menſch bisher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, laſſen ſich im Ganzen auf vier Arten zurückführen. Er kennt den ſyderiſchen Naturprozeſs, der mit Hilfe der raumdurchdringenden Kräfte der Anziehung und der Gravitation mit bewundernswürdiger Regelmäſsigkeit die Planeten um Sonnen kreiſen läſst.

Er kennt chemiſche Naturprozeſſe, welche im Mineralreich vor ſich gehen und in denen chemiſche auf Verwandtſchaft beruhende Kräfte eine Rolle ſpielen.

Er kennt vegetabiliſche Naturprozeſſe, welche eine höhere und complicirtere Art der ſoeben erwähnten ſind und an dem pflanzlichen Organiſmus zur Erſcheinung kommen.

Er kennt ſchlieſslich animaliſche Naturprozeſſe, die er an belebten Organiſmen, alſo an dem Thierreich und an ſich ſelbſt beobachtet.

Dieſe vier Arten von Naturprozeſſen nehmen im menſchlichen Geiſte leicht die Form einer Stufenfolge vom Niedrigeren zum Höheren an — ſie treten zu einander in ein ſolches Verhältniſs nicht der Natur der Sache gemäſs, ſondern zufolge der Syſtematiſirungsſucht unſeres Geiſtes. Denn welches Verhältniſs des Höheren und Niedrigeren

kann an und für ſich zwiſchen dem Kreiſen der Planeten und dem Entſtehen und Vergehen lebender Weſen exiſtiren? Aber das Faſſungsvermögen des menſchlichen Geiſtes ſucht immer und überall gewiſſe Stützpunkte, ſozuſagen Krücken, um ſich beſſer aufrecht halten zu können, und daraus folgt, daſs alles und jedes, was nur in deſſen Bereich fällt, ſich es gefallen laſſen muſs, mit all und jedem in dieſem Bereiche befindlichen in Relationen gebracht und in ſyſtematiſche Verhältniſſe eingezwängt zu werden.

Die Kryterien aber für dieſe Syſtematiſirung zu finden, iſt nicht ſchwer, denn dieſelben brauchen gar nicht der wirklichen Natur der Erſcheinungen zu entſprechen, ſondern werden aus dem Reſervefonde der Perceptionsmittel geholt, die uns bei der Auffaſſung dieſer Erſcheinungen zu Gebote ſtehen. So iſt es denn nicht ſchwer, für dieſe vier Arten von Naturprozeſſen ein Kryterium zu finden, nach welchem ſie ſich in eine aufſteigende Entwicklungsreihe als einzelne Phaſen einſtellen laſſen. Ein ſolches Kryterium iſt die Anzahl der Kräfte die nach unſerer Vorſtellung bei den einzelnen dieſer Prozeſſe thätig ſind.

Und zwar betrachten die Naturforſcher bald die einen dieſer Kräfte für einfacher, die andern für complicirter und laſſen die erſteren in den letzteren mit inbegriffen ſein oder ſie laſſen in demſelben Naturprozeſſe bald nur einen, bald mehrere für ſich wirkende Kräfte auftreten und claſſificiren dieſe Naturprozeſſe nach der Zahl der in ihnen auftretenden Kräfte in einfache und complicirtere oder was dasſelbe beſagt, in niedrigere und höhere.

Eine ſolche in der Naturwiſſenſchaft gang und gäbe Vorſtellung reſumirt Quatrefages,[1]) indem er ſtatt von einzelnen Naturprozeſſen von Naturreichen ſpricht (règnes), in denen dieſelben ſich abſpielen, wie folgt: das Planeten-

[1]) Quatrefages L'espèce humaine Paris 1878.

reich (règne ſideral) iſt durch eine allgemeine Erſcheinung charakteriſirt, nemlich durch die Keppler'ſche Bewegung, die man auf eine einzige Kraft zurückführen kann, auf die Schwerkraft.

Das Mineralreich iſt charakteriſirt durch zweierlei Erſcheinungen: durch die Keppler'ſche Bewegung und durch phyſikaliſch-chemiſche Erſcheinungen, welche beiderlei Arten von Erſcheinungen zurückführbar ſind auf zwei Kräfte: die Schwerkraft und die Etherodynamie.

Das Pflanzenreich iſt durch dreierlei Erſcheinungen charakteriſirt: Keppler'ſche Bewegung, phyſikaliſch-chemiſche und drittens vitale Erſcheinungen, die zurückführbar ſind auf drei Kräfte: die Schwerkraft, Etherodynamie und Lebenskraft.

Das Thierreich endlich iſt durch viererlei Arten von Erſcheinungen gekennzeichnet: Keppler'ſche Bewegung, phyſiſch-chemiſche Erſcheinungen, vitale Erſcheinungen und endlich willkürliche Bewegungen; alle dieſe Erſcheinungen ſind zurückführbar auf vier Kräfte: Schwerkraft, Etherodynamie, Lebenskraft und Thierſeele.[1]) Selbſtverſtändlich citiren wir hier die obige Claſſification der Naturprozeſſe nur als Beiſpiel, um zu zeigen, wie ſich die Naturwiſſenſchaft mit den beobachteten Proceſſen abfindet, wie ſie dieſelben ſiſtematiſirt. Eine weitere Bedeutung legen wir dieſer Claſſification nicht bei, denn an und für ſich iſt an dieſer Claſſification alles willkürlich; alles beruht auf Namen, die man unbekannten Urſachen giebt, was übrigens auch Quatrefages anerkennt. Genau genommen nemlich iſt weder ein Grund vorhanden, von einem niedrigeren oder einfacheren und einem höheren oder complicirteren Naturprozeſs zu ſprechen; noch iſt es erwieſen oder erweislich, daſs Schwerkraft etwas einfacheres

[1]) Quatrefages l. c. p. 5—12.

oder gar anderes fei als Etherodynamie oder Etherodynamie etwas einfacheres oder anderes als die fog. Lebenskraft oder die fog. Thierfeele. Wie gefagt, es find das nur Nothbehelfe unferer Vorftellung, die über die Eigenfchaften der Dinge uns gar keine Auskunft geben. Nichtsdeftoweniger aber find diefe Vorftellungen über Naturprozeffe und die denfelben zu Grunde liegenden Kräfte infofern von grofser Bedeutung, weil fie auf das ganze menfchliche Denken, wo es fich nur um Naturerfcheinungen handelt, von entfcheidendem und beftimmendem Einfluffe find. Und fo ift es denn natürlich, dafs im Augenblicke, wo in Folge der Befeitigung der theiftifchen und rationaliftifchen Täufchungen über das Wefen der menfchheitlichen Gefchichte die Erkenntnifs dämmerte, dafs diefe letztere vielmehr nichts anderes als ein Naturprozefs ift, in welchem der Menfch als ein willenlofes Atom fich fortbewegt: dafs in diefem Augenblicke nur an einen folchen Naturprozefs gedacht werden konnte, deffen Begriff im menfchlichen Denken bereits vorlag. Nun kannte diefes Denken nur die obigen vier Arten von Naturprozeffen und mufste fich daher für einen derfelben entfcheiden. Das Naheliegendfte war denn, dafs man von diefen vier Naturprozeffen den höchften, alfo den animalifchen, mit der Entwicklung der menfchheitlichen Gefchichte in Verbindung brachte und fich diefelbe in irgend einer ähnlichen Form als Naturprozefs zu erklären fuchte. Dabei konnte es zwei Methoden geben und hat es auch in der That gegeben. Entweder man dachte fich die ganze Menfchheit in ihrer gefchichtlichen Gefammtentwicklung als eine Art belebten Wefens, das feine Kindheit, Jugend, Mannes- und Greifenalter durchmachen mufs, und fuchte auf diefe Weife die gefchichtliche Entwicklung der Menfchheit zu erklären. Oder man fafste diejenigen focialen Einheiten und Gemeinfchaften, in denen fich je einzelne Theile der

Menſchheit zuſammengefaſst unſerem Auge darſtellen, als ſolche »lebende Organiſmen« auf und ſuchte in ihren Einzelentwicklungen das Vorhandenſein dieſes animaliſchen Naturprozeſſes nachzuweiſen. Wie geſagt, dieſe zwei Methoden ſind die naheliegendſten und wurden hie und da ſchon in älteſter, am häufigſten aber in neueſter Zeit befolgt, ſelbſtverſtändlich aber ohne irgend einen bleibenden, wiſſenſchaftlichen Erfolg.

7. Die gangbare Vorſtellung über die Entwicklung der Menſchheit.

Als weitere Urſache des Miſslingens der Verſuche, die Geſchichte als Naturprozeſs darzuſtellen, erſcheinen uns wieder Anſchauungen und Vorſtellungen, die ſich aus den Eindrücken des täglichen Lebens und den oberflächlich recipirten Erfahrungen der Geſchichte dem menſchlichen Geiſte eingeprägt haben. Zu dieſen gehört in erſter Reihe die Vorſtellung von der Geneſis und der Verbreitung und Vermehrung der Menſchheit auf der Erde.

Die tägliche Erfahrung prägt es dem menſchlichen Geiſte ein, daſs aus einem geſchlechtsverſchiedenen Menſchenpaare viele Nachkommen hervorgehen und daſs dieſe Nachkommenſchaft durch fortgeſetzte Zeugung die Zahl der Nachkommen ihres Elternpaares wieder bedeutend vermehrt. Dieſe Betrachtung aus dem täglichen Leben auf den unbekannten Gang der Entwicklung der Menſchheit übertragen, erzeugt im menſchlichen Geiſte die gangbare Vorſtellung von der Art und Weiſe der Vermehrung des Menſchengeſchlechts, indem mit Zuhilfenahme der einfachſten Denkoperation die ganze Menſchheit ſich als von einem

Paare abſtammend darſtellt.[1]) Daſs die Dinge in der Wirklichkeit ſich anders abſpielen mochten, als ſie ſich im Spiegel ſeines von den Einprägungen der täglichen Erfahrungen gebildeten Geiſtes darſtellen, das überſieht der Menſch nur allzuleicht. Er faſst die Geſtalten der Auſsenwelt und die Formen der geſchichtlichen Entwicklung nach den Schattenbildern auf, die ſie in ſeinen geiſtigen Geſichts-

[1]) Linnè will mittelſt dieſer einfachen »logiſchen« Operation die Abſtammung der einzelnen Spezies von je einem Urpaar beweiſen, wogegen Prichard die nur zu richtige Bemerkung macht, daſs man »einen völlig genügenden Beweis von einem ſo ſpeculativen Verfahren durchaus nicht hernehmen kann« Prichard: Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechtes deutſch von Wagner. 1840. I 15. Auch die falſch aufgefaſsten Lehren Darwin's (ſ. unten II. 15) verleiteten die Gelehrten und Forſcher faſt auf allen Wiſſensgebieten, ſpeciell aber die Linguiſten überall den einfachen Anfang zu ſehen und die beſtehende groſse Mannigfaltigkeit ſocialer und geiſtiger Erſcheinungen, alſo z. B. der Völker und Sprachen aus urſprünglichen einfachen Einheiten zu deduciren. So ſagt z. B. Laſſaulx in ſeiner Philoſophie der Geſchichte: »Das ganze Menſchengeſchlecht iſt ſeiner leiblichen und geiſtigen Natur nach nichts Anderes als die in die Vielheit auseinandergegangene Einheit des erſten Menſchen und der erſte Menſch nichts Anderes als die noch in der Einheit beſchloſſene Vielheit aller derjenigen, die aus ihm hervorgehen.« Wir werden im Verlaufe unſerer Ausführungen noch mannigfach darauf zurückkommen und die Irrthümlichkeit dieſer Anſchauung, die heute auf ſo vielen Gebieten menſchlichen Forſchens herrſchend geworden iſt, nachweiſen. Ein leider zu früh verſtorbener und mit Recht ſehr gefeierter deutſcher Sprachforſcher, Lazar Geiger, hat jene Anſchauung, nachdem er ihre Berechtigung auch auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaft nachgewieſen zu haben glaubte, als groſses Entwicklungsgeſetz der Menſchheit formulirt: »Das Hervorgehen des Manigfaltigen aus der Einheit, ſagt er, es ſcheint das groſse Grundgeſetz aller Entwicklungen der Natur und des Geiſtes zu ſein« (Zur Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit. Stuttgart 1871. S. 28). Er hat hiemit der heute ſiegreichen und herrſchenden Anſchauung treuen Ausdruck gegeben. Wir können derſelben leider nicht beiſtimmen. Uns ſcheint das gerade Gegentheil wahr zu ſein — und wir hoffen im Laufe dieſer Ausführungen unſere Anſicht zu begründen.

kreis werfen. Nun ſind aber dieſe Schattenbilder keineswegs getreue Abbildungen der Dinge, ſondern erleiden eine Umgeſtaltung durch die Natur und Beſchaffenheit dieſes ſeines geiſtigen Horizontes. Will man daher der wahren Beſchaffenheit dieſer Dinge auf die Spur kommen, ſo muſs man an dieſen in den geiſtigen Horizont einfallenden Schattenbildern erſt eine Correctur vollziehen, indem man ſich von ihnen alles das wegdenkt, was einzig und allein durch die Natur und Beſchaffenheit unſeres geiſtigen Horizontes an ihnen entſtanden iſt reſp. geändert wurde. Nur durch die Vornahme einer ſolchen Correctur können wir in unſerem Geiſte die treuen Abdrücke der Dinge percipiren. Dieſe Correctur aber muſs darin beſtehen, aus unſeren Vorſtellungen über die Dinge alles das zu eliminiren, was offenbar nur eine Zuthat unſeres Geiſtes und ſeiner Denkgewohnheiten iſt. Nach Vornahme dieſer Eliminirung müſſen wir dann verſuchen, die übrigbleibende oder direct entgegengeſetzte oder auch eine beliebig andere Vorſtellung über die Dinge probeweiſe feſtzuhalten und dieſelbe an anderen uns bekannten Thatſachen der Natur und der geſchichtlichen Erfahrung auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Nur auf dieſem Wege können wir zu wahren Vorſtellungen über die Dinge zu gelangen hoffen. Wir ſagen zu »Vorſtellungen«, denn davon ſind wir weit entfernt, die Möglichkeit einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs des Entwicklungsganges der Geſchichte der Menſchheit heutzutage zuzugeben. Daran hindern uns zwei Umſtände. Erſtens iſt die Spanne Zeit der uns bekannten Geſchichte gar zu klein als daſs man von ihr irgend einen berechtigten Schluſs auf die geſammte vielleicht nach Millionen Jahren rückwärts zählende und ebenſo vielen entgegengehende Geſchichte der Menſchheit ziehen könnte. Das Bischen uns bekannter Geſchichte mag ja nur eine momentane Krümmung und Wendung dieſes Millionen

Jahre umfassenden Entwicklungsganges repräsentiren — eine momentane Wendung, vielleicht gar eine momentane Abweichung, die auf die Richtung der ganzen Entwicklung gar keinen Schluss ziehen lässt? Wenigstens sind wir auf diesem Gebiete noch sehr weit entfernt von der Kunst des Astronomen, aus einer kurzen, ja aus der verschwindend kleinsten an einem Planeten beobachteten Richtung seines Laufes mittelst mathematischer Operationen die ganze vergangene und künftige Bahn desselben zu berechnen. Nachdem wir von diesem Höhepunkt der Wissenschaft auf unserem Gebiete noch sehr weit entfernt sind, müssen wir uns überhaupt hüten, aus dieser kurzen Strecke bekannter Entwicklungsbahn auf die ganze, irgend welche sichere Schlussfolgerungen zu ziehen (von Berechnungen ist ohnediess keine Rede). Zweitens haben wir es auf unserem Gebiete mit dem bei weitem schwierigsten Räthsel zu thun, das irgend welcher Wissenschaft entgegentritt — nämlich mit dem Menschen und seinen Handlungen. Wir sollen die Gesetze erforschen, nach denen die Ereignisse sich vollziehen, die durch menschliche Handlungen gesetzt werden; wir sollen also in letzter Linie die Gesetzmässigkeit dieser Handlungen darlegen, also den geheimnissvollen Zusammenhang der Gesetzmässigkeit von Ereignissen mit der Willkühr der Einzelnen aufhellen. Diese Aufgabe zu lösen ist die Wissenschaft heutzutage noch nicht im Stande. Von einer wissenschaftlichen Erkenntniss der Gesetzmässigkeit der socialen Entwicklung sind wir des störenden Dazwischentretens des Menschen wegen noch weit entfernt. Also nicht von Erkenntnissen kann es sich vorerst handeln, sondern nur von beiläufigen Vorstellungen, und es ist gut, sich über diesen einzig möglichen geringen Inhalt derselben und darüber, was sie nicht enthalten können, im voraus klar zu werden. Was nun diese zu erlangenden Vorstellungen keineswegs enthalten

können, das ift den Zweck diefer ganzen menfchheitlichen Entwicklung. Denn um den Plan oder auch nur den Zweck derfelben kennen zu lernen, müfste fie eben in ihrer Gänze, in ihrer Gefammtheit uns bekannt fein. Bekanntlich darf man einem Narren keine halbe Arbeit zeigen. Warum? Weil er voreilig von der Hälfte auf das Ganze fchliefsen will und dabei felbftverftändlich irrt. Der Kluge aber wird von etwas Unfertigem auf das Vollendete nicht fchliefsen wollen.[1]) Sodann können diefe Vorftellungen keineswegs eine Erklärung und ein Begreifen aller

[1]) Die Gefchichtsphilofophie und ihre Tochterwiffenfchaften begiengen aber immer den Irrthum, die bekannte Gefchichte der Menfchheit als ein Ganzes aufzufaffen und als ein folches zu conftruiren. — Aus dem vermeintlichen Ganzen wollte man die Idee herauslefen und bemühte fich, nachzuweifen, wie diefe Idee von dem angeblichen Anfange fich zu entwickeln begann, welche Stadien fie durchlief und zu welchem Höhepunkte fie gelangte oder anzulangen im Begriffe ftehe. Und als eine nüchterne Betrachtung die Nichtigkeit diefer Auffaffung der bekannten Gefchichte als eines einheitlichen Ganzen erwies: verfiel man in Verzweiflung an der Möglichkeit der Wiffenfchaft felbft, die doch nur eine Abftraction aus einem Ganzen fein könne — wie man meinte. Ebenfo falfch wie jene Auffaffung der Gefchichte als eines überfehbaren Ganzen, ebenfo grundlos ift diefer Skepticifmus. Um einen Naturprozefs wiffenfchaftlich zu begreifen, braucht man ihn durchaus nicht in feiner Totalität vor fich zu haben; letzteres ift bei Naturprozeffen überhaupt unmöglich, da die Naturprozeffe fich in unendlichen Zeiträumen abfpielen. Doch ift es ja das eigenthümliche aller Naturprozeffe, dafs fie immer gleichartig verlaufen und dafs jedes zeitlich begränzte Stück derfelben nach denfelben Gefetzen verläuft, wie das unabfehbare in der Unendlichkei fich verlierende Ganze. Wir werden alfo allerdings uns hüten, die uns bekannte Gefchichte der Menfchheit als ein Ganzes aufzufaffen: wir werden es immer feft im Auge behalten, dafs wir es da nur mit einem verfchwindend kleinen Fragment eines unendlichen Prozeffes zu thun haben. Doch nichtsdeftoweniger mufs uns diefes zeitlich begrenzte Fragment Rede und Antwort ftehen und uns Auskunft geben über die Gefetze, nach denen fich der Prozefs felbft in alle Ewigkeiten abfpielt. An der Möglichkeit der Wiffenfchaft diefes Naturprozeffes werden wir defshalb keineswegs verzweifeln.

Details dieſer ſocialen Entwickung enthalten; dieſelbe ſpielt ſich nämlich in Vorgängen ab, die uns Widerſprüche und Gegenſätze in Fülle darbieten, welche zu erklären eben wegen der Natur des Menſchen unmöglich iſt.

Was dieſe Vorſtellungen alſo einzig und allein enthalten können, das ſind die Hauptcontouren dieſer ſocialen Entwicklung in der uns bekannten Spanne Zeit und zwar *vorerſt* mit völliger Außerachtlaſſung all der untergeordneten Züge, die zu dieſen Hauptcontouren nicht paſſen und ihnen zuwiderlaufen.

Gewiſs, eine gründliche, wiſſenſchaftliche Erkenntniſs der Geſetze der ſocialen Entwicklung müſste auch all dieſe Abweichungen und Gegenſtrömungen erklären — davon müſſen wir aber bei dem ganz primitiven Stande unſerer Wiſſenſchaft noch abſehen. Wir müſſen uns vorderhand mit den Grundſtrichen dieſer Entwicklung, mit beiläufiger Vorſtellung über die Hauptſtrömungen derſelben begnügen und die Erklärung der denſelben anſcheinend zuwiderlaufenden Striche und Strömungen ſpäteren Forſchungen und ſpäteren Zeiten überlaſſen. Nachdem wir unſere Aufgabe ſo einſchränkten und unſere Aſpirationen ſo herabſtimmten — können wir es wohl verſuchen, auf dem oben angedeuteten Wege zu einer richtigen Vorſtellung über die Anfänge und den Entwicklungsgang der Menſchheit zu gelangen.

Doch wollen wir zuerſt noch zwei Punkte feſtſtellen, von denen der erſte dieſen Verſuch überhaupt rechtfertigen, der andere die einzuſchlagende *Richtung* desſelben andeuten ſoll.

---

8. Einheitliche Weltauffaſſung.

Trotz aller oben dargeſtellten Miſserfolge iſt es eine heutzutage weitverbreitete wiſſenſchaftliche Ueberzeugung,

die nicht nur zu immer neuen Verfuchen, das fociologifche Problem zu löfen anfpornt, fondern auch diefelben rechtfertigt, nämlich die Ueberzeugung von der »Einheit des Gefetzes« (Carey) oder die »moniftifche« Weltauffaffung (Häckel). Es ift das die Ueberzeugung, dafs es ein einheitliches, ja dafs es ein und dasfelbe Gefetz ift, welches auf allen Gebieten der Natur, fowohl auf denjenigen der materiellen wie der geiftigen Erfcheinungen herrfcht — dafs es überhaupt ein Irrthum ift, die Natur dualiftifch aufzufaffen und gar von befonderen Gefetzen der materiellen und geiftigen Welt zu fprechen. Wenn wir diefe Ueberzeugung eine wiffenfchaftliche nennen, fo kann uns freilich mit einigem Anfchein von Berechtigung der Einwand gemacht werden, dafs wiffenfchaftlich nur jene Ueberzeugung genannt werden darf, die nach den bekannten Regeln und Methoden der Wiffenfchaft zur Evidenz erwiefen ift; dafs der »Monifmus« oder die »Einheit des Gefetzes« fo lange fie nicht erwiefen ift, nur ein Glaube fei.

Darauf antworten wir, dafs erftens die Gefchichte aller Wiffenfchaften den Beweis liefert, dafs auch die grofsartigften und wichtigften Entdeckungen immer erft als Ahnungen im menfchlichen Geifte dämmerten, für die man von den verfchiedenften Seiten her und von fremden Wiffensgebieten Wahrfcheinlichkeitsgründe und Belege herbeiholte, auf welche geftützt man erft direkt auf die Entdeckung der zuerft nur geahnten Erkenntnifs ausgieng. Ift nun aber für eine, wenn auch noch nicht zur Evidenz erwiefene Wahrheit aus dem ganzen Entwicklungsgange der Wiffenfchaft, und aus den verfchiedenften andern Wiffensgebieten eine folche Menge von Wahrfcheinlichkeitsgründen herbeigeholt, dafs fich die noch nicht erwiefene Thatfache dem Geifte des Menfchen als eine faft unzweifelhafte aufdrängt: fo kann man wohl fchon von einer wiffenfchaftlichen Ueberzeugung fprechen, wenn auch nur in dem

Sinne, dafs für dieselbe indirekte und anderen Wissensgebieten entnommene wissenschaftliche Gründe sprechen.

So wird man, um ein bekanntes Beispiel zu citiren, die Ueberzeugung des Columbus, dafs es auf der andern Hemisphäre ein bewohntes Land geben müsse, wohl als eine wissenschaftliche bezeichnet haben dürfen, auch bevor dieselbe erwiesen war — und die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns viele solcher Beispiele von wissenschaftlichen Ueberzeugungen, die sich auf noch nicht erwiesene Thatsachen bezogen. Eine solche scheint uns nun in unseren Tagen die »Einheit des Gesetzes«, der »Monismus« zu sein.

Dafs sie eine allgemeine ist, lehrt ein Blick in die Literatur aller modernen Wissenschaften. Göthe gab dieser Ueberzeugung den schönen poetischen Ausdruck: »Natur hat weder Kern noch Schaale, sie ist alles mit einem Male.« »Was uns bewegt, sagt Lotze (I. 79) ist die eine Ueberzeugung, dafs die Natur nicht blos ihrem Sinne nach, sondern auch in den Gesetzen ihres Haushalts nothwendig ein Ganzes bildet, dessen verschiedene Erzeugnisse nicht nach verschiedenem Recht, sondern nur nach der verschiedenen Benützungsweise desselben Gesetzeskreises von einander abweichen. Auf dieser Voraussetzung beruhen alle Hoffnungen, die wir für den Fortschritt der Wissenschaft hegen und alle Gewohnheiten unseres praktischen Lebens. Wer vor der ungeheuern Aufgabe zurückschreckt, die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens auf diese Grundlagen wirklich zurückzubringen, empfindet ein Gefühl, das wir völlig theilen. Aber die Gröfse der geforderten Leistung darf uns nicht bewegen, zu ihrer bequemeren, aber nur scheinbaren Erfüllung Principien zu wählen, deren Möglichkeit wir eben so wenig einsehen.«

Buckle baut auf dieser Einheit des Gesetzes in Natur- und Geistesleben das ganze wissenschaftliche Gebäude seiner Geschichtsphilosophie. Ebenso Carey, der eine grofse

Partie feines Werkes über Socialwiffenfchaft, der Betrachtung und dem Nachweis diefer »Einheit des Gefetzes« widmet.[1]) Draper beginnt feine Gefchichte der geiftigen Entwicklung Europa's mit der Auseinanderfetzung, dafs auch im »focialen und individuellen Leben« natürliche Gefetze walten. Bastian leitet mit ähnlichen Betrachtungen fein Hauptwerk »der Menfch in der Gefchichte« ein. »Was in uns denkt ift nur das weitere Erzeugnifs eines Naturkörpers.«

9. Einzufchlagende Richtung.

Wenn wir uns nun auf diefe allgemeine wiffenfchaftliche Ueberzeugung ftützen, fo fragt es fich noch, welche Richtung wir einfchlagen müffen, um zur Löfung des fociologifchen Problems zu gelangen und darüber wird uns die befte Auskunft die Betrachtung des Haupthinderniffes geben, welches bis jetzt diefer Löfung im Wege ftand.

Diefes Hindernifs war folgendes.

Auf den erften Blick und fcheinbar ift es der Menfch der die Gefchichte macht. An feinen freien Willen ward nicht gezweifelt, und als endlich Zweifel darüber aufftiegen, ift diefer freie Wille philofophifch und unphilofophifch in taufendfacher Weife vertheidigt worden und gegen die gottlofen Zweifler wurden die fchwerften Verdächtigungen erhoben. Alles in allem, mufs man fagen, dafs die Lehre von der Freiheit des menfchlichen Willens bis heutzutage die Herrfchaft behauptet.

Nun entfteht das grofse Dilemma: macht ein »ewiges, ehernes« Gefetz die Gefchichte, oder macht es der freie Wille des Menfchen. Eines ist mit dem andern nicht vereinbar. Das erftere würde den letzteren ausfchliefsen: hält

[1]) Diefe Partie feiner Socialwiffenfchaft ift deutfch in Berlin als befonderes Buch unter dem Titel: „Die Einheit des Gefetzes" erfchienen.

man an letzterem fest, wie es bis heutzutage im großen Ganzen geschehen, da kann von einer Geschichtswissenschaft im Ernste gar keine Rede sein. Denn wie könnte man von einem nach Gesetzen sich abspielenden Proceß sprechen, wo der freie Wille des Menschen jeden Augenblick diesem Prozesse neue Bahnen vorschreiben kann?

Es könnte nun scheinen, daß uns nur eine Alternative bleibt um zu einer Geschichtswissenschaft, oder zu einer Naturgeschichte der Menschheit zu gelangen, nämlich die der völligen Leugnung und Bei-Seite-Setzung des freien Willens und seines möglichen Einflusses auf den Gang der Geschichte. Doch dieser Weg, ist vorderhand wenigstens, ein unmöglicher und zwar aus doppeltem Grunde.

Denn erstens ist die Freiheit des menschlichen Willens noch immer ein philosophisches Problem, das seiner Lösung harrt. In diesem Stadium ist dieselbe ebensowenig geeignet, als Dogma zur Grundlage wissenschaftlicher Beweisführungen zu dienen, als es angemessen sein kann, auf deren Nichtvorhandensein, also auf der Unfreiheit des menschlichen Willens, als auf einer ausgemachten Thatsache zu bauen.

Zweitens aber wäre es bei dem heutigen Stande menschlicher Erkenntniß geradezu unmöglich, die Gesetzmäßigkeit des Geschichtsprocesses aus der nothwendigen Handlungsweise der Einzelnen nachzuweisen.

Aber dieses Zurückgehen auf den Einzelnen und seine Willensfreiheit oder Unfreiheit, diese atomistische Untersuchung ist auch gar nicht nöthig, um eine Grundlage für eine Naturgeschichte der Menschheit zu erlangen. Ja! ein solches atomistisches Vorgehen würde geradezu das Erreichen irgend welchen Resultates unmöglich machen.

Nichtsdestoweniger aber ist es eine selbstverständliche Bedingung jeder Möglichkeit einer Naturgeschichte der Menschheit, mit Elementen zu operiren, die Calcüle auf Elemente zu bauen, die sich eben berechnen lassen, die

ſich einem »ewigen ehernen Geſetze« beugen, ohne demſelben irgend welchen unberechenbaren Widerſtand zu leiſten.

Wenn es alſo mit der menſchlichen Freiheit keine Naturgeſchichte der Menſchheit geben kann, wenn mit dem Individuum als unfreiem Weſen nicht operirt werden kann (ſei es auch nur aus Unzulänglichkeit unſerer geiſtigen Erkenntnißmittel): giebt es dann noch, und welche ſind es die feſten Elemente in der Geſchichte der Menſchheit auf die man rechnen kann; die ſtets und unfehlbar jenen »ewigen, ehernen Geſetzen« folgen, unfehlbar und unabweichbar?

Auf dieſe Frage antworten wir mit einem entſchiedenen Ja! Es giebt ſolche feſte Elemente auf dem Gebiete der Geſchichte der Menſchheit, die genau berechenbar ſind; die der Wiſſenſchaft als Subſtrate und Subjekte objektiver und exakter Beobachtung und Forſchung dienen können, und deren Entwicklung und Bewegung eben ſolchen feſten Geſetzen unterliegt, wie der Lauf der Planeten oder die Entwicklung der Organismen. Dieſe Elemente ſind die verſchiedenen ethniſchen und ſocialen Gruppen, aus denen die Menſchheit beſteht.

Wer auch nur ein wenig mit der politiſchen Tagesgeſchichte vertraut iſt, der weiß es, wie aller politiſche Calcül immer auf das Verhalten ſocialer (und auch ethniſcher) Gruppen baſirt iſt. Und warum? weil eben ſo unberechenbar wie das Verhalten der Einzelnen, eben ſo leicht berechenbar dasjenige der Gruppen iſt. Nicht minder wird der Geſchichtskenner es bezeugen, wie leicht das Verfahren und die Handlungsweiſe ſolcher Gruppen (ſeien es ganze Völker und Nationen, oder Volksclaſſen und Stände) in ihrer Geſetzmäßigkeit begriffen und nachgewieſen werden kann — während die Einzelnen immer unberechenbar, ihre Handlungsweiſe oft ganz unbegreiflich iſt.[1])

[1]) An einer Stelle bei Mehring ſcheint derſelbe Gedanke durchzuſchimmern. Es heiſst dort S. 26: „Die Geſchichtsphiloſophie hat es

Wollen wir nun zu einer Wiffenfchaft der Gefchichte, zu einer Naturgefchichte der Menfchheit gelangen, fo müffen wir diefe focialen Gruppen in's Auge faffen, ihr Entftehen und ihre Entwicklung, ihre verfchiedenen Arten und Geftalten, ihre Bewegungen und Evolutionen beobachten und unterfuchen. Das find die in fich feften Elemente, auf die man rechnen, auf die man wiffenfchaftliche Calcüle bafiren kann. Diefe Richtung müffen unfere Unterfuchungen einfchlagen, wenn wir irgend einen Erfolg erzielen wollen.[1])

Diefe Richtung nicht eingefchlagen zu haben, fcheint uns der gemeinfame Fehler aller früheren Verfuche, die Naturgefetze der Gefchichte aufzufinden, gewefen zu fein. Auch Lotze verfällt in denfelben, wenn er gegenüber den verfchiedenen »organifchen Auffaffungen« der Gefchichte, die das entgegengefetzte Extrem der individualiftifchen Auffaffung bilden, auf letzteres wieder zurückkommt.

---

aber auch nicht mit dem Menfchen zu thun; auch eine folche Betrachtung gehört für abgefonderte andere Difciplinen. Nur infoferne der Menfch für die Gemeinfchaft angelegt ift und in der Gemeinfchaft lebt, wird er Object für die Gefchichte." Alfo doch immer noch der Menfch, nur der Menfch in der Gemeinfchaft! Das halten wir für einen Grundirrthum, fo wie wir den ganzen Mehring'fchen „Verfuch": Die philofophifch-kritifchen Grundfätze der Selbftvollendung oder die Gefchichts-Philofophie, Stuttgart 1877, für einen verfehlten Wiederbelebungsverfuch einer Gefchichtsphilofophie nach Hegel'fcher Methode anfehen.

[1]) Bei Gobineau, deffen Theorie an dem Erbübel des Monogenifmus leidet, finden wir die richtige Erkenntnifs des grofsen Unterfchiedes der Betrachtung der Individuen und der Gruppen. „Encore une fois, fagt diefer geiftreiche Franzofe, deffen Werk wir trotz feiner grofsen Irrthümer nicht genug empfehlen können, et cent fois, ce n'est pas sur le terrain étroit des individualités que je me place. Il me paraît trop indigne de la science de s'arrêter à de si futiles arguments. Si Mungo-Park ou Lauder ont donné a quelque nègre un certificat d'intelligence, qui me répond qu'un autre voyageur, rencontrant le même phenix, n'aura pas fondé sur sa tête une conviction diamétralment opposée! Laissons dont ces puérilités et comparons, non pas les hommes, mais les groupes". (l. c. I 304.)

»Die fchönen Erfolge, die wir diefen Bemühungen verdanken, fagt Lotze l. c., werden durch das Geftändnifs nicht gefchmälert werden, dafs doch die Gefchichte fich nicht ohne die perfönlichen Geifter mache, und dafs eine genauere Beobachtung in jenem allgemeinen Geifte doch nur die gleichförmige Endrichtung erkenne, welche die Einzelnen unter dem Eindrucke allgemeingültiger Bedingungen und durch die Wechfelwirkungen ihres gegenfeitigen Verkehrs annehmen. Nicht als wären darum alle fchönen und bedeutfamen Formen des Dafeins in Natur und Gefchichte nur nachgeborne Folgen von Umftänden, die thatfächlich nun einmal vorangingen; wohl mag vielmehr das, was wir als idealen Gehalt in der verwirklichten Welt finden, auch der erfte treibende Grund zu jener beftimmten Ordnung der Dinge gewefen fein, als deren nothwendiges Ergebnifs wir es beftändig wiedergeboren werden fehen. Aber überall da, wo wir nicht nach dem Werthe des Gewordenen, fondern nach der Möglichkeit feines Werdens und dem Hergange feiner Verwirklichung fragen, da wird unfer Blick fich doch nothwendig auf die einzelnen realen Elemente richten, in deren gefetzlicher Wechfelwirkung die Vermittlung alles Werdens allein liegt. Und fo wird Gefchichte und Naturwiffenfchaft jede Entftehung eines neuen, jede Geftaltung eines frühern Zuftandes aus dem gegenfeitigen Verkehr vieler einzelnen individuellen Punkte herleiten, in denen allein die Idee fich zu thatkräftigen Wirklichkeiten verdichtet hat.«

Der Irrthum liegt darin, diefe »einzelnen realen Elemente« in den Individuen zu fehen; auch wir werden unfern Blick »auf die einzelnen realen Elemente richten« doch fehen wir im focialen Naturprozefs nicht die einzelnen Menfchen, fondern die focialen Gruppen als folche Elemente an. Wir werden alfo in der Gefchichte nicht nach gefetzmäfsigen Handlungen der Einzelnen, fondern

fozufagen nach gefetzmäfsigen Gruppenbewegungen forfchen. Und hier wollen wir noch folgendes anmerken.

Der grofse Naturforfcher Agaffiz fcheint in einer niedrigen Thierclaffe — bei den Infecten — etwas bemerkt zu haben, was mit einer folchen »gefetzmäfsigen Gruppenbewegung« identifch ift. Da er nun mit der Gefchichte des Menfchen fich nicht befafste, andererfeits wahrfcheinlich in den landläufigen Anfchaungen über »fittliche Freiheit«, »Atomismus« etc. befangen war: fo machte er eine Unterfcheidung und Eintheilung der geiftigen Fähigkeiten der höhern und niedern Thiere. Während er den höhern Thieren und dem Menfchen fozufagen eine perföhnliche Einficht zugefteht, eine geiftige Kraft, vermöge welcher das Individuum feine eigenen Schritte leiten und lenken kann und daher auch eine »höhere, eine edlere Verantwortlichkeit« übernimmt: fieht er bei den Infecten, wie z. B. bei den Bienen nur »die Summe der Kräfte und Fähigkeiten, denn Taufende von Wefen wirken für denfelben Zweck, fcheinbar zu einem Ziele, was doch fehr verfchieden von dem individuellen Verftande des Menfchen und auch der höhern Thiere ift.«[1]) Ich glaube, diefe Unterfcheidung des Naturforfchers beruht auf einer mangelhaften Beobachtung des Menfchen in der Gefchichte; denn ein eingehenderes Studium diefer letzteren wird uns zeigen, dafs es auch beim Menfchen weniger auf den »individuellen Verftand« ankommt, dafs es auch bei ihm die »Summe der Kräfte und Fähigkeiten« (und fügen wir hinzu der Triebe) ift, welche die gefetzmäfsigen Gruppenbewegungen die den Inhalt der Gefchichte bilden, beherrfcht.

---

[1]) Agaffiz: Schöpfungsplan, Leipzig 1875 S. 100.

II.

Polygenismus.

10. Die Politik der Natur.

Wir haben auf die formalen Denkfehler, die fozufagen aus üblen Angewöhnungen unferes Denkens entfpringen, hingewiefen; wir haben fodann die principiellen Hinderniffe aufgedeckt, die fich einem gedeihlichen Fortfchritt und der Erzielung pofitiver Refultate auf dem Gebiete der Gefchichtswiffenfchaft entgegenftellten. Wir haben fchliefslich die Richtung angedeutet, die wir einfchlagen wollen, um dem angeftrebten Ziele näher zu kommen. Diefe Richtung verfolgend, müffen wir nun in erfter Linie das Menfchengefchlecht felbft, und die im Bereiche desfelben uns entgegentretenden ethnifchen und focialen Gruppen in's Auge faffen.

Setzen wir alfo vorerft die gangbare Vorftellung über den einfachen Anfang des Menfchengefchlechts, den dasfelbe in einem oder auch etlichen erften Elternpaaren genommen habe, als eine durch die Erfahrungen des täglichen Lebens unferem Geifte eingeprägte Denkform ganz bei Seite; greifen wir, gewiffen Vermuthungen und Wahrfcheinlichkeiten folgend, eine andere, weniger gangbare Vorftellung auf und prüfen wir diefelbe experimentweife an bekannten Thatfachen der Natur und Gefchichte. Eine folche Vermuthung nun, die einige Wahrfcheinlichkeit für fich hat, nach der wir eine andere Vorftellung über die Anfänge der Menfchheit aufgreifen, ift folgende. In der ganzen uns umgebenden Natur, infoferne diefelbe

schöpferisch ist, sehen wir ein Gesetz walten, wonach immer eine grosse Anzahl Keime in die Welt gesetzt wird, aus der eine viel geringere Anzahl von Wesen sich herausbildet, aus denen wieder nur die kleinste Zahl zu Früchten sich entwickelt, resp. Früchte hervorbringt. Dieses Gesetz waltet auf dem ganzen Gebiete des vegetabilischen und animalischen Lebens. Viel Keime, weniger Wesen, am wenigsten Früchte (oder reife Organismen): dieses Gesetz können wir überall im Pflanzen- und Thierreich beobachten. Aus diesem Walten der Natur springt uns »eine weise Vorsicht«, sozusagen eine kluge Politik in die Augen. Als ob sie die Anschläge der dem Leben jeder Gattung feindlichen Gewalten, und die Gefahren, die jeden lebenden Organismus umlauern, im voraus in Berechnung ziehen würde, sieht die Natur sich vor, und bringt, um wenigstens eine kleine Anzahl reifer Früchte heranzuziehen — eine Unzahl Keime hervor.[1]) Verschwenderisch in den ersten

---

[1]) Von unzähligen Beispielen einige: „Von den Milliarden junger Austern, welche jährlich aus dem Ei schlüpfen, gehen die allermeisten unter der Ungunst der äussern Verhältnisse zu Grunde . . .“ Oscar Schmid Descendenzlehre 186. Fische und Fledermäuse vermehren sich so ungeheuer, dass sie, „wenn alle Keime zur Ausbrütung kämen . . . in wenigen Jahren alle Meere ausfüllen nnd die Erde haushoch bedecken würden“ Büchner sechs Vorlesungen S. 43. „Bei den Fischen liefert ein einziger Wurf oft tausende, ja hunderttausende von Eiern. Ein Vogelpaar das nur viermal in seinem Leben vier Junge zeugt, würde binnen 15 Jahren bei ungehinderter Vermehrung eine Nachkommenschaft hinterlassen, deren Zahl sich auf Tausende von Millionen belaufen müsste. Bei dem Stör hat man sogar mehrere Millionen Eier gefunden. Es ergiebt sich leicht, sagt Seidlitz, dass, wenn auch nur eine Million Eier eines Störs sich zu Weibchen entwickelte, schon die Grossenkel als ganz junge Fischchen keinen Platz nebeneinander auf der Erdoberfläche hätten und dass die vierte Generation allein an Caviar das Volumen der Erde liefern würde“. (Daselbst.) Zum Glück bringt die Natur den unvergleichlich grossen Theil der Keime nur zu dem Zweck hervor, um sie zu Grunde

Anfängen des Lebens, braucht die Natur ſpäter, mit den Opfern, die ſie den dem Leben feindlichen Gewalten bringt, nicht zu geizen. Sollte nun die Natur von dieſem in der ganzen Pflanzen- und Thierwelt genau eingehaltenen Geſetze gerade bei dem Menſchengeſchlecht abgewichen ſein? Es iſt gar kein Grund zur Annahme, daſs ſie auf dem Gebiete des Menſchengeſchlechts eine andere Politik befolgt hätte, als auf dem der Pflanzen- und übrigen Thierwelt, über die der Menſch in ſeinem Dünkel gar zu erhaben ſich wähnt.

In der That haben auch Philoſophen und Naturforſcher der Neuzeit gar kein Bedenken getragen, ſich für die mehrheitliche, polygenetiſche Abſtammung der Menſchheit und gegen die monogenetiſche auszuſprechen.

Als ſich die Gelehrten und Theologen des vorigen Jahrhunderts den Kopf darüber zerbrachen, wie man ſich das Vorkommen der Menſchen in Amerika, die offenbar nicht mit denen der alten Welt eines Stammes waren, erklären ſollte, meinte Voltaire: man brauchte darüber nicht mehr erſtaunt zu ſein, als darüber, daſs man auch Fliegen in der neuen Welt finde.[1])

Göthe, deſſen Genialität und Divinationsgabe gerade auf dem Gebiete des naturwiſſenſchaftlichen Denkens anerkannt iſt, ſagt über dieſe Frage: »Der Meinung, daſs die Natur in ihren Produktionen höchſt ekonomiſch ſei, muſs ich widerſprechen. Ich behaupte vielmehr, daſs die Natur

gehen zu laſſen. „ . . Unzweifelhaft kommen wie von den Polypeneiern ſo auch von jenen zarten der vielen niedern Thiere, nur ſehr wenige zur Entwicklung; ſie werden eine Beute von Schaaren anderer Thiere und die ganz auſserordentliche Vermehrung einiger niederer Thiere ſteht in einem ſtrengen Verhältniſſe zu den Gefahren, welchen ihre Nachkommen ausgeſetzt ſind.“ Agaſſiz Schöpfungsplan 112.

[1]) „ . . . on ne devait pas être plus surpris de trouver en Amerique des hommes que de mouches . . “ Eſſai sus le moeurs et l'esprit des nations. Oeuvres compl. XVI. p. 35.

ſich immer reichlich, ja verſchwenderiſch erweiſe und daſs es weit mehr in ihrem Sinne ſei, anzunehmen, ſie habe ſtatt eines einzigen armſeligen Paares die Menſchen gleich zu Dutzenden, ja zu Hunderten hervorgehen laſſen. Als die Erde bis zu einem gewiſſen Punkte der Reife gediehen war, die Waſſer ſich verlaufen hatten und das Trockene genügſam grünte, trat die Epoche der Menſchwerdung ein und es entſtanden durch die Allmacht Gottes die Menſchen überall, wo der Boden es zulieſs und vielleicht auf den Höhen zuerſt.« [1])

Von den neueren Naturforſchern ſpricht ſich unter anderen auch Burmeiſter ganz entſchieden für den Polygeniſmus aus[2]) und in neueſter Zeit hat Profeſſor Fritſch in Berlin in einem in der Verſammlung der Geſellſchaft für Erdkunde gehaltenen Vortrage »über Geographie und Anthropologie als Bundesgenoſſen« ſich folgendermaſsen über dieſe Frage geäuſsert:

»Wie ſich aus dieſem Ueberblick ergiebt, bleiben als älteſte Kernländer der heutigen Kontinente das ſüdweſtliche und nordweſtliche Aſien, beide Gebiete getrennt durch den Himalaya, das centrale und ſüdliche Afrika, und der Weſten Nordamerika's.

»An verſchiedenen Stellen können alſo andererſeits heutige oceaniſche Gebiete einſt trocken gelegen und dem werdenden Menſchengeſchlecht als Wiege gedient haben. Als im Umſchwung der Zeiten an ſolchen Stätten die Exiſtenzbedingungen für das Auftreten der Menſchen auf der Erde günſtig wurden, werden wir im Sinne der Deſcendenzlehre annehmen müſſen, daſs vervollkommungsfähige Formen der Thierwelt zu dieſer höchſten Ausbildung aufgeſtrebt ſeien.

---

[1]) Eckerman's Geſpräche mit Göthe Thl. II S. 29.

[2]) S. im Anhang: A.

»Dabei iſt es offenbar wiederſinnig, ſich vorzuſtellen, daſs nur an einer beſtimmten Stelle dieſe günſtigen Bedingungen eingetreten ſeien; daſs gerade nur eine lokale Form als Vorgänger des Menſchen funktionirt habe; daſs endlich gar nur ein Paar plötzlich dieſe Stufe erklommen und ſich der ſtaunenden Nachwelt als erſtes Menſchenpaar präſentirt habe. Man denke ſich nur den Prozeſs der Vervollkommnung in ſeinen einzelnen Phaſen, wie unter mannigfachen Wechſelfällen im Verlauf der Jahrtauſende die Individuen der Ahnen des Menſchen dem Ziele durch den Einfluſs der umgeſtaltenden Momente zuſtrebten, bald vielleicht Generationen durch ungünſtige Verhältniſſe zu Grunde giengen, bald durch Rückſchlag entarteten, und nun plötzlich hier ein Männlein, dort ein Weiblein als ganzer Menſch daſtand, um ſich natürlich ſofort zu finden, zu lieben — und durch engſte Jnzucht die erreichten Vortheile unmittelbar auf's neue in Frage zu ſtellen. Aber auch eine gröſsere Individuenzahl, aus demſelben Stamme ſich herausbildend, um zu Menſchen zu werden, will mir wenig plauſibel erſcheinen, da bei der Nothwendigkeit eine ſtrenge Kontinuität der Reihe feſtzuhalten, man doch ſtets wieder in irgend einer Stufe der Vervollkommnung bei dem einen Stammvater anlangen müſste, von dem dasſelbe gelte wie von einem erſten Adam; oder es vermiſchten ſich ſeine Nachkommen fernerhin mit Individuen einer noch nicht ſo weit fortgeſchrittenen Form — dann iſt die Einheit des Stammes aufgegeben. Demnach iſt es ſowohl im Sinne der Deſcendenz, als auch unter Würdigung des definitiv beobachteten Verhaltens des Menſchengeſchlechtes äuſserſt unwahrſcheinlich, daſs ein ſogenannter monophiletiſcher Stammbaum des Menſchen exiſtirt. Es iſt viel eher anzunehmen, daſs die Vorläufer unſeres Geſchlechtes ebenfalls bereits eine verbreitete Form auf der Erde ausmachten; war dies der

Fall, ſo iſt ferner mit Sicherheit anzunehmen, daſs ſie bereits unter ſich ſchon Raſſenunterſchiede zeigten.«[1])

11. Die ethiſchen Gründe für den Monogeniſmus.

Zwei Rückſichten waren es vornehmlich, die den Forſchern und Philoſophen auf dem Gebiete der Anthropologie ſeit jeher eine mit den Anforderungen der ſtrengen Wiſſenſchaft unvereinbare Reſerve auferlegten, ſobald die Frage nach der »Einheit des Menſchengeſchlechtes« an ſie herantrat. Erſtens die Rückſicht auf die von der chriſtlichen Lehre recipirte bibliſche Tradition, und zweitens die Rückſicht auf die ſittlichen Conſequenzen, die man in der Theorie (und leider nur in der Theorie!) aus der geglaubten Thatſache der Einheit des Menſchengeſchlechts, und nur aus derſelben ziehen zu müſſen glaubte. Religiöſe Scrupeln hielten ab, von jedem Rütteln an der bibliſchen Tradition, daſs alle Menſchen von einem Elternpaare abſtammen; ethiſche Rückſichten lieſsen die entgegengeſetzte Lehre als gefährlich erſcheinen. Daraus erklärt es ſich, daſs die geheimen in der tiefſten Seele gehegten Zweifel vieler Gelehrten und Forſcher an der Wahrheit des Lehrſatzes von der Einheit des Menſchengeſchlechtes ſich vorerſt in Beſtrebungen manifeſtiren, theils die entgegengeſetzte Lehre mit der bibliſchen Tradition in Einklang zu bringen, theils die Unabhängigkeit des ethiſchen Grundſatzes der Gleichheit der Menſchen von der naturwiſſenſchaftlichen Thatſache der Einheit oder Vielheit der Abſtammung, zu demonſtriren. Vorerſt wagte man

[1]) Verhandlungen der Geſellſchaft für Erdkunde zu Berlin B VIII 1881 S. 243.

ſich nicht weiter hinaus, weil man einer naturwiſſenſchaftlichen Wahrheit wegen nicht gar zu koſtbare, ſittliche (wenn auch nur theoretiſche) Errungenſchaften und Ideen auf's Spiel ſetzen wollte.

Faſst man all dieſs in's Auge, ſo wird man es begreifen, welche Bedeutung für die vorliegende Frage ſchon der einfachen Anzweifelung der Einheit des Menſchengeſchlechts ſeitens hervorragender Forſcher beizumeſſen iſt, die nach ihrer ganzen geiſtigen Richtung und vielleicht auch ſocialen Stellung, jedem brüsken Angriff auf herrſchende ſittliche Ideen ſorgſam aus dem Wege gehen.

Wenn wir z. B. Alexander Humboldt's Anſicht in dieſer Frage zn Rathe ziehen wollen, dürfen wir nicht vergeſſen, daſs er dieſelbe von einem »ethiſchen« Standpunkte aus behandelt, daher in dieſem Punkte den unbefangenen wiſſenſchaftlichen Standpunkt verläſst. Er ſagt es ſelbſt nur zu deutlich: »Indem wir die Einheit des Menſchengeſchlechtes behaupten, widerſtreben wir auch jeder unerfreulichen Annahme von höheren und niederen Menſchenraſſen. Es giebt bildſamere, höher gebildete, durch geiſtige Cultur veredelte: aber keine edleren Volksſtämme.« Dieſe Worte entſpringen offenbar mehr dem warmen Gefühl für die Menſchheit als dem unbefangenen Forſchergeiſt. Nichtsdeſtoweniger wagt es Alexander Humboldt nicht die Einheit des Menſchengeſchlechts als wiſſenſchaftlichen Satz hinzuſtellen und citirt ohne Widerſpruch ſowohl die Worte des »gröſsten Anatomen unſeres Zeitalters« Johann Müllers, daſs »die Erfahrung es nicht ermitteln kann, ob die gegebenen Menſchenraſſen von mehreren oder Einem Urmenſchen abſtammen» wie auch die folgenden, gegen die Wahrheit der bibliſchen Tradition gerichteten Worte ſeines Bruders Wilhelm: »Wir kennen geſchichtlich, oder auch nur durch irgend ſichere Ueberlieferung keinen Zeitpunkt, in welchen das

Menſchengeſchlecht nicht in Völkerhaufen getrennt geweſen wäre. Ob dieſer Zuſtand der urſprüngliche war, oder erſt ſpäter entſtand, läſst ſich daher geſchichtlich nicht entſcheiden. Einzelne, an ſehr verſchiedenen Punkten der Erde, ohne irgend ſichtbaren Zuſammenhang wiederkehrende Sagen verneinen die erſtere Annahme und laſſen das ganze Menſchengeſchlecht von einem Menſchenpaare abſtammen. Die weite Verbreitung dieſer Sage hat ſie bisweilen für eine Urerinnerung der Menſchheit halten laſſen. Gerade dieſer Umſtand aber beweiſt vielmehr, daſs ihr keine Ueberlieferung und nichts geſchichtliches zu Grunde lag, ſondern nur die Gleichheit der menſchlichen Vorſtellungsweiſe zu derſelben Erklärung der gleichen Erſcheinung führte: wie gewiſs viele Mythen, ohne geſchichtlichen Zuſammenhang bloſs aus der Gleichheit des menſchlichen Dichtens und Grübelns entſtanden. Jene Sage trägt auch darin ganz das Gepräge menſchlicher Erfindung, daſs ſie die auſser aller Erfahrung liegende Erſcheinung des erſten Entſtehens des Menſchengeſchlechts auf eine innerhalb heutiger Erfahrung liegende Weiſe und ſo erklären will, wie in Zeiten, wo das ganze Menſchengeſchlecht ſchon Jahrtauſende hindurch beſtanden hatte, eine wüſte Inſel oder ein abgeſondertes Gebirgsthal mag bevölkert worden ſein.« (ſ. Kosmos I. S. 382.) Auch aus einer andern Stelle des Kosmos ſcheint hervorzugehen, daſs die Einheit des Menſchengeſchlechts nicht die wiſſenſchaftliche Ueberzeugung A. Humboldt's war. Denn aus der Einheit und einheitlichen Abſtammung der Menſchheit würde allerdings die einſtige Exiſtenz eines Urvolkes folgen, als welches man im Mittelalter in der That conſequenterweiſe die Juden anſah. Dagegen meint Alexander Humboldt: »Die Geſchichte, ſoweit ſie durch menſchliche Zeugniſſe begründet iſt, kennt kein Urvolk, keinen

einigen erſten Sitz der Cultur ... im grauen Alterthum, gleichſam am äuſserſten Horizont des wahrhaft hiſtoriſchen Wiſſens, erblicken wir ſchon gleichzeitig mehrere leuchtende Punkte, Centra der Cultur, die gegen einander ſtrahlen ...«[1]) Dieſe Thatſache paſst ſehr ſchlecht zur Annahme der Einheit des Menſchengeſchlechts, dagegen ſehr gut zur entgegengeſetzten Annahme.

Da diejenigen, welche den ethiſchen Grundſatz der Gleichheit und Nächſtenliebe nur aus der angeblichen naturwiſſenſchaftlichen Thatſache der Einheit des Menſchengeſchlechts ableiten zu können glaubten, als Mittelglied ihrer Deduction die Arteinheit der Menſchen benützten: ſo war es natürlich, daſs Gelehrte, die an jenen ethiſchen Grundſätzen nicht rütteln wollten, denen aber die Einheit der Abſtammung nicht einleuchten wollte, ſich zuerſt auf die Bekämpfung dieſes Cauſalnexus zwiſchen Abſtammungs- und Arteinheit warfen und indem ſie dieſe letztere als Prämiſſe jener ethiſchen Grundſätze ſtehen lieſsen, den Zuſammenhang derſelben mit der Abſtammungseinheit in Abrede ſtellten. Damit waren ſie bemüht, einerſeits die angebliche naturwiſſenſchaftliche Gruudlage jener ethiſchen Grundſätze zu retten, ohne ihre wiſſenſchaftliche Ueberzeugung von der Vielheit der Abſtammung preis zu geben.

Zu dieſen Gelehrten gehört in erſter Linie Waitz. »Wir werden zwar den Satz feſthalten, ſagt er, daſs aus erwieſener Stammeseinheit die Einheit der Art folgt, nicht aber den anderen, der mit Unrecht von Zoologen für untrennbar von ihm gehalten wird, daſs geſonderte Abſtammung, wo ſie ſich darthun läſst, ein ausreichender Beweis für Artverſchiedenheit iſt.«[2])

---

[1]) Kosmos II 146.

[2]) Anthropologie I 22.

Nachdem er ſich auf dieſe vorſichtige Weiſe den Boden für die Aufſtellung polygeniſtiſcher Anſichten ſorgfältig vorbereitet, fährt er ſodann fort: »Geibel hat eine gröſsere Anzahl von Beiſpielen zuſammengeſtellt, die zu beweiſen ſcheinen, daſs die Annahme einzelner Urpaare für die einzelnen Thierarten in vielen Fällen unhaltbar iſt, theils weil eine maſſenhafte Exiſtenz einiger in vielen Fällen zur Ernährung anderer erfordert wird, theils weil das Wanderungsvermögen vieler zu beſchränkt iſt, um eine allmählige Ausbreitung derſelben über das ganze Gebiet, das ſie gegenwärtig einnehmen, zu geſtatten: ſo beim Maulwurf, dem Biber, vielen Schnecken und den meiſten der Süſswaſſerbewohner überhaupt.

»Die Heerden- und Schwarmthiere würde man ſich ohnehin nicht wohl als urſprünglich in einem Paare geſchaffen denken können. Daher hat man ſich genöthigt geſehen, neuerdings mehrere Schöpfungscentren und urſprüngliche Ausgangspunkte wenigſtens für manche Arten anzunehmen. Hiermit erſcheint es aber zugleich auch als unerläſslich, Arteinheinheit und Stammeseinheit, die, wie ſich gezeigt hat, ihrem Begriffe nach ohnehin nicht zuſammenfallen, voneinander feſt zu unterſcheiden.« [1])

Nach dieſer begrifflichen Auseinanderſetzung unterwirſt ſodann Waitz alle für und gegen den Polygeniſmus angeführten Gründe einer ſorgfältigen Kritik und gelangt ſchlieſslich zum Reſultat, vor dem »Fehler zu warnen, in welchen alle diejenigen zu verfallen pflegen, welche die ſämmtlichen Menſchenſtämme von einem Punkte, aus dem gewöhnlich nach Südweſtaſien verlegten Paradieſe, ableiten und ihre urſprünglichen Wanderungen nachweiſen zu können glauben.« [2])

[1]) l. c. S. 23. [2]) S. 224.

»Dagegen steht es auch auf anderer Seite, so fährt Waitz fort, übel genug um die positiven Gründe, die man für die Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare vorgebracht hat, wenn überhaupt von solchen im wissenschaftlichen Sinne die Rede sein kann. Ohne mit denen streiten zu wollen, für welche der Glaube an die alttestamentliche Erzählung die Stelle solcher Gründe vertritt, können wir die Annahme eines einzigen Urpaares doch nur unwahrscheinlich finden, da wir die Natur nirgends eine ähnliche Unzweckmäſsigkeit begehen sehen, wie die sein würde, daſs das Auftreten und die Erhaltung einer Art oder Gattung zu irgend einer Zeit an so schwachen Fäden hinge wie die Existenz eines einzigen Menschenlebens — allerdings ein Grund gegen einpaarige Abstammung des Menschengeschlechts, welcher nur auf einer teleologischen, nicht auf einer physikalischen oder physiologischen Betrachtung ruht und dessen Tragweite wir nicht allzu hoch anschlagen dürfen; doch scheint es so ziemlich den einzigen (?) Anhaltspunkt zu bezeichnen, den dieser Gegenstand unserer Ueberlegung darbietet.« Indem sodann Waitz der extrem polygenistischen Ansicht von Agassiz und seiner Anhänger entgegentritt, meint er schlieſslich: »Allerdings ist es statthaft anzunehmen, daſs in verschiedenen Schöpfungsmittelpunkten auf der Erde auch die Menschen in Masse entstanden sind, und daſs die Völker der Erde entweder von einzelnen oder auch von mehreren Stammpaaren, zum Theil auch wohl durch Vermischung, die unter den Nachkommen verschiedener Paare eintrat, ihren Ursprung genommen haben. Es dürfte sogar schwer sein, nach Berücksichtigung aller bis jetzt bekannten Thatsachen die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme zu leugnen . . .« »Fassen wir kurz zusammen, was unsere Kritik ergeben hat, so muſs zugestanden werden, daſs für die besonnene Prüfung

ein Theil von Agaſſiz Anſicht unangefochten zurückbleibt . . . Jener Theil beſteht in dem Satze, daſs es in der heiſsen Zone vielleicht mehrere Punkte gegeben hat, an welchen einſt Menſchen entſtanden, und von denen ſie ausgiengen.« [1]) So ſpricht einer der in dieſer Frage ängſtlichſten und behutſamſten Anthropologen.

Nach ſolchem Vorgange hat man ſich nun von wiſſenſchaftlich-theologiſcher Seite nur mehr noch dagegen verwahrt, daſs die Frage der Abſtammung mit derjenigen der (»ſittlichen«) Einheit des Menſchengeſchlechts verquikt werde. Das that unter andern der Theologe Pfleiderer in folgender Ausführung:

» . . . Daſselbe dürfte auch gelten bei der Frage nach der Abſtammung des Menſchen von einem Paar. Sie iſt der Naturwiſſenſchaft ganz unbedenklich zu freier Forſchung nach ihren eigenen Geſetzen anheimzugeben. Derſelben vorſchreiben zu wollen, auf welches Reſultat ſie kommen müſſe, das geht hier ebenſo wenig als irgend ſonſt wo an. Wenn die theologiſchen Apologeten dies letztere doch faſt durchweg bei dieſem Punkte thun, ſo verrathen ſie damit fürs erſte eine bedenkliche Miſskennung oder Miſsachtung der Wahrheit überhaupt, die ſich ja nicht nach Belieben machen und drehen läſst, ſondern nur durch redliches Forſchen gefunden werden kann, und dann aber auch, wenn ſie unzweideutig gefunden iſt, unbedingt und ausnahmslos von allen anerkannt ſein will. Fürs andere aber verrathen ſie damit zugleich ein nicht minder bedenkliches Miſstrauen gegen ihre eigene Sache, als ob dieſelbe auf ſolchen Sand gebaut wäre, daſs ſie vor jedem naturwiſſenſchaftlichen Ergebniſs zittern und beben müſſe. Die wahre Apologetik kann hier nur die

---

[1]) l. c. 224—226.

Aufgabe haben, zu zeigen, dafs das Refultat der naturwiffenfchaftlichen Forfchung, wie es auch ausfallen möge, das wahre Intereffe des religiöfen Glaubens entfernt nicht berührt. Gefetzt alfo, die Naturwiffenfchaft käme zu dem Ergebnifs, dafs die Menfchheit nicht von einem Paar abgeftammt fein kann, fondern dafs die jetzige Raffenverfchiedenheit auf urfprüngliche Artunterfchiede und damit zugleich auch auf mehrfache autochtonifche Anfänge in verfchiedenen Theilen der Erde zurückzuführen fei, was wäre das im Grunde fo Schlimmes für die religiöfe Anfchauung von der Menfchheit? Man fagt, es wäre die Einheit des Menfchengefchlechts und damit die daraus fliefsende Pflicht der allgemeinen Bruderliebe zwifchen den Menfchen aufgehoben.

Allein kann denn diefe Einheit nur auf phififcher Abftammung beruhen? Nicht auch auf geiftiger Verwandfchaft, das heifst auf der wefentlichen Gleichartigkeit der geiftigen Befähigung. Dass diefe geiftige Befähigung, dafs diefe geiftige Verwandfchaft zwifchen allen menfchlichen Raffen vorhanden ift, hat Niemand im Ernft zu läugnen verfucht; auch da, wo die geiftige Fähigkeit auf noch fo niederer Stufe der Ausbildung zurückgeblieben ift, ift fie doch immer noch vorhanden, wie fich dies ganz unzweilfelhaft an der allgemeinen Sprachfähigkeit, dem fpezififchen Merkmal der Menfchlichkeit, zeigt. Nun lehrt aber überdies die Gefchichte, foweit fie zurückgeht, dafs die Menfchengefchlechter fich in den älteften Zeiten am fremdeften und feindfeligften gegenüberftanden und dafs immer und überall erft in Folge der Kulturentwicklung die Schranken fielen oder doch fich milderten. Wenn fonach die Gefchichte der Menfchen ein allmähliges Zufammenwachfen der zu Anfang fich fremd gegenüber ftehenden lehrt, warum follte nicht die Einheit der Menfchen ftatt

an den Anfang, wo sie ja doch jedenfalls nur ganz kurze Zeit gedauert hätte, eher an das Ende der Menschheitsentwicklung zu setzen sein, als das Ziel, dem sie zustrebt?« [1])

---

12. Für den Polygenismus sprechende Thatsachen.

Wenn wir nun auch solche Ansichten wie die soeben angeführten der Denker und Forscher unseres Jahrhunderts als subjektive wissenschaftliche Ueberzeugungen qualificiren: so dürfen wir dieselben dennoch objektiv so lange für nichts anderes als Vermuthungen ausgeben, bis sie nicht einst wissenschaftlich erwiesen werden.

So lange aber letzteres nicht der Fall ist, wird die exacte Wissenschaft nicht müde werden dürfen, für diese Vermuthungen sich nach Beweisen und unterstützenden und begründenden Thatsachen umzusehen.

Halten wir nun eine Umschau, ob nicht gewisse Thatsachen der Geschichte und Erfahrung diese Vermuthungen bestätigen. Eine solche Thatsache scheint uns folgende zu sein. Ueberall in den Anfängen bekannter Geschichte tritt uns eine sehr grosse Anzahl menschlicher Stämme, die sich unter einander als blutsfremd und von verschiedener Abstammug betrachten, entgegen. Diese Vielheit schwindet im Laufe der Geschichte theils durch »Amalgamirung«, theils durch »Aussterben«. Ebenso tritt uns in neuentdeckten Welttheilen bei den sogenannten Naturvölkern eine Unzahl von Stämmen, Horden und Schwärmen entgegen, die sich gegenseitig bis aufs Blut hassen, anfeinden, befehden und vernichten. Dabei

---

[1]) Pfleiderer: Die Religion etc. B. I 288.

ift aber eine grofse Zahl diefer Stämme theils in fchon bekannten Zeiten nach Entdeckung diefer Länder ausgeftorben, theils im Ausfterben begriffen. Andere wieder verfchmelzen meift auch unter der Einwirkung europäifcher Eroberung und amalgamiren fich zu gröfsern, gleichartigeren Maffen. Auf die urfprüngliche Vielheit der Stämme bei hiftorifchen Völkern, die wir bereits als amalgamirte Einheiten in der Gefchichte antreffen, deuten auch die überall fich vorfindenden ihrer Anlage nach gleichen Stammfagen. Die Genefis diefer letzteren ift immer und überall dieselbe, da fie eben nichts anderes find als eine durch die Befchaffenheit des menfchlichen Geiftes und feine natürliche und nothwendige Denkoperation bedingte Vorftellung.

Ueberall da nämlich, wo eine gröfsere Anzahl von Stämmen zu einer politifchen oder focialen Einheit gelangt ift, ohne dafs die urfprünglichen Stammesunterfchiede ganz verwifcht, oder dem Bewufstfein entfchwunden wären, bringt es die Befchaffenheit des menfchlichen Geiftes mit fich, dafs er diefe in der Einheit beftehende Vielheit, fich durch einen gemeinfamen Stammvater, deffen Nachkommenfchaft fich in viele Linien theilte, erklärt. Diefe Erklärung hat mit den wahren Vorgängen gar nichts zu thun; fie ift nur eine aus der täglichen Beobachtung der Familie in den menfchfichen Geift übergangene Denkform. Unterftützt wird diefe Erklärung aber noch durch eine andere Denkgewohnheit, die fich in uns aus der Beobachtung der uns umgebenden Welt herausgebildet hat. Im täglichen Leben nämlich fehen wir, dafs Familienglieder, namentlich Gefchwifter einander fehr ähnlich find. Diefe ohne Unterlafs überall fich uns aufdrängende Beobachtung erzeugt bei uns eine Denkform, vermöge welcher wir alle in der Wirklichkeit vorgefundene A e h n l i c h k e i t zwifchen verfchiedenen Menfchengruppen auf eine g e m e i n f a m e A b f t a m m u n g zurückführen und uns aus derfelben erklären.

Diefe Denkgewohnheit geht bekanntlich fo weit, dafs man aus der Aehnlichkeit zwifchen gewiffen Affen und Menfchen auf eine Familienverwandfchaft und gemeinfame Abftammung derfelben fchlofs. Als ob der Umftand, dafs gemeinfame Abftammung Typenähnlichkeit zur Folge hat, die Möglichkeit ausfchliefsen würde, dafs die Natur auch ohne Zwifchenglied eines gemeinfamen Elternpaares ähnliche Typen felbftändig hervorgebracht hätte. Es ift das wieder ein Schlufs aus der befchränkten täglichen Erfahrung auf kofmifche Verhältniffe, die fich durchaus nicht diefen kleinen Verhältniffen analog geftaltet zu haben brauchen. Uebrigens kann man bei näherer Betrachtung darin nichts Ungereimtes und Widerfprechendes finden, wenn man fieht, dafs das Gefetz, wonach die Natur in ihren mannigfaltigen Erzeugniffen und Schöpfungen Typenähnlichkeit walten läfst, fich in den einzelnen ihrer Schöpfungen noch immer infoferne manifeftirt, dafs auch diefe fortzeugend Typenähnlichkeit hervorbringen. Nur der Schlufs von diefer Typenähnlichkeit zweiter Reihe auf die Unmöglichkeit der Typenähnlichkeit der erften Reihe ift offenbar ein Trugfchlufs. Sehen wir nun von diefen falfchen Erklärungen ab, fo haben wir es in der Wirklichkeit in allen Fällen, wo wir Stammfagen finden, welche die beftehenden, focialen Verfchiedenheiten auf eine gemeinfame Abftammung, und fpäter eingetretene Linientheilung zurückführen, mit Produkten einer gröfseren oder geringeren politifchen und focialen Amalgamirung zu thun, die entweder bereits zu einem folchen Grade der Einheit vorgefchritten find, dafs die Vorftellung eines gemeinfamen Stammvaters ein moralifches Bedürfnifs geworden ift, oder dafs eine folche Vorftellung im Intereffe irgend eines (meift herrfchenden) focialen Beftandtheiles gelegen ift. Dafs die Sache fich überall fo verhalten haben dürfte, dafür fprechen folgende Thatfachen der Gefchichte

und die offenbar denſelben zu Grunde liegenden Geſetze geſchichtlicher Entwicklung.

Die autentiſche Geſchichte aller Staaten des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zeigt uns eine Entwicklung von einer Vielheit und Mannigfaltigkeit von Stämmen und ſocialen Beſtandtheilen zu einer immer gröſseren Einheit und Einheitlichkeit, bei welcher Entwicklung die Mehrheit der urſprünglichen beſonderen und verſchiedenen Elemente ihre Beſonderheiten zu Gunſten des einheitlichen Ganzen opfert. Auf dieſe Weiſe ſind ſchon in hiſtoriſchen Zeiten ſehr viele Stämme mitſammt all ihren Beſonderheiten verſchwunden. Solche Amalgamirungs- und Vereinheitlichungsprozeſſe ſehen wir ſchon in den groſsen Staaten des kleinaſiatiſchen Alterthums (Perſien) vor ſich gehen; wir beobachten ſie ſodann in Griechenland und Rom, im gröſseren Maſsſtabe aber in Deutſchland, Frankreich und England und heutzutage ſpielt ſich ein ſolcher Prozeſs vor unſeren Augen in Ruſsland, theilweiſe in Oeſterreich ab.

Es iſt heutzutage ſchwer ein Volk auf Erden ausfindig zu machen, das nicht ein Reſultat eines ſolchen Amalgamirungsprozeſſes wäre. Wo wir hinblicken, ſehen wir ſolche ethniſche Amalgame. Als ein intereſſantes Beiſpiel können in dieſer Beziehung auch die ſüdafrikaniſchen Boers dienen, die man doch gewiſs geneigt wäre für einen einheitlichen Stamm anzuſehen. Hören wir was über dieſelben Fritſch berichtet:

»Wer ſind denn dieſe Boeren (ſprich: Buren) oder »Boers« wie die meiſten unſerer Zeitungen ſchreiben, welche, indem ſie dieſelben als »holländiſche Boers« bezeichnen, in der That einen doppelten Irrthum begehen. Wenn an den ſüdlichen Kämpfen etwas holländiſch iſt, ſo iſt es vor allem ihr Name und ihre Sprache. Ebenſo wenig wie wir im deutſchen »Bauers« ſagen, ſpricht der Holländer von

»Boers«; das »s« ift die aus dem englifchen übernommene Pluralendigung.

»Wenn aber auch die Sprache diefer Koloniften noch bis anf den hentigen Tag vorwiegend holländifch ift, fo könnte man fie hinfichtlich ihrer Abftammung doch ebenfo gut als Franzofen oder Deutfche bezeichnen. Die Familiennamen geben dafür den beften Beweis; darunter finden wir beifpielsweife Namen wie »Voeffe« (Fouché), Fillie (Villiers), Wiwije (Viviers), Jouberth, di Toit, de Poliffier, Dupleffis, Maré und fo weiter, d. h. franzöfifche Namen von gutem Klange, meift nach Südafrika gelangt durch Hugenottenfamilien, die 1687 als Koloniften rezipirt wurden. Bemerkenswerth ift dabei die häufige Verunftaltung des Namens dureh Uebertragung in die angenommene holländifche Sprache. Andere Namen lauten: Krüger, Brandt, Schuhmann, Kraufe, Schreiber, Hardtmann, find deutfchen Urfprungs und ftammen gleichfalls aus fehr früher Zeit (wie der Boer Hartmann beifpielsweife der erfte Kolonift auf dem Ort war, wo heute die Stadt Port Elifabeht fteht). Holländifche Namen find felbftverftändlich auch fehr verbreitet, berühmt darunter befonders: Retief, Ugs, Potgieter, Boota, Bloem, van Runen, van der Graf, Bezuidenhout und fo weiter. Englifche Namen kommen nur vereinzelt vor.

»In dem Kampf ums Dafein, welchen die bunt durcheinander gemifchten Nationalitäten begannen, triumphirte, als offenbar mit der umgebenden Natur am beften im Einklang, das holländifche und deutfche Element, fo dafs holländifches Phlegma und deutsfche Ausdauer zu hervorftechendften Charaktereigenthümlichkeiten der Boeren gehören, von der franzöfifchen Lebendigkeit ift kaum etwas in ihnen nachweisbar.

»Sie nennen fich aber mit Stolz »Afrikander« und der wirkliche Holländer ift ihnen ebenfowohl ein »Uit-

länder« als der Engländer. Die Boeren können fich jene Bezeichnung mit um fo mehr Grund beilegen, als auch farbiges, afrikanifches Blut in ihnen recht verbreitet ift. Gerade Südafrika war von den älteften Zeiten der Kolonie an eines der günftigften Verfuchsfelder für den praktifchen Nachweifs, dafs auch die abweichendften Raffen unferes Gefchlechtes fich mit Leichtigkeit fruchtbar vermifchen, und man kann fagen, dafs in Südafrika alle Klaffen der Bevölkerung dazu das ihrige beigetragen haben, diefe für den Anthropologen äufserft wichtige Thatfache in ein helles Licht zu fetzen.

»Aber auch abgefehen von diefer farbigen Beimifchung die in den blonden, recht verbreiteten Individuen fich noch häufig durch einen etwas afchigen Ton der Haut und fahlen Schein auf dem gekräufelten Haar verräth, bei den brünetten mitunter zu einer auffallend dunklen Hautfarbe führte, hat die Einöde der Umgebung und die Loslöfung von der Cultur des Mutterlandes durchfchnittlich doch zu einem beträchtlichen Rückgang in der Bildung geführt« etc. etc.[1])

Solche Beifpiele von ethnifchen Amalgamen könnte man aus Gefchichte und lebendiger Gegenwart unzählige citiren.

Was fich nun aber in hiftorifchen Zeiten nachweisbar immer und überall zuträgt, das haben wir wohl ein Recht als ein Naturgefetz der Gefchichte zu betrachten, und wenn wir ein folches Naturgefetz, wenn auch nur in kleinem Zeitraum bekannter Gefchichte überall beobachten und conftatiren können, fo ift es doch klar, dafs wir daffelbe auch als für vorhiftorifche Zeiten von jeher geltend und wirkend anerkennen müffen.[2])

---

[1]) Verhandlungen der Gefellfchaft für Erdkunde Berlin. Bd. VIII 1881 S. 82, 83. [2]) Vgl. unten Note zu 20.

Denn in der That, wie könnte man vernünftigerweise glauben, daſs ein sociales Naturgesetz auf dem Gebiete menschlicher Entwicklung nur in der kurzen Spanne Zeit wirksam gewesen sein sollte, die zufälligerweise durch beglaubigte Zeugnisse zu unserer Kenntniſs gelangte? Muſs nicht im Gegentheil eine halbwegs gesunde Logik zugeben, daſs ein solches Gesetz auch schon in jenen Jahrtausenden und Hundertjahrtausenden des Lebens der Menschheit wirksam sein muſste, von denen wir keine geschichtliche Kunde haben? Halten wir aber einmal die Wirksamkeit dieses socialen Naturgesetzes auch in den vorhistorischen Zeiten der Menschheit fest, so müssen wir all die frühesten Völker und Nationen, die uns in der ersten Dämmerung geschichtlicher Zeiten entgegentreten, ebenso schon als Amalgame der verschiedensten heterogenen Stämme, als Produkte eines in vorhistorischen Zeiten schon vollzogenen Verschmelzungsprozesses heterogener ethnischer Bestandtheile ansehen, als welche uns die in der bekannten Geschichte auftretenden und heute existirenden Nationen erscheinen. Diese Annahme wird vielfach bestätigt durch die historisch überlieferten socialen Zustände dieser Völker in denen wir, wie in Indien und Aegypten socialen Schichten, Kasten, begegnen, die nachweiſsbar, geschichtlichen Zeugnissen und antropologischen Spuren gemäſs auf eine verschiedene Abstammung deutlich und unwiderleglich hinweisen. Wenn wir aber an der Hand dieses sich uns sowohl aus der Betrachtung der Politik der Natur, wie der geschichtlichen Thatsachen ergebenden Naturgesetzes die Entwicklung der Menschheit in die vorhistorischen Zeiten zurückverfolgen: so gelangen wir zu ersten Anfängen der Menschheit die sich uns, in geradem Gegensatze zu der auch in der Bibel recipirten aus der täglichen Erfahrung in den menschlichen Geist eingeflossenen Vorstellung von einem ersten Paare,

als eine Unzahl heterogener Menfchenfchwärme darftellen, die auf eine uns unerklärliche bis heute für uns noch mit dem Geheimnifs der »Schöpfung« verhüllte Weife die Erde bevölkerten.[1])

---

[1]) Mit der Annahme der zahllofen urfprünglich die bewohnbare Erde bedeckenden Menfchenfchwärme find wir auf unferem fociologifchen Gebiete bei einer derartigen erften Thatfache angelangt, wie einer folchen keine Wiffenfchaft entbehren kann. Es ift das das urfprüngliche »Chaos«, die urfprüngliche „Nebelmaffe" des Geologen; es find das die »Atome« des Phyfikers. Eine folche vorläufige Annahme, Hypothefe, kann keiner Wiffenfchaft zum Vorwurf gereichen: denn keine kann einer folchen an dem äufserften Gefichtskreife ihrer Betrachtung entbehren. Fragt man uns nun, warum wir von diefen Urfchwärmen beginnen und nicht auf deren Entftehung, auf deren Anfang unfere Forfchung richten: fo antworten wir einfach, dafs uns diefe Thatfache, diefe Annahme vorderhand genügend fcheint um die ganze folgende fociale Entwicklung zu erklären und ihre Gefetzmäfsigkeit zu begründen. Sodann aber müffen wir, um die fociale Entwicklung zu erklären von einer focialen Thatfache ausgehen; die Kräfte die heute in focialen Gemeinfchaften wirken, fie konnten auch im Uranfang der Dinge nur fociale Kräfte fein und als folche nur in focialen Gemeinfchaften hervortreten. Die Frage alfo: wie es zu diefen Urfchwärmen kam, liegt jenfeits unferer Betrachtung, liegt jenfeits aller fociologifchen Forfchung und geht uns hier weiter nicht an. Möge der Antropolog, der Zoolog, der Darwinift fich in diefe Frage vertiefen — dem Sociologen genügt die Annahme der Urfchwärme — er braucht nicht weiter hinaufzufteigen in das Dunkel ihrer Genefis — nur mufs er jede individualiftifche Ableitung derfelben entfchieden verwerfen, da fie mit der ganzen Reihe der folgenden focialen Erfcheinungen nicht in Einklang zu bringen ift. Schliefslich wollen wir auch hier mit Lotze's Worten unfern Standpunkt vertheidigen: »Aber diefe erfte Anordnung felbft, wird man uns einwerfen, woher rührt fie? Wir wiffen es nicht und wir haben keinen Grund hier fchon die Vermuthung auszufprechen, die wir über fie hegen können.« Und weiter: » . . unfere Aufgabe ift es noch nicht den erften Urfprung des Lebens zu fuchen; wir fragen nur nach den Gefetzen, nach denen das wunderbar erfchaffene fich innerhalb der Grenzen unferer Beobachtung erhält.« (l. c. I. 70.)

13. Ethnifcher Entwicklungsgang der Menfchheit.

Aus den foeben vorgeführten Thatfachen läfst fich ein intereffanter Schlufs ziehen bezüglich der ethnifchen Entwicklung der Menfchheit. Wenn wir nämlich denjenigen Urzuftand des Menfchengefchlechts der fich uns durch einen logifchen Rückfchlufs aus dem Entwicklungsgang der Völker in hiftorifchen Zeiten als einzig wahrfcheinlich ergeben hat, mit dem Zuftand vergleichen, der uns bei Beginn der hiftorifchen Zeiten entgegentritt: fo ergibt fich uns für die ethnifche Entwiklung der Menfchheit eine doppelte Tendenz, die wir fowohl in hiftorifchen Zeiten als auch in der Gegenwart überall konftatiren können. Denn aus der allmähligen Abnahme der urfprünglichen Unzahl von heterogenen Menfchenhorden und Stämmen die theilweife in die fpäteren ethnifchen Amalgame übergehen einerfeits, und der durch gefchichtliche und tägliche Erfahrung bekannten Thatfachen der Vermehrung und Ausbreitung hiftorifch bekannter Stämme andererfeits, ergibt fich uns die Thatfache, dafs die Entwicklung der Menfchheit einerfeits von einer unendlich grofsen Vielheit allmählig verfchwindender ethnifcher Einheiten zu einer immer kleinern Anzahl von Stämmen fortfchreitet und dafs andererfeits diefe kleinere Anzahl meift auf Amalgamen beruhender Stämme in fortwährendem Wachfen und ftetiger Vermehrung begriffen ift.

Es ergeben fich uns demnach zwei in entgegengefetzter Richtung laufende Tendenzen auf dem Gebiete menfchheitlicher Entwicklung die eine von plus zu minus, die andere von minus zu plus.

Die Thatfache aber diefer doppelten Tendenz, die fich uns vorerft durch logifche Schlüffe an der Hand erkannter Naturgefetze ergiebt, diefe Thatfache, wie wir das fchon

nachgewiefen haben, findet in bekannter Gefchichte und lebendiger Gegenwart ihre volle Beftätigung. Denn auch heutzutage finden wir als fchlagendfte Widerlegung der gangbaren Vorftellung von der Entwicklung der Menfchheit aus einem oder wenigen Paaren zu einer immer gröfseren Zahl, ganze Stämme und Horden der fogenannten Naturvölker, die ftatt fich zu vermehren, immer mehr zufammenfchrumpfen, während viele der übrigen Menfchenftämme offenbar und nach ftatiftifchen Nachweifen in fortwährender Zunahme begriffen find.

Diefe fonderbare, gegenfätzliche Erfcheinung ift eben nichts mehr und nichts weniger als die von allem Uranfang an fich bewährende, doppelte Tendenz der menfchheitlichen Entwicklung, das grofse, fociale Naturgefetz, das von jeher wirkfam, feine Wirkfamkeit vor unferen Augen fortfetzt, und wahrfcheinlich fo lange es Menfchen auf der Erde geben wird, fortfetzen mufs.

Die Erklärung diefer Erfcheinung könnte man einfach in einem Gefetz des Gleichgewichts fuchen, wonach die organifche Welt auf der Erde immer fich gleich bleibt. Es ift leicht denkbar, dafs die Maffe der Organifmen auf der Erde immer eine gleiche bleiben mufs und dafs diefelben durch kofmifche Verhältniffe unferes Erdballes bedingt ift. Daraus würde folgen, dafs bei dem, den Organifmen innewohnenden Vermehrungstriebe die einen derfelbe fich nur auf Koften der anderen vermehren können. Auf diefe Weife erklärt fich das Zurückweichen und Verfchwinden der Thierarten vor dem Menfchen und das Ausfterben der einen Raffen vor der Ausbreitung der andern. Es ift, als ob der Erdball auf feiner Reife durch den Weltenraum ein beftimmtes Gewicht nicht überfchreiten dürfte — oder beffer gefagt, da doch das Gewicht in der That fich nie ändern kann — als ob er nur eine beftimmte Anzahl Paffagiere mitnehmen dürfte. Vermehren

ſich die einen, dann müſſen die andern zu Grunde gehen. Aus einem ſolchen Naturgeſetze könnte man ſich die den Menſchen innewohnenden wilden Inſtincte gegen andere Thiergattungen und Menſchenarten erklären. — Hier mag auch noch daran erinnert werden, daſs es keineswegs ausgemacht iſt, daſs ſich die Zahl der Menſchen auf der Erde vergröſsere. Während die Mehrzahl der Statiſtiker eine ſolche Vermehrung durch Analogieſchlüſſe aus der ſtetigen Vermehrung einer gegebenen Volkszahl in der Gegenwart anzunehmen ſcheint, ſind andere Gelehrte, ſo z. B. Gobineau der Anſicht, daſs die Zahl der Menſchen auf der Erde einſt viel gröſser war als ſie jetzt iſt. (Siehe Gobineau l'inégalite des races I S. 355 und 356.) In der That ſcheinen ſehr viel Umſtände und Zeugniſſe für dieſe letztere Annahme zu ſprechen. Aber es iſt auch möglich, daſs dieſer Widerſpruch der Anſichten ſeine Löſung darin findet, daſs die Zahl der Menſchen auf der Erde ſich immer gleich bleibt, nur daſs die einen Menſchenagglomerate auf Koſten anderer wachſen.[1])

---

[1]) Es ſcheint erwieſen zu ſein, daſs viele »Menſchengruppen« im Gegenſatz zu anderen nicht die Fähigkeit haben ſich zu vermehren und eine geſchichtliche Entwicklung durchzumachen, ſondern in ihrem unentwickelten Zuſtande beharren. Dieſe Thatſache hebt auch Gobineau hervor: »Je prends un peuple ou, pour mieux dire, une tribu au moment où, cédant á un inſtinct de vitalité prononcé, elle se donne des lois et commence a jouer un rôle en ce monde. Par cela même que ses besoins que ses forces s' accroissent, elle se trouve en contact inévitable avec d'autres familles, et, par la guerre ou par la paix, réussit a les incorporer. Il n'est pas donné o toutes les familles humaines de se hausser à ce premier degré, passage nécessaires qu'une tribu doit franchir pour parvenir un jour a l'état de nation. Si un certain nombre de races, qui même ne sont pas cotées trés-haut sur l'echelle civilisatrice, l'ont pourtant traversé on ne peut pas dire avec verité que ce soit la une règle générale; il semblerait, au contraire, que l'espèce humaine éprouve une assez grande difficulté à s'élever au dessus de l'organisation parcellaire, et que c'est seulement pour des groupes specialement doués

14. Auseinanderſetzung mit dem Darwiniſmus.

So oft in früheren Jahrhunderten in Europa Denker und Forſcher irgend eine Beobachtung machten oder einen Gedanken faſsten, der mit den herrſchenden Lehren der Kirche nicht ganz im Einklang war: bemühten ſie ſich, wenn ſie ihre neue Idee veröffentlichen wollten, nachzuweiſen, daſs dieſelbe mit den Lehren der Kirche gut vereinbar ſei, zum wenigſten denſelben nicht widerſpreche. Solche Bemühungen ſind auch wohl noch heute, namentlich bei Franzoſen und Engländern, gang und gäbe. Ja ſogar Darwin muſste ſeiner ſtrenggläubigen Nation dieſes Opfer bringen und ſeine Lehre ſeinen Landsleuten als mit der Religion nicht im Widerſpruch, empfehlen.

Nun über dieſen Punkt iſt man in Deutſchland ſchon hinaus; da ſetzt man ſich über ſolche entſchuldigende Complimente an die Religion hinweg.

---

qu'a lieu le passage a une situation plus complexe. J'invoquerai en temoignage, l'etat actuel d'un grand nombre de groupes repandus dans toutes les parties du monde. Ces tribus grossières, surtout celles des nègres pélagiens de la Polynésie, les Samoyédes et autres familles du monde boréal et la plus grande partie des nègres africains n'ont jamais pu sortir de cette impuissance et vivent juxta-posées les uns aux autres et en rapports de complète independance.« In theilweiſem Widerſpruche mit dieſen letzten Worten aus denen es ſcheinen könnte, daſs dieſe Stämme gar keine Geſchichte machen, ſind die darauf folgenden: »Les plus forts massacrent les plus faibles, les plus faibles cherchent à mettre une distance aussi grands que possible entre eux et les plus forts; là se borne toute la politique de ces embryons de sociétés qui se perpetuent depuis le commencement de l'espèce humaine dans un état imparfait, sans avoir jamais pu mieux faire.« (l. c. I 42, 43.) Auch dieſe Horden alſo machen Geſchichte, d. h. ſie können ſich dem ſocialem Naturproceſſe nicht entziehen, ſie machen ihn durch, wobei die ſchwächeren von den ſtärkern maſſakrirt, nach und nach den Platz räumen und vom Schauplatz der Geſchichte verſchwinden.

Es ſcheint aber, daſs der menſchliche Geiſt eine ſo ſtarke Neigung zu Dogmen und Autoritätsglauben hat, daſs er immer nur die Götzen wechſelt, aber ohne dieſelben nicht leben kann.

Wohl entwöhnte ſich ein bedeutender Theil unſerer Intelligenz des Kirchenglaubens und der Autorität der religiöſen Dogmen: doch nur um an ihre Stelle — den Darwiniſmus zu ſetzen.

Der Darwiniſmus iſt bis auf ſein letztes i-Tüpfelchen heute ein noli me tangere eines groſsen Theiles der wiſſenſchaftlichen und unwiſſenſchaftlichen Welt geworden und ſeine Anhänger gleichen den frühern Anhängern der Dogmen bis auf den blinden Fanatiſmus mit dem ſie ihre Lehre vertheidigen und alles was nicht auf dieſelbe von A bis Z ſchwört, zwar nicht als Ketzer, wohl aber als »Dilettanten . . . denen das Reich des Lebendigen in ſeiner Ganzheit ein verſchloſſenes Buch geblieben«[1]) verdammen.

Wir wollen nun nicht beſſer ſein und auch nicht beſſer ſcheinen als ſo viele Gelehrte und Forſcher vergangener Jahrhunderte, und obwohl wir nicht in all und jedem dem Darwiniſmus beiſtimmen, obwohl wir in demſelben ſo manche Uebertreibung und Irrthümer ſehen, worauf hier einzugehen wir keinen Anlaſs haben: ſo wollen wir uns doch mit dieſer heute herrſchenden Lehre womöglich auf guten Fuſs ſetzen (welche Rückſicht ſie übrigens ihrer vielen Wahr-

[1]) Solche und ähnliche Ausfälle gegen wiſſenſchaftliche Gegner findet man unter andern bei Oscar Schmidt: Descendenzlehre und Darwiniſmus Leipzig 1873. Vergleiche daſelbſt auſser der obigen auf S. 275 befindlichen Stelle auch noch S. 272 wo eine gegneriſche ganz logiſche Einwendung damit abgefertigt wird, daſs ſie von der »gröbſten Unwiſſenheit in Angelegenheit der Descendenzlehre« zeuge, welcher Unwiſſenheit aber nicht mit einer Widerlegung, ſondern mit einer dogmatiſchen Phraſe entgegengetreten wird. Das treffen ja auch die Vertheidiger der kirchlichen Dogmen!

heiten wegen auch verdient) um uns die Herren Darwinianer nicht auf den Hals zu laden.

Wie verhält ſich aber die Anſchauung von der Vielheit der Menſchenabſtammung und der Erklärung der Typenvielheit der Menſchenſtämme aus ihrer verſchiedenen Abſtammung, zum Darwiniſmus? Wir können nun getroſt ſagen, daſs Darwin und ſeine Anhänger gegen eine ſolche Anſchauung nichts einzuwenden haben. Der Darwiniſmus iſt ſo vollauf mit der Frage der Umwandlung und Zuchtwahl beſchäftigt, daſs er nie Gelegenheit fand, ſich mit der einheitlichen oder vielheitlichen Abſtammung eingehender zu befaſſen. Doch liegt es im Geiſte dieſer Lehre und in ihren logiſchen Conſequenzen, daſs ſie durchaus nicht nur eine einzige Umwandlungs-Stammbaumlinie anzunehmen braucht, ſondern daſs ſie eine parallele nebeneinander laufende Vielheit ſolcher Umwandlungs-Stammbaumlinien ſehr wohl zuläſst und zulaſſen muſs. Denn würde ſie dieſs nicht thun, dann müſste ſie ja annehmen, daſs es im Momente der erſten Entſtehung der organiſchen Urzelle nur eine Zelle war aus der ſich in fortlaufender Metamorphoſe die ganze animaliſche Welt entwickelte. Eine ſolche unſinnige Annahme liegt dem Darwiniſmus ferne und er hat ſich auch oft dagegen verwahrt und ausdrücklich erklärt, daſs er nur von »Urformen« am Anfang der Entwicklung ſpreche; die Frage aber ob es ein oder mehrere Urform-Individuen gegeben habe, als unweſentlich betrachte. Nun hat der Darwiniſmus von ſeinem Standpunkte vollkommen Recht, ſich nicht noch überflüſſigerweiſe mit dieſer Frage zu beſchäftigen: denn ſein Hauptaugenmerk iſt ja nur auf die Beweiſe der Umwandlung der Arten und die Mittel, durch die dieſes geſchieht, gerichtet; daſs dieſer Prozeſs in vielen nebeneinanderlaufenden Entwicklungslinien, vielleicht auch auf vielen Punkten der Erde vor ſich geht, dagegen braucht der Darwiniſmns nicht zu ſtreiten, ſowie

auch diese Anschauung gegen ihn nicht streitet. In der That ist es den Schülern Darwins nicht schwer, sich für die Vielheit der Abstammung der Menschheit und gegen die »einpaarige« Abstammung zu erklären, ja, diese Vielheit (freilich in ihrem etwas beschränkten Sinne, wovon wir gleich sprechen wollen) scheint ihnen so selbstverständlich und aus dem Darwinismus eo ipso sich ergebend, dass sie diese ganze Frage kurzweg als »abgeschmackt« erklären. »Die oft ventilirte, jetzt eigentlich abgeschmackte Frage, meint Oscar Schmid, ob die Menschheit von einem oder mehreren Paaren abstamme, erledigt sich damit, dass aus den thierischen Vorfahren der Stamm, in welchem später die Sprache zum Durchbruch kam, sich natürlich allmählig absonderte und dass die zur Sprache und Vernunft führende Zuchtwahl in grössern Individuengemeinschaften vor sich gehen musste.[1]) Auch Büchner, der treueste Dolmetsch und Popularisator Darwins, behandelt diese »abgeschmackte« Frage in ähnlicher bagatellmässiger Weise: »Denn einmal, meint er, die Möglichkeit der Umbildung des Affentypus in den menschlichen angenommen — mag dieses nun ganz allmählig oder mehr sprungweise geschehen sein — so ist es für die Sache selbst ziemlich einerlei, ob diese Umbildung ein oder mehreremale, da oder dort stattgefunden, und ob die jetzigen Verschiedenheiten unter den einzelnen Menschenrassen von allmähligen Umbildungen eines ursprünglichen einheitlichen Typus oder von ursprünglichen Verschiedenheiten der Abstammung herrühren.«[2]) Nicht so harmlos wie Schmid und Büchner fasst jedoch Häckel diese Frage auf, der auch hier Darwin »überdarwint«. Denn wenn auch Häckel

---

[1]) Oscar Schmid l. c. 385.

[2]) Büchner, der Mensch und seine Stellung in der Natur 2. Auflage S. 138.

nicht umhin kann, im Geiſte des Darwiniſmus die »einpaarige« Abſtammung, wie ſie die Bibel annimmt, zu perhorreſciren, ſo gibt er ſich doch ſehr viele Mühe, die einörtliche Herkunft der Menſchheit zu beweiſen und zwar die Herkunft der ganzen Menſchheit aus »Lemurien« — was unſeres Erachtens dem Geiſt der Lehre Darwins nicht weniger zuwider iſt, als die einpaarige Abſtammung. Häckel bekennt ſich daher zu einem Polygeniſmus im engern Sinne und zu einem Monogeniſmus im weiteren Sinne. Seine Ausführung, in der er es unternimmt, »die vielbeſprochene Frage vom einheitlichen oder vielheitlichen Urſprung des Menſchengeſchlechts, ſeiner Arten oder Raſſen, vom Standpunkte der Descendenztheorie aus zu beleuchten« lautet: »Bekanntlich ſtehen ſich in dieſer Frage ſeit längerer Zeit zwei groſse Parteien gegenüber, die Monophyleten und Polyphyleten. Die Monophyleten (oder Monogeniſten) behaupten den einheitlichen Urſprung und die Blutsverwandtſchaft aller Menſchenarten. Die Polyphyleten (oder Polygeniſten) dagegen ſind der Anſicht, daſs die verſchiedenen Menſchenarten oder Raſſen ſelbſtändigen Urſprungs ſind. Nach den vorhergehenden genealogiſchen Unterſuchungen kann es nicht zweifelhaft ſein, daſs im weitern Sinne jedenfalls die monophyletiſche Anſicht die richtigſte iſt. Denn vorausgeſetzt auch, daſs die Umbildung menſchenähnlicher Affen zn Menſchen mehrmals ſtattgefunden hätte, ſo würden doch jene Affen ſelbſt durch den einheitlichen Stammbaum der ganzen Affenordnung wiederum zuſammenhängen. Es könnte ſich daher immer nur um einen näheren oder entfernteren Grad der eigentlichen Blutsverwandtſchaft handeln. Im engeren Sinne dagegen wird wahrſcheinlich die polyphyletiſche Anſchauung in ſo ferne Recht behalten, als die verſchiedenen Urſprachen ſich ganz unabhängig von einander entwickelt haben. Wenn

man alſo die Entſtehung der gegliederten Wortſprache als den eigentlichen Hauptact der Menſchwerdung anſieht und die Arten des Menſchengeſchlechts nach ihrem Sprachſtamme unterſcheiden will, ſo könnte man ſagen, daſs die verſchiedenen Menſchenarten unabhängig von einander entſtanden ſeien, indem verſchiedene Zweige der aus den Affen unmittelbar entſtandenen ſprachloſen Urmenſchen ſich ſelbſtändig ihre Urſprachen bildeten. Immerhin würden natürlich auch dieſe an ihrer Wurzel entweder weiter oben oder tiefer unten wieder zuſammenhängen und alſo doch ſchlieſslich alle von einem gemeinſamen Urſtamme abzuleiten ſein.

»Wenn wir nun an dieſer letzteren Ueberzeugung allerdings feſthalten, und wenn wir aus vielen Gründen der Anſicht ſind, daſs die verſchiedenen Spezies der ſprachloſen Urmenſchen alle von einer gemeinſamen Affenmenſchen-Form abſtammen, ſo wollen wir damit natürlich nicht ſagen, daſs »alle Menſchen von einem Paare abſtammen.« Dieſe letztere Annahme, welche unſere moderne indogermaniſche Bildung aus dem ſemitiſchen Mythus der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte herübergenommen hat, iſt auf keinen Fall haltbar. Der ganze berühmte Streit, ob das Menſchengeſchlecht von einem Paare abſtammt oder nicht, beruht auf einer vollkommen falſchen Frageſtellung. Er iſt eben ſo ſinnlos, wie der Streit, ob alle Jagdhunde oder alle Rennpferde von einem Paare abſtammen. Mit demſelben Rechte könnte man ſagen, ob alle Deutſchen oder alle Engländer »von einem Paare abſtammen« u. ſ. w. Ein »erſtes Menſchenpaar« oder ein »erſter« Menſch hat überhaupt niemals exiſtirt, ſo wenig es jemals ein erſtes Paar oder ein erſtes Individuum von Engländern, Deutſchen, Rennpferden oder Jagdhunden gegeben hat. Immer erfolgt natürlich die Entſtehung einer neuen Art aus einer beſtehenden Art in der

Weiſe, daſs eine lange Kette von **vielen verſchiedenen** Individuen an dem langſamen Umbildungsprozeſs betheiligt iſt. Angenommen, daſs wir alle die verſchiedenen Paare von Menſchenaffen und Affenmenſchen nebeneinander vor uns hätten, die zu den wahren Vorfahren des Menſchengeſchlechts gehören, ſo würde es doch ganz unmöglich ſein, ohne die gröſste Willkühr eines von dieſen Affenmenſchenpaaren als das »erſte Paar« zu bezeichnen. Ebenſowenig kann man auch jede der zwölf Menſchenraſſen der Spezies . . . von einem »erſten Paare« ableiten.« [1])

Daſs dieſe Erklärungen Häckel's ſehr unklar und gewunden ſind, liegt auf der Hand, aber auch nicht minder die **Urſache** dieſer Unklarheit und Gewundenheit.

Häckel fühlt es wohl, wie er ſich gegen den Geiſt ſowohl aller geſunden Naturwiſſenſchaft, wie auch des Darwiniſmus ſchwer verſündigen würde, mit der Annahme einer »einpaarigen« Abſtammung der Menſchheit. Die **muſs** er alſo verwerfen. Andererſeits will er ſich den Rückzug zu ſeinem Steckenpferde, der Construirung des einheitlichen Stammbaumes und Auffindung des Entſtehungscentrums der Menſchheit (Lemurien) nicht abſchneiden. Daher die Halbheit ſeiner Erklärungen, die Unterſcheidung zwiſchen Monogeniſmus im weiteren und engeren Sinne. Aber Häckel irrt gewaltig. Ganz ebenſo wie die »Einpaarigkeit« gegen alle Naturwiſſenſchaft und auch gegen den Darwiniſmus verſtöſst: ganz ebenſo iſt die »Einörtlichkeit« mit denſelben unvereinbar. Ganz dieſelben Erwägungen die gegen den Monophyletiſmus im engſten und engeren Sinne ſprechen — ganz dieſelben ſprechen auch gegen den Häckel'ſchen Monophyletiſmus im »weiteren Sinne«. Denn gewiſs iſt es ein Widerſinn anzunehmen, daſs jene niedrigſten und niedrigen Organiſmen und Thier-

[1]) **Häckel**, natürliche Schöpfungsgeſchichte 5. Auflage 1874 S. 599 ff.

formen, aus denen man fich den Menfchen in Jahrmillionen herausentwickelt denkt, nur in einzelnen Exemplaren vorhanden waren, da uns doch die Maffenhaftigkeit des Auftretens jener Organifmen und Thierformen noch heutzutage überall vorliegt:[1]) aber ebenfo ift es ein Widerfinn das Vorhandenfein jener niedrigften Organifmen, aus denen fich nach der Lehre Darwins die fpätere Thierwelt entwickelte an einen Punkt der Erde zu verlegen! Wenn der Darwinifmus immer und überall nach »Einfachheit« und »einfacher« Erklärung der Erfcheinungen ftrebt, fo verfteht er doch darunter keine Zahlen-Einfachheit — eine folche Einfachheit wäre gerade eine Künftlichkeit und Unnatürlichkeit. Eine natürliche Erklärungsart, und das ift die Darwin'fche Einfacheit, hat gar keinen Grund den Entftehungherd der Thier- und Menfchenwelt an einen einzigen Ort zu verlegen. Derfelbe Naturprozefs, den man in den Tiefen des Oceans der einen Hemifphäre vorausfetzt, derfelbe wird fich auch in den Tiefen des Oceans der andern Hemifphäre abgefpielt haben. Freilich werden dann die verfchiedenen Oertlichkeiten diefem Naturprozefs und feinen Produkten verfchiedene individuelle Charaktere aufgeprägt haben: dagegen aber fpricht doch die wirkliche Thier- und Menfchenwelt am allerwenigften!

So fehen wir denn, dafs der reine Darwinifmus felbft unferer Annahme durchaus nicht in den Weg tritt, wohl aber theilweife der Häckelifmus d. i. die, die Lehre des Meifters zum Extrem treibende Schülerfchaft. Und zwar

---

[1]) Nehmen wir z. B. den Häckel'fchen Bathybius: »Viele taufend Kubikmeilen Meeresboden beftehen aus einem feifig anzufühlenden Schlamm oder Schlick zufammengefetzt, theils aus offenbar erdigen, unorganifchen Theilen, theils aus eigenthümlich geformten, ihrem Wefen nach vielleicht noch zweifelhaften Kalkkörperchen, endlich was die Hauptfache, aus einer eiweisartigen Subftanz welche lebt. Diefer lebende Schlamm, der fogenannte Bathybius etc. Oscar Schmid l. c. 23.»

hat diese Erscheinung noch einen tieferen Grund, von dem wir jetzt sprechen wollen.

Das grosse unvergängliche Verdienst Darwin's ist nachgewiesen zu haben, dass viele Umwandlungen und Abänderungen in den Typen der Organismen durch die Mittel der Anpassung und Vererbung, durch natürliche Zuchtwacht im Kampfe ums Dasein auf langsamem Wege erfolgte. Nun behauptet aber Darwin unseres Wissens nirgends, dass alle Verschiedenheiten der Arten nothwendigerweise nur durch diese Mittel erfolgten. Darwin schliesst den Einfluss auch anderer Momente, s. z. Beispiel individueller durch die verschiedensten Einflüsse der umgebenden Natur u. dgl. bewirkter Verschiedenheiten der Urorganismen auf die Verschiedenheiten der von ihnen abstammenden Arten keineswegs aus.

Anders seine übereifrigen Schüler. Entzückt über die Entdeckung des Meisters trachten sie die Bedeutung derselben ins Maasslose zu vergrössern und gelangen auf diese Weise zu argen Uebertreibungen.[1]) Weil Vererbung und Anpassung, weil natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein eine bedeutende Rolle in der Umwandlung der Arten spielen: will Häckel gar keine andere Ursache der Verschiedenheit der Gattungen und Arten mehr anerkennen und vermisst er sich — was Darwin

---

[1]) Den Häckel'schen Uebertreibungen gegenüber verhalten sich nüchterne Antropologen entschieden ablehnend. So schreibt z. B. Joly: Wie dem auch sei, m. E. nach hat es niemals jenen sprachlosen Pithecantropus alalus gegeben, dessen Bild uns Häckel entwirft als ob er ihn gesehen und gekannt hätte und dessen Stammbaum dieser Gelehrte mit Hilfe phantastischer und höchst gewagter Hypothesen von der Monere, den Protoplasmen oder lebendem Urstoff an bis zu seinem sprachbegabten Menschen aufbaut, der die Bildungsstufe der Australier und Papuas im Anfange der diluvianischen Periode erreichte (der Mensch vor der Zeit des Metalles S. 385).

nicht gethan hat — für das ganze Thierreich, für alle Menschenrassen der Erde einen einzigen Stammbaum zu construiren, dem er sogar einen einzigen von ihm beliebten Ort anweist, wo er seine Wurzel haben muss.

Aus der von Darwin nachgewiesenen Möglichkeit der Umwandlung der Arten und ihrer secundären Verschiedenheit gelangt Häckel zur Uebertreibung, die Unmöglichkeit einer primären Verschiedenheit der Arten und Gattungen zu folgern und einen »Monophyletismus im weiteren Sinne« zu construiren, welcher der Lehre Darwin's absolut fremd war — und dem Geiste der Descendenzlehre immer fremd bleiben wird.

Dabei schiesst ja, wie wir bereits erwähnten, der Häckelismus weit über das von Darwin ins Auge gefasste Ziel hinaus und trifft also nicht dahin wohin Darwin treffen wollte, d. h. löst nicht die Aufgabe die der Darwinismus lösen wollte — und lösen soll.

Diese Aufgabe besteht ja darin, an Stelle der Annahme von Wundern eine naturgemässe und natürliche einfache Erklärung zu setzen. Dazu genügt es aber vollkommen, die Möglichkeit der Abstammung des Thierreichs und der Menschenarten von einfachen Urorganismen nachzuweisen — wobei ein grosser Theil der Artverschiedenheiten der einzelnen Typen, also auch der Menschenrassen sich eben sehr einfach und natürlich aus der Verschiedenheit dieser Urorganismen die durch deren verschiedene geographische Lage bedingt war, erklärt — während ein anderer Theil dieser Verschiedenheiten allerdings in den Einflüssen der Vererbung und Anpassung, der Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein begründet sein mag. Das Ausschliessen aber der ersteren Einflüsse und das starre Festhalten an den letzteren brächte in diese Erklärung ein neues Element der Unnatürlichkeit und der Wunderbarkeit. Daher hat

Häckel gewifs unrecht, die »monophyletifche Hypothefe (wenn auch in feinem »weitern Sinne«) für die richtigere« und »für das Menfchengefchlecht eine einzige Urheimat« anzunehmen [1]), denn diefe Annahme bedeutet einen freiwilligen, ganz unnöthigen und muthwilligen Verzicht auf eine fehr einfache und natürliche Erklärungsweife einer grofsen Zahl von Verfchiedenheiten unter den Menfchenraffen, die fich auf andere Weife nur fehr fchwer und künftlich oder vielleicht gar nicht erklären liefsen — einen Verzicht der in einer Theorie die nur zu dem Zwecke aufgeftellt wurde, um ftatt künftlicher und unnatürlicher Erklärungsweifen, einfache und natürliche zu fetzen, höchft unlogifch ift. Ja, ein folcher Verzicht ift um fo mehr unverzeihlich und geradezu leichtfertig, da doch die Darwin'fche Theorie vorderhand noch weit entfernt ift alle Erfcheinungen der Artverfchiedenheit der Organifmen erklären zu können. Auf diefes letztere Gebiet können wir uns freilich hier nicht einlaffen, doch verweifen wir in diefer Beziehung auf Huxley, der das, wenigftens vorderhand Unzulängliche diefer Theorie ganz fchlagend nachweist — eine Unzulänglichkeit, die unferes Erachtens nie behoben werden wird. »Trotz alledem, fagt nämlich Huxley, mufs unfere Annahme der Darwin'fchen Hypothefe fo lange nur proviforifch fein, als ein Glied in der Beweis-kette noch fehlt; und fo lange alle Thiere und Pflanzen, die ficher durch Zuchtwahl von einem gemeinfamen Stamme entftanden find, fruchtbar find und ihre Nachkommen unter einander (was bekanntlich bei natürlichen Thierarten nicht der Fall ift) fo lange fehlt jenes Glied. Denn für fo lange kann nicht bewiefen werden, dafs die Zuchtwahl alles das leiftet, was zur Erzeugung natürlicher Arten nöthig ift.« [2])

---

[1]) Natürliche Schöpfungsgefchichte S. 619.

[2]) Huxley, Stellung des Menfchen etc. überf. von Carus S. 122. Wenn

Eine viel eingehendere und unſeres Erachtens vollkommen logiſch richtige Widerlegung hat die Darwin'ſche Theorie der Artenwandlung von dem groſsen Naturforſcher Agaſſiz erfahren und an der ſcharfen Logik desſelben, ändern all die Anfechtungen die ſeine Erörterungen erfahren haben, kein Jota. Wenn die Descendenzlehre ſich beſtrebt von den niederſten Organiſmen, von den Monern und Protozoen bis zum Menſchen eine continuirliche Entwicklungsreihe herzuſtellen, ſo iſt es Agaſſiz vollkommen gelungen, auf die gründlichſte Weiſe dieſe Continuität zu zerreiſsen und die Grundverſchiedenheit der »typiſchen Abtheilungen des Thierreichs« nachzuweiſen. »Es beſteht, ſagt Agaſſiz, ein Unterſchied im Urbegriff und dieſer Unterſchied iſt in der materiellen Erſcheinung ausgeführt. Man ſagt, der Menſch ſei die Krone einer aufſteigenden Scala. Unzweifelhaft iſt er das höchſte erſchaffene Weſen, aber er iſt der Culminationspunkt, beſonders ſeiner eigenen Reihe, der Reihe der Wirbelthiere. Kein wirbelloſes Thier hat irgend eine verwandtſchaftliche Beziehung in ſeiner Uranlage wie in deren ſichtbaren Ausführung mit dem Menſchen, während jedes andere Glied des Wirbelthiertypus, dem auch der Menſch angehört, in einem engen verwandtſchaftlichen Verhältniſſe bezüglich ſeines anatomiſchen Baues mit ihm ſteht. Wie nun die Thiere nicht auf einen Plan begründet ſind, ſo werden ſie auch nicht alle auf einer Stelle gefunden, noch ſind ſie je auf einen Mittelpunkt beſchränkt worden. Die Thiere ſind über die ganze weite Oberfläche des Erdballes vertheilt, über Land und Meer; und wie weit ſie auch

---

auch dieſer Einwand Huxley's ſich ſpeziell auf das Thierreich bezieht, da die Menſchenarten untereinander kreuzungsfähig ſind, ſo iſt derſelbe doch genügend um das Princip der Zuchtwahl als ſolches zu erſchüttern und demſelben dieſe Bedeutung die ihm der Darwiniſmus beimiſst, zu nehmen.

räumlich von einander getrennt sein mögen, wir finden sie dennoch durch dieselben Gesetze typischer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten vereinigt.[1])

Um die Beharrlichkeit der Typen zu beweisen, unterzieht Agassiz die Fortpflanzung der Thiere einer eingehenden Analyse aus der sich ergibt, dass schon das Ei, aus dem die Thiere entstehen »mit einer Individualität, d. h. mit einem typischen Charakter begabt ist, so entschieden, dass nie und nimmer von Anbeginn der Welt an das Ei irgend eines Thiers ein Thier erzeugt, welches im Wesentlichen von der Mutter sich unterschied.«

»Welche Phasen nun auch das Ei durchzumachen haben mag und wie sehr es auch dem reifen Zustande irgend eines niedern Typus vorübergehend ähneln mag, es hat nie und nimmer irgend etwas Anderes erzeugt als die Spezies, von welchen es selbst erzeugt worden ist. Es ist kein einziges Beispiel einer Abweichung von diesem ewig wiederkehrenden Kreislauf der Entwicklung bekannt, welcher uns die Aufeinanderfolge specifisch identischer Wesen als Erfolg der Zeugung zeigt, mag die Vermehrung eine durch Eier, Knospen oder durch Theilung geschehen . . . Je weiter wir diese verschiedenen Weisen der Vermehrung unter den Thieren prüfen, um so mehr überzeugt uns die Thatsache, dass die Erhaltung der Idee, des Typus, die Beharrlichkeit gewisser Züge in der organischen Welt, der Urzweck (?) ein unleugbar unabweislicher Erfolg ist.« (l. c. 23.) Welch wunderbare Erscheinungen auch die Vererbung zu Tage fördert (z. B. Atavismus) so hat doch Agassiz nie finden können, dass bei »all ihrer Fügsamkeit, ihrer Kraft sich neue Züge anzueignen oder dieselben abzustossen« »die Spezies sich ändert«. Er gelangt

---

[1]) Agassiz: Schöpfungsplan S. 11 und 12.

daher zum Schluffe, dafs »das Gefetz der Vererbung fo zu wirken fcheint, dafs es was wefentlich im Typus ift, zurückhällt und Variation nur in dem erlaubt, was nicht charakteriftifch zur typifchen Organifation ift.« (l. c. 63.)

Das Gefetz der Vererbung fcheint Agaffiz die Beftimmung zu haben »vielmehr den Typus zu bewahren als ihn abzuändern.«

Speziell gegen die Darwin'fche Theorie aber von der Entftehung neuer Arten fprechen die Thatfachen, die bei der Kreuzung von Thierfpezies und Menfchenraffen beobachtet werden. Darüber äufsert fich Agaffiz folgendermafsen: »In direkter Verbindung mit der Frage der Vererbung fteht diejenige über die Baftardbildung. Ich habe Ihnen gezeigt, dafs die Nachkommen nah verwandter Thiere ebenfowohl dem männlichen wie dem weiblichen Wefen, von welchen fie erzeugt wurden, gleichen können. Alle Nachkommen können dem einen oder dem andern gleichen, oder auch die Charaktereigenthümlichkeiten beider Eltern theilen. Aber fobald fich Thiere verfchiedener Spezies kreuzen z. B. das Pferd mit dem Efel, fo wird der Nachkomme immer ein Mitteldíng zwifchen diefen beiden — weder ein Pferd noch ein Efel, fondern ein Maulthier fein. Mit andern Worten: der Sprößling ift immer Halbblut, immer zwifchen beiden, dem Vater und der Mutter. Bei den Thieren gefchieht diefes zwifchen dem was wir Spezies nennen, bei dem Menfchen zwifchen dem was wir Raffen nennen. Die Kinder der Weifsen und Neger find weder Weifse noch Schwarze — fie find Mulatten. Die Kinder der Neger und der Indianer find weder das eine noch das andere, fie find Halbblut und haben die Eigenthümlichkeiten beider. Dasfelbe gilt auch für den Weifsen mit dem Auftralier, für den Weifsen und Chinefen. Das ift eine Thatfache

zu Gunften des felbftftändigen Urfprungs der Menfchenraffen. Hieraus folgerte man, dafs diefelben in gleicher Weife von einander unterfchieden werden müffen wie man die Spezies der Thiere von einander unterfcheidet. Ich will bei diefem Punkte nicht verweilen, fondern nur fragen, welchen Einflufs haben die Thatfachen auf die Erhaltung oder Veränderung des Typus? Denken Sie fich einmal bei der nächften Generation eine Kreuzung zwifchen Halbblut, fagen wir einer Mulattin und einem Weifsen oder einem Mulatten und einer Schwarzen und diefes werde zwei oder drei Generationen fortgefetzt? Dann ift die Mifchung vollftändig weg und wir kehren zum reinen Typus zurück. Und dasfelbe ift auch bei Thieren der Fall; wir können ja Baftarde oder Halbblut erzeugen, aber bringen wir fie einige Generationen mit ihrer eigenen Art zufammen, fo haben fie keine Kraft die angewiefene Richtung weiter fortzuführen; ihre Nachkommen kehren zu ihrem urfprünglichen Typus zurück. Diefs fcheint mir denn doch ein fchlagender Beweis, dafs alle diefe Gefetze der Vererbung und Uebertragung eher zur Erhaltung als zur Zerfplitterung des Typus dienen« (l. c. 67). Nachdem Agaffiz noch eine Reihe feine Anficht unterftützender Thatfachen und Beobachtungen aus dem Thierleben vorführt, gelangt er zum Schluffe, dafs es »nach unferer gegenwärtigen Kenntnifs von der Entftehung und Entwicklung der Thiere in der That Nichts zur Rechtfertigung der Annahme gibt, dafs die Thiere ftufenweife von ihrem urfprünglichen Typus abgewichen wären und zu neuen, verfchiedenartigen fich umgeftaltet hätten.«

Endlich kommt Agaffiz auf die Darwin-Haeckel'fche Verwandtfchaft des Menfchen mit den Thieren, auf die aus der Aehnlichkeit und aus gewiffen antropologifchen Analogien mit einer, alle Logik bei Seite fetzender Apodkticität gefchloffen wird. Nun gibt Agaffiz aller-

dings eine »zoologifche Verwandtfchaft« zu, die »auf der Identität des Organifationsplanes und der ideellen Anlage und in der materiellen Ausführung begründet ift, gleichviel, von wo derfelbe ausgegangen.« Die Behauptung aber der meiften Zoologen, »dafs es keine andere Verwandtfchaft gibt als die der Abkunft von einem gemeinfamen Urftamme« beftreitet Agaffiz entfchieden, da wir eine folche »Abftammung«, eine folche »Descendenz« weder »in der Natur verfolgen« noch »durch Beobachtung ermitteln« können. »Wir können die Thiere nur anatomifch und phyfiologifch miteinander vergleichen, können der Art und Weife ihrer individuellen Entwicklung folgen, ihre Lebensweife beobachten, ihre geographifche Verbreitung ermitteln, ihre allmählige Aufeinanderfolge in den verfchiedenen geologifchen Perioden mit einem grofsen Aufwande von Beobachtungen und Vergleichungen erforfchen; und indem wir die Refultate all diefer Unterfuchungen und Beobachtungen zufammenfaffen, dann die Thiere nach ihrer Aehnlichkeit, dem Grade der Verwandtfchaft gruppiren. Aber weiter gehen und behaupten, dafs, weil die Thiere einander ähnlich find fie auch Eins von dem Andern abftammen, heifst etwas behaupten, von dem wir durchaus keine Kenntnifs haben. Aehnlichkeit beweift keine Abftammung .... Es gibt zwifchen Thieren, welche gegenwärtig durch den halben Erdball von einander getrennt leben, Aehnlichkeiten desfelben Grades, wie unter denen, deren gemeinfame Abftammung erwiefen ift. Es gibt auch Aehnlichkeiten zwifchen den embryonifchen Phafen der jetzt lebenden Wirbelthiere und den reifen Formen uralter, in den Schichten früher geologifcher Epochen abgelagerter. Dafs diefe Aehnlichkeiten eine Identität des Organifationsplanes beweifen, kann Niemand läugnen; aber nur wenn wir den Begriff von Zeit und Raum ganz aufheben, können wir deren Ab-

ſtammung von einander als möglich gelten laſſen. Ich möchte klar und ganz beſtimmt in einer Weiſe die nicht miſsverſtanden werden kann, feſtſtellen, daſs die Naturforſcher, auf der gegenwärtigen Stufe ihrer Wiſſenſchaft keinen einzigen directen Beweis für die urſprüngliche Herkunft irgend welcher ſpecifiſch verſchiedener Thiere beibringen können. Sie haben keine einzige Thatſache, keine unmittelbare Beobachtung, worauf ſie eine ſolche Theorie begründen könne, ausgenommen den Grad der Aehnlichkeit der Organiſation und der Funktionen der Thiere. Alle vorliegenden Claſſificationen von den des Ariſtoteles an bis auf die neueſten Verſuche unſerer Tage ſtützen ſich lediglich und allein auf die Kenntniſs des Körperbaues nicht auf irgend welche Kenntniſs der Abſtammung.« (l. c. 125) » . . . wir wiſſen von dieſem gemeinſamen Urſprunge gar nichts Thatſächliches und tappen damit in völliger Dunkelheit in welcher nur Phantaſie herrſcht.« (S. 168.) »Wie wenig wir auch von jener Verſchiedenheit (der Arten) begreifen mögen — ſie kann vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus nicht einer Urſache (Artenwandlung) zugeſchrieben werden, von welcher wir nichts wiſſen und von deren Exiſtenz überhaupt wir noch nicht den geringſten Beweis haben.« (170) Endlich bekämpft Agaſſiz das letzte Argument des Häckeliſmus die »embryoniſche Aehnlichkeit«. »Es iſt nicht zu läugnen, meint er, daſs die im Ei beobachtete Reihe der Umänderungen ganz im Allgemeinen mit der Aufeinanderfolge der Thiere in den geologiſchen Perioden übereinſtimmt. Embryoniſche Zuſtände der höhern Wirbelthiere erinnern uns an reife Formen niederer Wirbelthiere in früheren geologiſchen Zeiten. Auf dieſe Thatſache geſtützt wollen nun die Vertreter der Transmutationslehre folgern, daſs in dem langen Laufe der Zeiten eine

reale Entwicklung des Einen aus dem Andern ſtattgefunden hat. Aber die embryoniſchen Zuſtände der höhern Wirbelthiere erinnern uns ganz ebenſo lebhaft auch noch an reiſe Formen der niedern, gegenwärtig lebenden Wirbelthiere; ja ſie ähneln dieſen ihren Zeitgenoſſen in eben dem Grade und auch in derſelben Weiſe, wie ſie den foſſilen Formen analog erſcheinen. Dürfen wir daraus nun folgern, daſs, weil ein Hühnchen oder ein Hund unſerer Tage auf einer gewiſſen Stufe ſeiner Entwicklung gleichſam einem ausgewachſenen Knorpelfiſch ähnelt, daſs ſage ich, Hühner und Hunde jetzt unmittelbar aus Fiſchen ſich entwickeln werden. Wir wiſſen recht wohl, daſs das nicht geſchieht, nicht geſchehen kann, und dennoch iſt die Beweisführung genau dieſelbe, auf welche die Vertheidiger der Transmutationslehre dieſe ihre Theorie ſo plauſibel zu ſtützen pflegen. . . . . Die Entwicklungsſtufen eines jeden Säugethieres während des embryonalen Lebens erinnern an dieſe Stufenfolge (der Thiere nach ihrer Dignität) die Klaſſen der Wirbelthiere bedeuten in der That Entwicklungsſtufen des Vertebratentypus. Der Säugethierembryo durchläuft ein Fiſch — und ein Amphibienſtadium bevor er die entſchiedenen Säugethiercharaktere erhält. Aber deſshalb dürfen wir doch noch nicht annehmen, daſs heutzutage ein Vierfüſsler aus einem Fiſch ſich entwickelt, wir behaupten das aus dem einfachen Grunde nicht, weil wir unter den Säugethieren und Fiſchen leben und wiſſen, daſs dergleichen geradezu unmöglich iſt. Aber Aehnlichkeiten derſelben, durch geologiſche Perioden getrennten Gattungen erlauben der Einbildungskraft und den nicht durch Beobachtung beſchränkten Hypotheſen einen weiten Spielraum.« (174—176)

III.

Ursprüngliche Vielheit der Sprachen und Culte.

15. Sprachwissenschaft und Polygenismus.

Es gehört in der Wissenschaft nicht zu den Seltenheiten, dass zwei Hypothesen auf nahe verwandten Gebieten sich gegenseitig stützen; dass zwei hypothetisch aufgelöste wissenschaftliche Räthsel gegenseitig zu ihrer definitiven Lösung als Schlüssel dienen. Wir glauben es nun nachweisen zu können, dass ein solches Verhältniss zwischen der Frage des Polygenismus und der Frage nach dem Ursprung der Sprachen existirt.

Constatiren wir zuerst den paralellen und analogen Gang menschlicher Erkenntniss auf diesen zwei Gebieten. Dem anfänglich herrschenden Monogenismus in der Antropologie entsprechend herrschte Monophyletismus in der Sprachwissenschaft, was sich übrigens auch als Consequenz erklärt.

Man war überzeugt, dass alle existirenden Sprachen von einer Ursprache abstammen, die einst das Urvolk sprach und bemühte sich nur diese eine Ursprache herauszufinden. Dass man dieselbe lange Zeit im Hebräischen erkennen zu müssen glaubte, war wieder nur eine Consequenz des Festhaltens an der biblischen Tradition.

Erweiterte linguistische und ethnographische Kenntnisse, fortgeschrittene Geschichtskunde und lebendige Erfahrung in neuentdeckten Welttheilen gaben der mit grosser Hartnäckigkeit festgehaltenen Annahme der einen Ursprache endlich den Todesstoss. Der Polyphyletismus hat

in der Sprachwiſſenſchaft heutzutage eine viel unangefochtenere Geltung als ſein Corelat, der Polygeniſmus in der Anthropologie.

Aber ſo wie man ihn nur langſam und zögernd acceptirte, iſt man noch heute allgemein beſtrebt, ſeinen Umfang, die Zahl der Urſprachen, auf das möglichſte Minimum zu beſchränken und ſo wenig als möglich urſprüngliche Sprachſtämme anzuerkennen.

Von der einen Urſprache iſt man abgekommen um an deren Stelle einige zu ſetzen. Man verfährt dabei ſo, daſs man eine Anzahl Sprachen, die in ihrem Wortſchatze und ihrem grammatikaliſchen Baue Gemeinſamkeiten aufweiſen, entweder als voneinander oder als von einer gemeinſamen Sprache abſtammend auffaſst, ähnlich wie man die verſchiedenen Menſchenſtämme von einem erſten Paare ableitete.

Auf dieſe Weiſe werden z. B. die deutſche, litauiſche, ſlaviſche, celtiſche, italieniſche, albaneſiſche, griechiſche, eraniſche und indiſche Sprache in verſchiedenen mittelbaren oder unmittelbaren Abzweigungsverhältniſſen von einer »indogermaniſchen Urſprache» abſtammend dargeſtellt. [1])

Wir werden die Gründe anführen, die uns auch auf dieſem Gebiete die Ueberzeugung aufdrängen, daſs je weiter zurück gegen den Urſprung des Menſchengeſchlechts wir die Sprachen verfolgen, deſto unabſehbar-zahlreicher die ſelbſtändigen und urwüchſigen Sprachen zunehmen und daſs wir zur Annahme gezwungen ſind, daſs einſt der Unzahl von Menſchenhorden eine Unzahl urwüchſiger Sprachen zu Gebote ſtand.

---

[1]) Siehe Schleicher: Die deutſche Sprache l. c. S. 82.

16. Die Frage nach dem Urſprung der Sprache.

Die Frage nach dem einheitlichen oder vielheitlichen Urſprung der Sprachen hängt mit der vielumſtrittenen Frage nach dem Urſprung der Sprache überhaupt, eng zuſammen und kann nur auf Grund einer Löſung dieſer letzteren entſchieden werden.

Am Anfang dieſes Jahrhunderts hatte Herder es noch nöthig, gegen den Statiſtiker Süſsmilch den göttlichen Urſprung der Sprache zu beſtreiten. Heute erſcheint uns eine ſolche Polemik als überflüſſig und als Scholaſtik ärgſter Sorte. Man kann alles was natürlich iſt, göttlich nennen, wenn man dieſe Bezeichnung vorzieht — doch wird heute dabei niemand an das Einſchreiten eines perſönlichen Gottes im Sinne einer plumpen Auslegung bibliſcher Terminologie denken.

Nach Herder, kehrte man zu der vernünftigeren Form der Frageſtellung der griechiſchen Philoſophen zurück: φυσει oder θεσει — d. h. Natur oder Menſchenſatzung? Es war im Grunde dieſelbe Frage, die man ſich ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch auf politiſchem Gebiete vielfältig ſtellte und die Rouſſeau und die Publiciſten der franzöſiſchen Revolution auf dieſem Gebiete zu Gunſten der Menſchenſatzung (contrat social) entſchieden. Heute darf man wohl dieſen letzteren Standpunkt ſowohl auf politiſchem wie linguiſtiſchem Gebiete als einen überwundenen bezeichnen. »Das was der Entſtehung der Sprachwurzeln vorausgeht iſt Werk der Natur« ſagt Max Müller und hierin ſtimmen ihm heute alle Sprachforſcher bei.[1]) Leider iſt aber mit dem Worte »von Natur« und »natur-

[1]) Max Müller: Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. IX. Vorleſung.

wüchsig« die Sache selbst, der wirkliche Vorgang noch immer nicht erklärt. Entscheidet man sich wie es heute wohl allgemein der Fall ist, für die »Naturwüchsigkeit« der Sprache (ebensowohl wie des Staates) so bleibt noch der schwierigere Theil des Problems zu lösen: wie man sich denn den wirklichen Vorgang dabei zu denken habe?

Wenn wir nun auch diesen Theil des Problems den schwierigeren nennen, so ist es uns doch fast unbegreiflich, dass ihn so viele ausgezeichnete Denker und Sprachforscher als unlösbar hinstellten; dass sie diesen natürlichen Vorgang der Sprachentstehung als ein geheimnissvolles Schöpfungsräthsel betrachteten, dessen Dunkel kein menschlicher Verstand durchdringen könne.

Bopp läst daher dieses »Geheimniss der Wurzeln oder des Benennungsgrundes der Urbegriffe unangetastet«; er untersucht es nicht, »warum z. B. die Wurzel i gehen und nicht stehen, oder warum die Lautgruppirung sthe oder ste stehen und nicht gehen bedeute.«[1]) Steinthal will »jedem der es wagt, die jedem Laute seiner Natur nach innewohnende Bedeutung zu bestimmen im Tone des Dichters von Hiob fragen: standst du dabei als sich der Brust des noch stummen Urmenschen der erste Sprachlaut entrang? und verstandst du ihn? . . .« Auch er also räth dieses Geheimniss vorderhand außer Discussion zu lassen; »man schreite, meint er, in der Wurzelforschung schrittweise vor, ohne die Endergebnisse zu denen man gelangen will, voraus zu greifen; und so wird sich zeigen wie weit man nach etlichen Geschlechtern gelangt sein wird.«[2])

---

[1]) Bopp: Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen 1833. Vorrede.

[2]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Jahrgang 1867 S. 76.

Auch Schleicher verzweifelt daran, daſs wir je über »den Urſprung des Lautes und die Urſachen des Factums, daſs verſchiedenen Menſchengruppen für dieſelbe Anſchauug, für denſelben Begriff verſchiedene Laute als Bezeichnung ſich darboten« in's Klare kommen könnten.

Daher habe, meint er, die Sprachwiſſenſchaft »das Recht, auf die Frage wie iſt die Sprache entſtanden? eine Antwort zu verſagen. Die Sprachwiſſenſchaft ſetzt ihr Object, die Sprache, voraus; die älteſte, einfachſte Form derſelben kann ſie aus den vorliegenden Sprachen erſchlieſsen und ihre fernere Entwicklung verfolgen; aber wie der Menſch dazu gekommen dieſe einfachſte, erſchlieſsbare älteſte Sprache zu ſchaffen, das zu ergründen iſt nicht ihre Sache . . . Die Lehre von der Entſtehung der Sprache iſt demnach von der Sprachwiſſenſchaft auszuſchlieſsen, ſowie die Entſtehung der einfachen Grundſtoffe von der Naturwiſſenſchaft; ob ſie überhaupt möglich ſei, iſt eine Frage für ſich, deren Beantwortung uns glücklicherweiſe nicht obliegt.« [1])

Caro eliminirt ebenſalls die Frage nach dem Urſprung der Sprache als eine dureh Erfahrung unmöglich zu erprobende, aus der poſitiven Wiſſenſchaft. »Die Erfahrung, ſagt er, gibt uns kein Mittel an die Hand, die Frage nach dem Urſprung der Sprache zu ergründen; über derartige wichtige Gegenſtände weiſs ſie uns nichts zu ſagen, was man durch Beobachtung oder durch Verſuche erproben könnte.« [2])

Max Müller meint das Problem des Sprachurſprungs liege jenſeits der Grenze menſchlicher Faſſungskraft.[3])

---

[1]) Auguſt Schleicher: Die deutſche Sprache, Stuttgart 1860.

[2]) Caro: Comptes rendus de l'Academie des sciences morales. Juli 1868.

[3]) . . that problem seems to be almost beyond the reach of the

Lazarus Geiger spricht endlich von den »gewichtigen, das grösste aller Räthsel des Geistes betreffenden Fragen . . . : wie ward der Laut erzeugt? etc.«[1])

So verzweifelt schlecht nun wie es aus obigen Aeusserungen scheinen mochte, steht die Frage nach dem Ursprung der Sprache keineswegs.

Nur muss man, um eine befriedigende Lösung derselben herbeizuführen, sie in ihre Elemente zerlegen, dieselben genau sondern, um nicht, wie es die bisherige Sprachforschung machte, durch eine ungehörige Vermischung derselben zu einer falschen Fragestellung zu gelangen und damit die Antwort zu erschweren oder gar unmöglich zu machen.

Denn die Frage nach dem wie der naturwüchsigen Entstehung der Sprache enthält in sich folgende Bestandtheile, deren genaue Sonderung unumgänglich nöthig ist. Es ist nämlich zuerst die Veranlassung in's Auge zu fassen die zur Entstehung der Sprache führt also die Theilfrage zu beantworten: was veranlasste die Menschen zum Gebrauche der ersten Sprachlaute? oder um es mit Beziehung auf unsere Voraussetzung näher zu bezeichnen, aus welcher natürlichen Veranlassung entstanden die ersten Sprachlaute?

Sodann kommt die zweite Theilfrage: was befähigte die Menschen zur Hervorbringung der ersten Sprachlaute? Wo, in welchem natürlichen Momente ihres Wesens lag die Befähigung, die Sprache hervorzubringen und dieselbe sodann weiter zu entwickeln?

Drittens, wie verhielten sie sich, passiv und activ, während des Actes dieser Hervorbringung? wie stellten sie es

---

human understanding. Max Müller Lectures on the Science of Language London 1861 p. 330.

[1]) Lazarus Geiger: Ursprung und Entwicklung der Sprache I. S. 191.

an, bewufst oder unbewufst, dafs durch fie die Sprache entftand? dafs fie die Sprache erzeugten?

Die letzte Theilfrage endlich ift die nach der Beziehung des entftandenen Sprachlautes zu dem durch denfelben bezeichneten Begriff. Mufste der Laut fo ausfallen, wie er thatfächlich fich geftaltete oder konnte er auch anders ausfallen? War zwifchem dem Laute und feinem Begriffe eine nothwendige Beziehung oder nicht?

Diefe vier Theilfragen nun wollen wir jede insbefondere in Betracht ziehen.

---

17. Die natürliche Veranlaffung zur Spachentftehung.

Die Frage nach der Veranlaffung zur Hervorbringung der Sprache ift verfchiedentlich beantwortet worden, doch läfst fich im Allgemeinen in diefen Beantwortungen eine Stufenfolge zu einer immer richtigeren Erkenntnifs nicht verkennen. Die ältefte Anficht und theilweife noch Herder fieht in dem unwillkührlichen, auch den Thieren angeborenen Ausdruck fchmerzhafter Empfindungen und heftiger Bewegungen der Seele den Anfang der Sprache. »Schon als Thier hat der Menfch Sprache. Alle heftigen und die heftigften unter den heftigen, die fchmerzhaften Empfindungen feines Körpers, fo wie alle ftarken Leidenfchaften feiner Seele äufsern fich unmittelbar durch Gefchrei, durch Töne, durch wilde, inartikulirte Laute. Ein leidendes Thier fowohl, als der Held Philoktet, wenn es der Schmerz anfällt, wird wimmern, wird ächzen und wäre es gleich verlaffen auf einer wüften Infel, ohne Anblick, Spur und Hoffnung eines hülfreichen Nebengefchöpfes.« [1]) Diefer

[1]) Herder: Ueber den Urfprung der Sprache. 1770.

Anſicht iſt mit Grund entgegengehalten worden, daſs der Schmerzensſchrei und Empfindungsausdruck der Thiere keineswegs als Anfang der Sprache angeſehen werden könne — denn ſonſt würden ja auch die Thiere einmal über dieſen Anfang hinausgekommen und zur Sprache gelangt ſein. Auch erweiſt eine eingehende Betrachtung den ganz weſentlichen, principiellen Unterſchied zwiſchen dem Lautausbruch überwältigender Empfindung und der durch Vernunftthätigkeit getragenen Widergabe einer Anſchauung, eines Begriffes. Zwiſchen thieriſchem Schrei und menſchlicher Sprache gähnt eine unüberbrückbare Kluft.[1])

Eine zweite der vorigen nahe verwandte Anſicht geht dahin, daſs die Sprache einfach dem menſchlichen Triebe »innere Erregungen« lebhafte Eindrücke durch Laute Ausdruck zu verſchaffen, ihren Urſprung verdanke. Und zwar ſoll dieſer Ausdruck nicht gerade eines gewiſſen In-

---

[1]) Uebrigens macht auch Herder einen groſsen Unterſchied zwiſchen dieſen »Naturtönen« die »nicht die Hauptfäden der menſchlichen Sprache ſind« nnd der »ſpät erfundenen metaphyſiſchen Sprache«. Dieſe letztere »das Kind der Vernunft und Geſellſchaft« nennt er »eine Abart vielleicht im vierten Gliede von der urſprünglichen Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts«. Doch betont er ausdrücklich, daſs man »aus dieſem Geſchrei der Empfindungen den Urſprung menſchlicher Sprache nicht »völlig« erklären kann, da dieſe »offenbar ganz etwas anderes« iſt. »Alle Thiere, ſagt er, faſt bis auf den ſtummen Fiſch, tönen ihre Empfindungen, deſswegen aber hat doch kein Thier, ſelbſt nicht das vollkommenſte, den geringſten, eigentlichen Anfang zu einer menſchlichen Sprache«. Dagegen hebt Schleicher ganz entſchieden den principiellen Unterſchied zwiſchen jenem Ausdruck der Empfindungen und der Sprache hervor: »Der unmittelbare Ausdruck des Gefühles und der Empfindung ſowie des Wollens und Begehrens findet nicht ſtatt durch die Sprache, ſondern durch Naturlaute, wie Schreien, Lachen und durch die Lautgebärden, durch die ächten Inte jectionen oh, i, ei u. ſ. w. Dieſe, Fühlen und Wollen unmittelbar ausdrückenden Laute ſind keine Worte, ſind nicht Elemente der Sprache etc.« (Schleicher: Die deutſche Sprache S. 5 vrgl. die folgende Note.)

tereſſes wegen geſchehen, einem beſtimmten Zweck gelten, ſondern einfach dem Bedürfniſſe ſeine Gedanken auszutönen. Dieſe Anſicht knüpft an das bekannte Bedürfniſs auch des heutigen Menſchen an, laut zu denken — ſich ſozuſagen eines lebhafteren Gedankenſchwalles mittelſt lauter Rede zn entledigen. Darnach wäre der Menſch ein ſprechendes Thier, wie etwa der Vogel ein ſingendes, und es würden in dieſer Beziehung die Worte des Dichters ſich auch auf den Menſchen im allgemeinen anwenden laſſen — »ich (ſpreche) wie der Vogel ſingt«. Die Sprache aber wäre dann ein »lautlicher Reflex der von der Auſsenwelt erhaltenen Eindrücke.«[1])

[1]) Schleicher: Die deutſche Sprache, Stuttgart 1869 S. 40. Dieſer Anſchauung entſpricht die bekannte Definition »Sprechen iſt lautes Denken« die Schleicher als »vollkommen richtig« bezeichnet. »Die Sprache, ſagt derſelbe, iſt der lautliche Ausdruck des Gedankens, der mittelſt des Lautes zur Erſcheinung gelangende Denkprozeſs. Gefühle, Empfindungen und Wollen drückt alſo die Sprache zunächſt nicht aus; die Sprache iſt nicht der unmittelbare Ausdruck des Fühlens und Wollens ſondern nur des Denkens« l. c. S. 5. Früher ſchon hatte Heyſe dieſelbe Anſicht vertreten: »Der Laut iſt . . . der nothwendige, weſentliche Ausdruck des Geiſtigen, das Sprechen iſt das lautgewordene, in die Erſcheinung tretende Denken« (Syſtem der Sprachwiſſenſchaft 1856 S. 35 und 40). Ebenſo Renan: Le besoin de signifier au dehors ses pensées et ses sentiments est naturel à l'homme: tout ce'qu'il pense il l'exprime . . . L'homme est naturellement parlant, comme il est naturellement pensant . . Le langage étant la forme expressive et le vêtement exterieur de la pensée, l'un et l'autre doivent être tenus pour contemporain» (l'Origine du langage p. 90—92). Auch Lazarus, Steinthal und Wundt weiſen darauf hin, »daſs in jedem von uns pſychiſche Zuſtände unabhängig von Abſicht und Gewohnheit Bewegungen und auch ſpeciell beſtimmte Laute hervorbringen. Denken wir uns dies bei den erſten Menſchen ſo ausgedehnt, daſs damals verſchiedene Vorſtellungen deutlich unterſchiedbare Laute erzeugten, ſo haben wir daran die Keime der erſten Sprache und dieſe iſt dann wie Steinthal ſich ausdrückt, eine (angeborene) Lautmimik und fällt als beſondere Klaſſe unter die wohlbekannte allgemeine Gattung der Reflexbewegungen« (Marty: Urſprung der Sprache 1875 S. 21.)

Diefe Anficht hat viel für fich, vor allem die lebendige Erfahrung. Jeder von uns kennt Stimmungen, wo es ihm fchwer wurde, auch wenn er einfam und allein war, feine Gedanken nicht laut auszufprechen — und oft gefchieht diefs ja ganz unbewufst.

Die obigen zwei Anfichten haben das gemeinfam, dafs fie bei der Entftehung der Sprache jede zweckbewufste Mitwirkung des Menfchen ausfchliefsen; fie laffen die »Natur« allein wirken und ftellen den Menfchen nur als ihr willenlofes Medium hin.

Eine dritte Anficht fchreitet zu einer bewufsten Theilnahme und Mitwirkung des Menfchen bei Entftehung der Sprache vor und wenn fie auch noch immer bei dem Grundfatze φύσει — naturwüchfig — bleibt, fo ift fie doch nicht fo engherzig dabei jede bewufste Thätigkeit des Menfchen auszufchliefsen; denn diefe letztere kann ja fehr wohl in der φύσει mitinbegriffen fein — und fo ift es auch und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Sprachentftehung.

Aber auch bei diefer dritten Anficht kann man zwei Nuancen unterfcheiden, je nachdem angenommen wird, dafs nur »die Luft am fabuliren« der menfchliche »Mittheilungstrieb« ein Correlat des berühmten »Gefelligkeitstriebes« die natürliche Veranlaffung zur Sprachentftehung war oder endlich, dafs es das zwingende Bedürfnifs der gegenfeitigen Verftändigung war, welches mit Naturnothwendigkeit zur Laut- und Sprachbildung antrieb. Und diefe letztere Nuance ift es der wir vollkommen beiftimmen.

---

18. Die natürliche Befähigung zur Sprachbildung.

Angefichts der Befähigung des Menfchen zur artikulirten Lautbildung, die doch offenbar mit der normalen Organifation feiner Sprachwerkzeuge gegeben ift, hätte die

Frage nach dem Umftande der ihn zur Hervorbringung artikulirter Laute befähigte keinen Sinn, wenn nicht eine falfche Vorausfetzung diefe Frage fcheinbar berechtigte.

Es ift das nämlich die Vorausfetzung als ob die einzelnen Laute und Worte der menfchlichen Sprache (und fpeziell der früher fälfchlich vorausgefetzten einen Urfprache) den durch diefelben auszudrückenden Begriffen entfprechend, ihnen adäquat wären. Da fich nun die Menfchen heutzutage einer Fähigkeit begriffentfprechende Laute zu bilden nicht bewufst find und eine folche thatfächlich nicht befitzen, fo fchien die Frage allerdings von der gröfsten Bedeutung und von gröfstem Intereffe: woher denn diefe Urmenfchen eine folche Fähigkeit her hatten und worin diefelbe beftand?

Während nun die einen einen prädifponirten Zufammenhang, eine in der Natur der Sache liegende Beziehung zwifchen den Gegenftänden und ihren Bezeichnungen annahmen, die der Menfch der Urzeit inftinktmäfsig herausfand oder traf, führten die andern die ganze Sprachbildungsfähigkeit des Urmenfchen auf einfache Nachahmung verfchiedener Naturlaute zurück (Herder). Diejenigen endlich, welche einfahen, dafs man mit blofsen Nachahmungslauten den gefammten Inhalt auch der Urfprachen nicht erklären könne, machten ein kleines salto mortale und erkannten dem Urmenfchen kurzweg eine Fähigkeit der Sprachbildung zu, die der civilifirte Menfch nicht mehr befitze — eine Behauptung, die freilich leichter aufzuftellen als zu erweifen ift und eine Methode die fehr leicht und bequem aber gewifs nicht wiffenfchaftlich ift. Und dennoch vertritt in neuefter Zeit diefe letztere Anficht nach dem Vorgange Heyfes ein fo hervorragender Sprachforfcher wie Max Müller. Er fpricht dem Urmenfchen eine inftinktartige Fähigkeit zu, feinen Begriffen entfprechende Lautzeichen zu geben — einen Inftinkt der, nachdem er

nicht mehr nöthig war, verſchwunden iſt — ganz ſo wie gewiſſe Sinne, wenn ſie aus Mangel an Gelegenheit nicht geübt werden, abſtumpfen.[1])

Wir ſagten es ſchon, daſs dieſe ganze Frage nach der Befähigung des Urmenſchen zur Erzeugung der Sprachlaute auf einer falſchen Vorausſetzung beruht; indem wir nun daran gehen, dieſe Vorausſetung als falſch und irrthümlich zu beſeitigen, ſo wird damit nicht nur die Befähigungsfrage gegenſtandslos werden, ſondern es werden damit auch die oben erwähnten letzten zwei Theilfragen nach dem Verhältniſs des Urmenſchen zur Spracherzeugung und nach der Beziehung der Worte zu dem Begriff[2]) ihre Erledigung und Beantwortung finden.

---

[1]) »Man in his primitive and perfect state, was endowed not only, like the brute with the power of expressing his sensations by interjections, and his perceptions by onomatopoieia. He possessed likewise the faculty of giving more articulate expression to the rational conceptions of his mind. That faculty was not of his own making. It was an instinct, an instinct of the mind as irresistible as any other instinct. So far as language is the production of that instinct, it belongs to the realm of nature. Man loses his instincts as he ceases to want them. His senses became fainter when, as in the case of scent, they become useless.« Max Müller Lectures on the science of language London 1861 p. 370. In der Note beruft ſich Müller auf eine ähnliche Anſicht Heyſes in deſſen von Steinthal herausgegebenen Vorleſungen. — Wenn auch in etwas gemilderter Form ſchreibt auch W. Wundt dem Urmenſchen eine vollkommenere Fähigkeit zu, Eindrücke des Apperceptionsorganes durch entſprechende Reflexe d. i. durch Sprachlaute und Geberden wiederzugeben. Dieſe »ſinnliche Lebendigkeit des Urmenſchen, meint er, welcher einſt die Sprache erzeugte, haben wir eingebüſst«. (Grundzüge der phyſiologiſchen Pſychologie. S. 853.) Gegen dieſe Anſichten bemerkt richtig Geiger: »Die Annahme eines jetzt erloſchenen Vermögens der Sprachſchöpfung und die damit zuſammenhängende von einem vollkommenen Urzuſtande des Menſchen iſt eine Zuflucht zum Unbegreiflichen . . . . Wir würden mit einer ſolchen Annahme auf einen myſtiſchen Standpunkt zurückgeführt ſein . . .« (Urſprung der Sprache Stuttgart 1869 S. 37.)

[2]) Wir bemerkten ſchon oben, daſs man unter andern dieſe Be-

Diefe falfche Vorausfetzung nun ift einfach die einer beftimmten nothwendigen, ideellen Beziehung der Sprachlaute zu den durch diefelben ausgedrückten Begriffen. Eine folche Beziehung — fagen wir es gleich im vorhinein — exiftirt nicht in Wirklichkeit, fie ift nur ein Schein der uns trügt und der in uns entfteht in Folge langer Gewohnheit mit beftimmten Lauten beftimmte Begriffe zu verbinden.

Und doch hat die Sprachwiffenfchaft lange diefe falfche Vorausfetzung feftgehalten und in Folge derfelben fich unendlich viel mit der Frage befchäftigt, ob die Wahl des quafi prädeftinirten Lautes für den ihm entfprechenden Begriff ein Akt der Naturnothwendigkeit war oder ob der Menfch diefe richtige Wahl in voller Freiheit getroffen habe. Es ift das Verdienft Lazarus Geigers, die Sprachwiffenfchaft von diefem circulus vitiosus herausgeführt, von diefem fie ewig drückenden Alp befreit zu haben mit dem einen Worte, welches nicht fowohl die Löfung jener Frage enthält als diefelbe überflüffig macht, mit dem Worte: Zufall. »Das Zufammentreffen des Lautes mit dem Begriff ift Sache des Zufalls — eben fo gut könnte derfelbe Laut mit einen andern Begriff oder ein beliebiger Begriff

ziehung der Urlaute zu ihren Begriffen als Schallnachahmung auffafste. Darüber fagt Geiger: »Weder durch Verabredung, noch durch Schallnachahmung noch auf irgend eine andere Weife kann ein Ding direct zu feinem Namen gelangen; es wird vielmehr immer aus einer vorhandenen Wurzel erft abgeleitet. Wie verhalten fich nun aber die Sprachwurzeln zur Hypothefe eines natürlichen Zufammenhanges zwifchen dem Laute und dem was er bezeichnet, wie er etwa bei der Schallnachahmuug vorauszufetzen wäre? Hier ift es eben, wo diefe Hypothefe gänzlich fcheitert. Es ift felten, dafs die Natur fich fo entfchieden weigert, fich unter eine vorgefafste Meinuug zu fügen. Kein einziges Beifpiel wirklicher Schallnachahmung ift bis jetzt aufzubringen gewefen; manche fehr fcheinbare fchlagen bei näherer Betrachtung in eine befchämende Enttäufchung um« Urfprung der Sprache S. 26.

mit einem andern Laut zusammentreffen.« Diesen Gedanken zuerst angedeutet zu haben, erachten wir als das gröfste Verdienst Lazarus Geigers.[1])

Und damit sind auch wir unter Beseitigung der oben erwähnten dritten Theilfrage (nach Befähigung zur und Art und Weise der Sprachschöpfung) zur letzten derselben (Beziehung des Lautes zum Begriff) gelangt, deren Beantwortung und wissenschaftliche Lösung wir mit dem von Geiger fast nur andeutungsweise und halb unbewufst gestreiften »Zufalls-«Gedanken keineswegs als erschöpfend gegeben betrachten.

Es ist sehr bemerkenswerth und verdient gegenüber denjenigen, die alle methodologische Auseinandersetzungen und Untersuchungen als unnütz betrachten hervorgehoben zu werden, dafs Lazarus Geiger nur mittelst der uns schon bekannten Methode der Betrachung der in geschichtlicher Zeit und gegenwärtig (in der Sprachbildung) wirkenden Kräfte, auf den ganz richtigen Gedanken kam, dafs auch die Bildung der Urlaute vom Zufall abhängig war. Schon vor Geiger hatten Sprachforscher beobachtet, dafs bei aller Gesetzmäfsigkeit die in der Entwicklung der Sprache herrscht, speziell aber in der Entwicklung der Bedeutung einzelner Worte und der Verwendung derselben für verschiedene Begriffe den ersten Anstofs zu einer ganzen Reihe von Entwicklungen der reine Zufall giebt. Das eingehende Studium solcher sprachgeschichtlicher Thatsachen brachte Geiger auf den Gedanken, dafs die »zufällige Entwicklung« auch vielleicht beim »Ursprunge der Sprache« eine wichtige Rolle gespielt haben mag.

Nachdem er nämlich viele solche gesetzmäfsige Ent-

[1]) Vrgl. Lazarus Geiger: Ursprung und Entwicklung der Sprache 2 Bände Stuttgart 1868; der Ursprung der Sprache Stuttgart 1869; zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit Stuttgart 1871.

wicklungen von Wort- und Begriffsbildungen betrachtete, die aus ganz zufälligen Combinationen entſprungen waren, ſagt er: »Daſs es aber irgendwo innerhalb der Geſchichte der Sprache einen Punkt gebe, wo dieſes Entwicklungsgeſetz ſeinen Anfang nimmt und aus einem von ihm verſchiedenen hervorgeht, daſs mit andern Worten irgend einem älteſten Theile der Sprache nicht mehr zufällige, ſondern weſentliche Begriffsbeſtimmtheit eigen ſei, ſind wir wenigſtens durch nichts berechtigt anzunehmen und vielleicht nicht einmal von Seiten der Möglichkeit einzuſehen im Stande. Die zufällige Entwicklung iſt es, von deren Begreifen die Einſicht in das Weſen der ganzen Sprachgeſchichte, und von deren empiriſcher Verfolgung, wenn ſie möglich iſt, bis zu ihrem Anfange, die endliche Erkenntniſs von dem Urſprunge der Sprache abhängt.« [1])

Nachdem Geiger die »Etymologie von ihrer Entſtehung bis zu ihrem Endziele« überblickte, fand er, wie er ſagt, einen Punkt, »wo ihr Verfahren in Stillſtand geräth, ohne eigentlich an ſein erſtrebtes Ziel gekommen zu ſein.« Denn dieſe Etymologie »war dabei von der Vorausſetzung ausgegangen, daſs ſie bis zu Ende als unum-

---

[1]) Geiger l. c. S. 228. Vrgl. daſelbſt S. 232, wo die Vertheilung verſchiedener Bedeutungen an urſprünglich gleichbedeutende Worte (Maid und Magd, Haut, Fell und Balg etc.) dem Zufall zugeſchrieben wird. »Dieſs aber iſt Zufall; denn keine urſächliche Verknüpfung weist alsdann dem Worte unter zwei gleich möglichen ſein Object zu, ſondern ſein häufigeres Zuſammentreffen mit denſelben. Und da für einen ſolchen Zufall überall Spielraum entſteht, wo ein Wort aus irgend einem Grunde dem Laute nach in mehrere verſchiedene zerfällt, ſo läſst ſich ſchlieſsen, in welch ungeheurem Umfange die Vertheilung beſonderer Bedeutungen auf die geſonderten Laute in der Sprache durch bloſsem Zufall möglich iſt. Ja dieſer iſt als das wahre und einzige Princip der Vertheilung der Bedeutungen auf die Sprachlaute zu betrachten.«

ftöfslich, als unentbehrlich festhielt: dafs Laut und Begriff von Anfang an in einem Verhältnisse nothwendiger Bedingung zu einander ftünden, fo dafs gewiffe Laute gewiffen Begriffen niemals entfprechen könnten. Diefe Vorausfetzung hat fich als ein Vorurtheil erwiefen; die vermeintliche Nothwendigkeit löft fich, wo es fich um wefentliche Grundbeftandtheile der Sprache handelt in Zufall auf . . « [1]) Indem nun Geiger diefen Gedanken verfolgt, gelangt er zu der weiteren richtigen Erkenntnifs, dafs die verfchiedenen Sprachen nur in dem Punkte von einander abweichen, »in welchem dem Zufall Spielraum verftattet ift«, alfo »in dem Zufammentreffen des Lautes mit dem Begriffe« (während fie in allen übrigen Punkten, im Umfange der Lautmittel, in den Gefetzen der Lautentwicklung, in den Begriffen und in der Verwandtfchaft der Begriffe, welche einem jeden derfelben einen beftimmten andern zum Urfprung anweifst, einander gleichen. [2])

In feinem fpäteren Werke »über den Urfprung der Sprache« hat nun Geiger diefen »Zufalls«-Gedanken noch etwas ausgeführt. »Ich habe in meinem grofsen Werke nachzuweifsen verfucht, dafs es unmöglich ift, eine beftimmte Wurzel bei einem beftimmten Begriffe feftzuhalten oder umgekehrt; für gar manche Begriffe finden fich viele Wurzeln verwendet und umgekehrt dient wieder manche Wurzel vielen Begriffen zugleich. Der ungeheure Umfang, zu der fich die Erfcheinung der Vieldeutigkeit und Viellautigkeit in den Wurzeln wirklich erhebt, wird im Einzelnen noch beftimmter und klarer hervortreten, fo dafs eher das Gegentheil als Ausnahme erfcheint. Dafs es nun aber in einer erften Sprachperiode einmal anders gewefen, ift offenbar eine ganz willkürliche An-

[1]) Dafelbft S. 251. [2]) Dafelbft S. 269.

nahme, die aus einer blos vorausgesetzten Gesundheit dieses Sprachzustandes keineswegs bewiesen werden kann.« [1])

Nachdem Geiger sodann eine Anzahl diese seine Behauptung stützender linguistischer Thatsachen vorführt, schliesst er wie folgt: »Auf Grund dieses Thatbestandes habe ich behaupten zu müssen geglaubt, dass das auf der Oberfläche der Sprache beobachtete Gesetz, welches einem jeden Laute einen bestimmten Begriff und umgekehrt entsprechen lässt in grösserer Tiefe verschwindet, indem ganz im Gegentheil jeder Laut jeden Begriff bezeichnen, jeder Begriff durch jeden Laut bezeichnet werden kann; und ferner, dass die Sonderbedeutung, die ein Laut im Laufe der Zeit schliesslich erlangt hat, immer ein Resultat des blossen Zufalles oder mit andern Worten der Entwicklung ist.« [2])

»Die Wurzellaute, heisst es weiter, vereinigen sämmtlich eine grosse Menge von Begriffen auf sich und erscheinen dabei zugleich in mehreren so sehr als nur möglich verschiedenen Lautformen mit wesentlich gleichen Grundbegriffen. Innerhalb derselben ist die Frage nach der Vertheilung der Einzelbedeutungen durch Natur oder Uebereinkunft verschwunden; das Princip der Vertheilung ist: Sprachgebrauch, unbewusste Gewöhnung, Zufall. Aber wie verhält es sich mit dem Anfangszustand selbst, vor dieser Vertheilung? warum wurde eine solche Masse von Begriffen unter einen einzigen Laut zusammengefasst und noch dazu mehreremal in ähnlicher Weise? . . . « Und nun kritisirt Geiger die verschiedenen Antworten die auf diese Fragen gegeben wurden — von denen allen ihn

[1]) Geiger, Ursprung der Sprache 1869 S. 51.

[2]) Daselbst S. 90. Die scheinbar paradoxe Gleichsetzung des »Zufalles« und der »Entwicklung« findet ihre Rechtfertigung in der im ersten Werke von Geiger Band 1 Abschnitt IV gegebenen »Kritik des Zufalles« worauf wir hier nicht weiter eingehen können.

keine befriedigt — worin wir ihm vollkommen beiſtimmen. Welche Antwort giebt er aber ſelbſt auf dieſe Frage? Jedenfalls nicht die die wir von demjenigen erwartet hätten der, wie wir das ausführlich gezeigt haben, ſo oft den Zufall als ein mächtiges Princip der Sprachentwicklung betont hat. Geiger hat es unterlaſſen, den Gedanken des zufälligen Entſtehens der erſten Laute für die erſten Begriffe bis zu Ende zu denken und uns auf dieſe Weiſe den wahrſcheinlichſten Hergang bei der Entſtehung der erſten Sprachlaute darzulegen. Ja, viele ſeiner Bemerkungen und ſeine längeren Ausführungen über den Charakter, Zahl und Bedeutung der erſten Wurzellaute zeigen klar, daſs er ſich dieſes wahrſcheinlichſten Vorganges bei der erſten Sprachentſtehung gar nicht bewuſst war, und daſs bei ihm der Zufalls-Gedanke wohl auf einer richtigen Beobachtung der geſchichtlichen und gegenwärtigen Sprachentwicklung beruhte, wobei es ihm freilich wie ein Blitz durch den Geiſt zuckte, daſs dieſer »Zufall« auch für die Sprachentſtehung ſeine groſse Bedeutung haben mag — daſs er aber weit davon entfernt war, ſich den wirklichen oder wenigſtens wahrſcheinlichſten Vorgang bei Entſtehung der Sprachen im ruhigen Lichte dieſes Gedankens zu veranſchaulichen. Dieſes aber wollen wir jetzt thun.[1])

---

[1]) Wenn wir aus den Geiger'ſchen Werken etwas zu ausführlich alle Stellen über den »Zufall« citirten, ſo möge uns das verziehen werden, da es uns daran gelegen war, zu zeigen, daſs Geiger über dieſe Ahnung einer gröſseren Rolle des Zufalles bei der Sprachentſtehung nicht hinausgekommen iſt und weder den Vorgang bei der Sprachentſtehung noch auch alle die aus demſelben ſich ergebenden Conſequenzen erkannte. Dafür möge übrigens als Beweis dienen, daſs ſpätere Sprachforſcher wie z. B. Marty (Urſprung der Sprache Würzburg 1875) Geigers Theorie einfach als »Empiriſmus« bezeichnen, d. h. als ſolche Theorie, welche »die Sprache als eine menſchliche Erwerbung« betrachtet (Marty S. 44). Für die Auffaſſung von Geiger's Theorie der Sprachentſtehung wurden nur jene Stellen aus Geigers Buch maſsgebend, wo er

19. Entstehung der Urlaute oder Sprachwurzeln.

Wenn man das Problem der Entstehung der Urlaute die dann zu Sprachwurzeln werden, als unlösbar hinstellt und dafür den Umstand verantwortlich macht, dafs uns zur Löfung diefes Problems keine directe Beobachtung möglich ift: fo ift das ein grofser Irrthum, ja, faft möchten wir fagen eine — Gedankenlofigkeit. Denn das wichtigfte Beobachtungsobject für diefe Frage fteht uns ja gerade wie bei keiner andern ganz unverfehrt und ewig lebendig zu Gebote — der Menfch. Nur entledige man fich einmal der eitlen Täufchung als ob der Menfch heutzutage — der civilifirte!! — feiner Natur, feinen Trieben und Bedürfniffen, feinen Fähigkeiten und geiftigen Eigenthümlichkeiten nach, ein anderer wäre als in feinem Urzuftande.

Wohl ift er heute zu vielen Entdeckungen gelangt die er einft nicht kannte, wohl hat er viele Erfindungen gemacht von denen er einft keine Ahnung hatte — er felbft aber, fein innerftes Wefen, feine Natur, feine vernünftige Anlage und die aus derfelben entfpringenden Triebe und Geiftesftrömungen find diefelben geblieben, und waren

»die Sprache im Anfange als thierifchen Schrei, der auf einen Eindruck des Gefichtsfinnes an fich erfolgt« erklärt. Marty citirt, und mit vollem Rechte, um Geigers Sprachentftehungstheorie zu charakterifiren, noch folgende Stelle aus demfelben: »Der Sprachfchrei erfolgt urfprünglich nur auf den Eindruck, den der Anblick eines in krampfhafter Zuckung oder gewaltig wirbelnder Bewegung befindlichen thierifchen oder menfchlichen Körpers, eines heftigen Zappelns mit Füfsen oder Händen, der Verzerrung eines menfchlichen oder thierifchen Gefichtes, insbefondere des Verziehens des Mundes und der Wimperbewegung der Augen macht.« Für die Erklärung der Sprachentftehung alfo macht Geiger von der Zufallstheorie keinen Gebrauch, wohl aber was auch Marty hervorhebt, läfst Geiger den Zufall bei der Entwicklung der Bedeutungen des urfprünglichen »Sprachfchreies«, eine Rolle fpielen. Marty 53.

einſt dieſelben wie ſie heute ſind. Wir würden viele Irrthümer und Täuſchungen uns erſpart haben, wenn wir dieſen einen Gedanken immer feſtgehalten hätten, daſs der Menſch Menſch geblieben iſt und daſs er ſeit ſeinem erſten Auftreten immer Menſch war. Er war nie ein Engel, nie mehr vollkommen als er heute iſt wie das die einen vermuthen, (auch Max Müller ſ. ob.) — er war aber auch nie mehr Thier als er es heute iſt — er war nie vernunftlos wie es mit vielen andern Geiger vorausſetzt, der ihm die Vernunft erſt durch das Medium der Sprache zukommen läſst. Das Eine wie das Andere ſind haltloſe, unwiſſenſchaftliche Hypotheſen, für die wir gar keinen Beweis haben.

Mit Recht wird Max Müller (und damit auch ſeine dieſsfälligen zahlreichen Vorgänger) von Geiger getadelt, daſs er dem Urmenſchen ganz beſondere Fähigkeiten, facultates occultae zuerkennt, die wir bei dem heutigen Menſchen vermiſſen: aber mit eben demſelben Rechte dürfen wir an Geiger (und ſeinen dieſsfälligen nicht minder zahlreichen Vorgängern und Anhängern, ſowie allen Darwin- und Häckelianern) ausſetzen, daſs er dem Urmenſchen das abſpricht, was den Menſchen zum Menſchen macht, was wir an ihm als ſein innerſtes vom Thier ihn unterſcheidendes Weſen beobachten und anerkennen — das iſt einen ſolchen Grad von Vernunft, der ihn zum Zwecke der Selbſterhaltung mit ſeines Gleichen ſich durch Gedanken-Mittheilung zu verſtändigen antreibt! So kennen wir den Menſchen, und kein wiſſenſchaftlicher Grund berechtigt uns, ihn uns anders auch in graueſter Urzeit vorzuſtellen. [1])

Wenn wir aber den Menſchen als Menſchen — als

[1]) Vollkommen richtig iſt die dieſsfällige Ausführung Herder's: »Iſt nämlich die Vernunft keine abgetheilte, einzeln wirkende Kraft, ſondern eine ſeiner Gattung eigene Richtung der Kräfte: ſo muſs der Menſch

nicht mehr und nicht weniger — in's Auge faffen, dann wird fich uns der ganze Vorgang der Sprachbildung auf eine fo klare und einfache Weife faft von felbft ergeben, dafs wir uns nur darüber werden wundern müffen wie man diefen Vorgang als ein fo unlösbares Problem, als ein ewiges Geheimnifs hinftellen konnte!

---

fie im erften Zuftande haben da er Menfch ift.« — Indem er fich gegen Einwendungen vertheidigt, fährt er fodann fort: »Heifst denn vernünftig denken mit ausgebildeter Vernunft denken?« etc. etc. (Urfprung der Sprache l. c. S. 56). Dagegen können wir Geigern mit feiner Annahme der Vernunftlofigkeit des Menfchen vor Entftehung der Sprache keineswegs beiftimmen. Wäre der Menfch kein vernünftiges Thier vor der Entftehung der Sprache: er wäre nie zu einer Sprache gekommen. Wohl hat Geiger Recht, dafs es »ein Gedanken ift der fchwindeln macht« »wie es um die Vernunft beftellt gewefen fein möge, ehe ihr diefes lebendige Kleid der Sprache erwachfen war, obwohl jemals die Menfchen denkend aber ftumm nebeneinander gewandelt fein mögen, bis die Entftehung der Sprache ihr lautlos ungefelliges Dafein veränderte und ihr Inneres ihren gegenfeitigen Blicken erfchlofs?» (Urfprung der Sprachen I 12.) doch ift diefer Gedanke eben ein fantaftifches Schreckbild. »Denkend und ftumm« wandelten die Menfchen nie nebeneinander — fobald fie Menfchen, denkende Wefen waren mufsten fie einem vernünftigen Triebe folgend, fich zu verftändigen fuchen — und diefe Verfuche mufsten auf die eine oder andere Weife fchwer oder leichter gelingen. Denn fchwerer oder leichter, wir verftehen das fprachlofe Kind, wir verfteheu den fprachlofen Taubftummen und auch jeden Fremden, welch unverftändliche Sprache er auch fpricht — davon giebt ja eben der Verkehr der Europäer mit den wilden Naturvölkern den glänzendften Beweis. Wir müffen die Geiger'fche Neuerung »ohne Sprache keine Vernunft« als Uebertreibung ablehnen — in diefem Falle behält die ältere Theorie recht — nur der Vernunft, der Fähigkeit zu denken verdankt der Menfch die Sprache. Allerdings aber hat die Sprache der Vernunft mit Zinfes Zinfen ihr Stammkapital zurückgezahlt oder beffer gefagt, die Vernunft hat in der Sprache ihr Stammkapital auf ewige Zeiten auf gute Zinfen angelegt. Vrgl. auch Lotze Mikrokosmos II 250: »Die Sprache lehrt dem Geifte allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber fie ift ihm unentbehrlich, wenn er diefe Elemente zu dem weitläufigen Ausbau feiner Bildung verbinden will.«

Denn denken wir uns die Individuen der ersten Menschenschwärme; der angeborene Trieb der Selbsterhaltung (der doch keine Hypothese ist!) zwingt sie zu gegenseitiger Gedanken-Mittheilung — sie besitzen noch keine Sprache, wohl aber menschliche Sprachwerkzeuge und — sie stoßen beliebige Töne, unartikulirte Laute aus. Nicht Schallnachahmung, denn damit lassen sich ja kaum die allerwenigsten Dinge bezeichnen — nicht überfein ausgeklügelte und doch nur von modernen Philosophen eingebildete Aehnlichkeit zwischen Laut und Gegenstand wie der Herder'sche »Blitz« für Blitz — nichts von alledem — nur Laute, beliebige, unverständliche Laute die nichts enthalten, nichts besagen, sondern lediglich dem Drange sich verständlich zu machen, instinctmäßig und versuchsweise entspringen. Nun, die ersten Versuche sich verständlich zu machen, konnten offenbar nicht glänzend ausfallen; die Verständigung war nicht leicht möglich; Zeichen und Geberden mußten den verschiedenen versuchsweise ausgestoßenen Lauten zu Hilfe kommen. Der so angeredete hatte auch ein schweres Stück Arbeit, den Gedanken und die Absicht des Sprechenden oder Rufenden zu errathen. Nehmen wir an der letztere verlangte einen Ast vom Baume — er stieß Laute aus wie sie ihm die Noth des Augenblickes, der Drang sich verständlich zu machen eingab. Seine Stimmorgane machen die ganze Scala ihm zu Gebote stehender Laute durch — nehmen wir an er ruft — na, da, ta, ko, le u. s. w. Der Angerufene greift nach einem Stein und merkt an der abwehrenden Stimme des Rufenden, daß er seine Absicht nicht errathen — er reicht ihm nach der Reihe andere Dinge die ihm zur Hand sind — und wieder folgt eine abwehrende Bewegung und neue Rufe immer versuchsweise wechselnd oder auch heharrlich sich wiederholend. Endlich — bei einem beliebigen Laute sagen wir z. B. ta erräth der Angeredete zufälligerweise

oder den Andeutungen der begleitenden Geberden folgend den Gedanken des Rufenden und reicht ihm den Aſt. Was folgt nun daraus? Der Rufende merkt ſich zufällig den Laut mittelſt deſſen er ſich endlich verſtändlich machte — der Angeredete weiſs nun was ſein Genoſſe unter ṭa verſteht. Im Verkehr dieſer beiden, wenn ſie ein gutes Gedächtniſs haben, wird nun *ta* einen Aſt bedeuten. Vergeſſen ſie es, ſo werden ſie bei der nächſten Gelegenheit der ſchweren Mühe des gegenſeitigen Sichverſtändlichmachens noch einmal ſich unterziehen müſſen. Wollen ſie ſich dieſe Mühe erſparen, ſo werden ſie ſich den Laut merken und ihn für den bezeichneten Gegenſtand feſthalten.

Vollzieht ſich dieſe gegenſeitige Verſtändigung über einen Gegenſtand oder einen Gedanken mittelſt ein und desſelben Lautes zu wiederholtenmalen, ſo hat der betreffende Begriff aus der Unzahl der möglichen und auſser der groſsen Zahl der für ihn zu verſchiedenen Malen gebrauchten Laute *einen* erhalten, der nun in ſeinen dauernden Dienſt tritt. *Der Begriff hat ſein Wort erhalten.* Dauert nun die Bezeichnung des Begriffes durch ein beſtimmtes Wort durch Generationen hindurch, ſo verwebt ſich in unſerem Geiſt der Laut ſo ſehr mit dem Begriffe, daſs es uns ſcheint, ſie hätten mit einander irgend welche intimere geiſtige Verwandtſchaft, daſs ſie in einer *nothwendigen* Beziehung zu einander ſtehen und Philoſophen ſind gleich dabei, gelegentlich die einſtige »Fähigkeit« des Menſchen zu bewundern, für jedes Ding die paſſende, demſelben einzig entſprechende Bezeichnung gefunden zu haben!

Wendet man uns aber ein, daſs dieſer hier gezeichnete Vorgang bei Entſtehung der Sprache ebenfalls nur eine vage Hypotheſe, eine Fantaſie iſt, für die in Wirklichkeit nie ein Beweis möglich, ſo beſtreiten wir letzteres entſchieden. Die immer ſich gleich bleibende Natur des

Menſchen, auf deren Beobachtung obige Darſtellung ſich ſtützt, liefert uns genügende Anhaltspunkte und Beweiſe dafür, daſs bei der erſten Sprachbildung nur ein ſolcher und kein anderer Vorgang möglich war. Denn betrachten wir nur das Kind, das noch der Sprache nicht mächtig iſt — es wird um ſich verſtändlich zu machen, wenn es nach irgend welchem Gegenſtande verlangt oder irgend welchen Wunſch, welchen Gedanken ausdrücken will, ſo lange die unverſtändlichſten Laute die ihm der Drang des Augenblicks eingiebt, ausſtoſsen und ſeine Umgebung dadurch zwingen, ſeine Gedanken zu errathen. Iſt dieſs einmal bei einem beliebigen Laute geſchehen, ſo werden Eltern und Umgebung wiſſen, daſs das Kind mit dem betreffenden Laute den betreffenden Gegenſtand bezeichnet. Nun wird elterliche Zärtlichkeit und Nachgiebigkeit oft dem Kinde ſich anbequemen und den betreffenden Gegenſtand mit dem vom Kinde dafür gebrauchten Laute bezeichnen. Wie oft geſchieht dieſs in der Kinderſtube! Freilich muſs ſchlieſslich das wachſende Kind ſeiner Umgebung ſich anbequemen und dieſe Laute und Worte gebrauchen, die die Sprache dafür bereits feſtgeſtellt hat.

Nicht anders iſt's wenn wir mit einem Taubſtummen zuſammenkommen. Wir merken uns ſeine unverſtändlichen Laute, mit denen er ſeine Gedanken uns mitzutheilen ſich beſtrebt — und werden dieſelben bei Wiederholung bereits kennen. Aber auch der Taubſtumme wird für gewiſſe Dinge uns gegenüber immer jenen Laut gebrauchen, bei deſſen Ausſtoſsung wir einmal ſeinen Gedanken erriethen und dieſen Laut von nun an zur Bezeichnung des betreffenden Gegenſtandes gebrauchen.

Ja! wir können uns ſogar ſehr gut ein wirkliches Experiment denken, welches unſere Theſe ganz unfehlbar erweiſen würde.

Wir brauchten nur auf einen abgelegenen Ort, ſagen

wir eine Infel oder einen beliebigen Erdenwinkel in einem fremden Welttheil mehrere Individuen von ganz verfchiedenen Sprachftämmen, — von denen jedes lediglich feine Mutterfprache kennt, zufammenzubringen — fagen wir alfo einen Chinefen, einen Neger, einen Indianer und einen beliebigen »Indo-Germanen«. Geben wir ihnen zur Completirung noch einen unverfälfchten orientalifchen Original-Semiten hinzu — und überlaffen wir diefe intereffante Gefellfchaft ohne Dolmetfch und ohne Tafchenwörterbücher ihrem Schickfale.

Was wird nun gefchehen? Offenbar wird jeder um fich mit dem andern zu verftändigen, Worte ausftofsen, die dem anderen ganz unverftändlich fein werden — Gebärden und Mienen werden nachhelfen müffen — gefetzt nun, dafs nach fchwerer Mühe bei irgend einem Worte der Eine den Gedanken des Andern erräth; dann wird diefes Wort als erfte gemeinfchaftliche Vocabel in den gemeinfamen Sprachfchatz aufgenommen. Diefe Arbeit wird fich fo lange wiederholen, bis die Gefellfchaft für ihre Bedürfniffe fich, aus den verfchiedenften Worten ihrer verfchiedenen Sprachen eine gemeinfame neue Sprache gefchaffen haben wird. Ueber die Zugehörigkeit nun der einzelnen Worte diefer neuen Sprache an die einzelnen Begriffe hat der Zufall entfchieden — denn immer wird jener Laut oder jenes Wort an einem beftimmten Begriffe haften bleiben, bei deffen Ausftofsung zufälligerweife — durch irgend welche unberechenbare Nebenumftände verurfacht — die beiderfeitige Verftändigung erfolgt ift.

Man fieht alfo, dafs die Sache »wie beftimmte Laute dazu kommen, beftimmte Bedeutung zu erhalten« durchaus nicht ein fo myfteriöfer Vorgang ift, als welchen ihn die Sprachforfcher auffaffen — und wenn Schleicher an der Löfung diefes Problems verzweifelnd ausruft: »hiefür

ſind wohl die Geſetze nicht zu ermitteln [1]): ſo antworten wir einfach, daſs man eben keine Geſetze finden könne in einer Sphäre, wo es darauf gar nicht ankommt; wo das Zuſammentreffen eines beliebigen Lautes mit einer beliebigen Bedeutung das einzige Geſetz iſt und es für das weitere organiſche Werden der Sprache ganz gleichgültig iſt, welcher Laut mit welcher Bedeutung zuſammentrifft; einer Sphäre alſo, wo der menſchliche Geiſt und der menſchliche Wiſſensdrang ſich vollkommen beruhigen kann bei dem Satze, daſs in dieſer Sphäre der Zufall Geſetz iſt. Das würde auch Schleicher und andere Sprachforſcher bezüglich dieſer »Urſphäre der Sprachentſtehung« gewiſs thun, ebenſo wie kein Naturforſcher ſich den Kopf darüber zerbricht, warum beim thieriſchen Zeugungsprozeſs gerade dieſer eine männliche Same mit dieſem einen weiblichen Ei zuſammentrifft, ſondern ſich dabei beruhigt, daſs vom Momente dieſes Zuſammentreffens an, der organiſche Lebensprozeſs beginnt — ebenſo ſagen wir, würden ſich die Sprachforſcher mit der Erkenntniſs der Herrſchaft des Zufalls in dieſer »Urſphäre der Sprachentſtehung« befriedigen, wenn ſie nicht ewig von der falſchen Vorausſetzung beunruhigt und geplagt wären, daſs es zwiſchen jenen zuſammentreffenden Lauten und Bedeutungen eine »nothwendige Beziehung« gäbe, daſs es alſo kein Zufall iſt der ſie zuſammenführt, ſondern ein ganz beſonderes »Geſetz«; eine Vorausſetzung die Schleicher zu der ebenſo falſchen und überflüſſigen Annahme drängt, daſs urſprünglich »eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden war.« [2]) Da liegt der Irrthum! Die Laute an und für

[1]) Schleicher, zur vergleichenden Sprachengeſchichte Bonn. 1848. Seite 21.

[2]) Die ganze ſehr intereſſante Stelle lautet: »Dieſe Urſphäre der Sprachentſtehung — das Verhältniſs der Laute zur Bedeutung, die nothwendige Beziehung zwiſchen Beiden, (!) ſcheint mit demſelben

ſich haben nie und nimmer eine Bedeutung gehabt — ſie erhielten eine ſolche erſt von dem Augenblicke, wo die Gedanken zweier Menſchen in ihnen wie in einem Brennpunkte ſich trafen — erſt von dem Augenblicke an, wo der Eine den durch einen beliebigen Laut nach dem Verſtandenwerden ringenden Gedanken des Andern erräth, erlangt dieſer eine Laut in der langen Reihe der verſchiedenſten eine Bedeutung — früher hatte er ſie nicht — früher war er eben nur ein bedeutungsloſer Laut.

---

20. Weitere Begründung der Zufalls-Theorie.

Wenn wir nun den oben geſchilderten Vorgang der Sprachentſtehung näher in's Auge faſſen, ſo werden ſich uns aus dem Weſen desſelben mehrere Conſequenzen ergeben, die mit bekannten Thatſachen der Sprachgeſchichte die bisher ſchwer erklärbar waren in innigem Zuſammenhange ſtehen, reſpective dieſe Thatſaehen erklären, wodurch wieder der zur Vorausſetzung genommene Vorgang eine neue Unterſtützung und Bekräftigung erhält. Zuerſt nun iſt es klar, daſs bei einem ſolchen Vorgange wie der oben geſchilderte, die Bezeichnung für ein und dasſelbe Ding, für ein und denſelben Begriff, jedesmal das Erzeugniſs eines gegenſeitigen Verſtändigungsverſuches mindeſtens zweier Individuen in einem gegebenen Zeitpunkte ſein muſs; und daſs dieſe zwiſchen dieſen mindeſtens zwei Perſonen in dem gegebenen Momente entſtandene Bezeichnung die Reſultirende iſt der gerade von dieſen I n d i v i d u a l i t ä t e n in

Dunkel umgeben, in welches die Entſtehung organiſchen Lebens überhaupt ſich zu halten pflegt. Wir nehmen alſo an, daſs eine Anzahl bedeutungsvoller Laute vorhanden waren . . .« l. c. S. 21.

diesem Momente gemachten beiderseitigen Verständigungs-Anstrengungen.

Daraus ergiebt sich nun, dass schon zwischen denselben Individuen in einem andern Momente, wenn wir nicht gerade das doch nicht für alle Umstände anzunehmende untrügliche und verlässliche Erinnerungsvermögen zu Hilfe nehmen, für dasselbe Ding, oder denselben Gedanken eine andere Bezeichnung entstehen wird, deren Fixirung in der Sprache wieder dem nicht immer gleich verlässlichen Gedächtnisse derselben anvertraut bleibt. Dagegen aber wird bei dem Wechsel der, eine Verständigung anstrebenden, Personen und wenn auch nur der einen Partei, also z. B. der angesprochenen, welcher die Errathung zufällt, oder gar beider Parteien, die Verständigung über dasselbe Ding jedenfalls auf einem andern Punkte, d. h. bei einem andern Laute erfolgen, also für dasselbe Ding eine andere Bezeichnung entstehen. Auf diese Weise wird in einem gegebenen in Gemeinschaft mit einander lebenden Menschenschwarm, bei den vielfachen gegenseitigen immer unter einander sich kreuzenden Verständigungsversuchen, für jedes einzelne Ding, für jeden Begriff, sich eine grosse Zahl von Bezeichnungen bilden. [1]) Dieser Umstand würde

---

[1]) Der französische Orientalist de Dumast sagt: »Je älter und primitiver eine Sprache ist, mag sie nun wild oder nicht wild sein, um so reicher und herrlicher ist sie durch ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit.« Joly l. c. S. 384 ist entgegengesetzter Ansicht und citirt entgegenstehende Beispiele, die aber nichts beweisen. Wenn es Naturvölker mit wortarmen Sprachen giebt, so ist das nur ein Beweis für den niedrigen Grad ihrer Intelligenz überhaupt und eine Erklärung dafür, dass sie eben Naturvölker geblieben sind. Keineswegs widerlegt das unsere Ansicht, dass die heutigen hochentwickelten Cultursprachen in ihren Uranfängen viel wurzelreicher waren. Für diese Ansicht spricht eine Menge constatirter und constatirbarer sprachgeschichtlicher Thatsachen. Schon Herder konstatirt, dass »je ursprünglicher eine Sprache« desto reicher ist dieselbe an Synonymen; »bei aller wesentlichen Dürf-

die Urſprache eines gegebenen Menſchenſchwarmes zu gegenſeitiger Verſtändigung ſehr ſchwerfällig gemacht haben,

---

tigkeit hat ſie den gröſsten unnöthigen Ueberfluſs« und polemiſirt ſodann gegen diejenigen, welche dieſe Thatſache läugnen. »Die Vertheidiger des gött ichen Urſprungs, die in allem göttliche Ordnung zu finden wiſſen, können ihn hier ſchwerlich finden, und läugnen die Synonyme. — Sie läugnen? Wohlan, laſs es ſein, daſs unter den fünfzig Worten, die der Araber für den Löwen, unter den achtzig die er für den Honig, unter den zweihundert die er für die Schlange und mehr als tauſend die er für's Schwert hat, ſich feine Unterſchiede finden oder gefunden hätten, die aber verloren gegangen wären — warum waren ſie da, wenn ſie verloren gehen muſsten? Warum erfand Gott einen unnöthigen Wortſchatz den nur, wie die Araber ſagen, ein göttlicher Prophet in ſeinem ganzen Umfange faſſen könnte? Vergleichungsweiſe aber ſind dieſe Worte doch immer Synonyme, in Betracht der vielen andern Ideen für welche die Wörter gar mangeln. Nun entwickle man darin göttliche Ordnuug, daſs Er, der den Plan der Sprache überſah für den Stein ſiebenzig Wörter erfand und für alle ſo nöthigen Ideen, innerliche Gefühle und Abſtraktionen keine? daſs er dort mit unnöthigem Ueberfluſs überhäufte, hier in der gröſsten Dürftigkeit lieſs und das Bedürfniſs nöthig machte, Metaphoren zu uſurpiren, halben Unſinn zu reden u. ſ. w. Menſchlich erklärt ſich die Sache von ſelbſt . . .« Und nun giebt Herder ſeine Erklärung, die gegenüber der bekämpften theologiſchen Anſicht Süſsmilchs gewiſs ein groſser Fortſchritt iſt und bis auf die irrthümliche Annahme einer zweckbewuſsten abſichtlichen Erfindung der Bezeichnungen, der Wahrheit ſehr nahe kommt. »So uneigentlich ſchwere, ſeltene Ideen ausgedrückt werden muſsten, ſo häufig konntens die vorliegenden und leichten. Je unbekannter man mit der Natur war, von je mehreren Seiten man ſie aus Unerfahrenheit anſehen und kaum wieder erkennen konnte; je weniger man a priori ſondern nach ſinnlichen Umſtänden erfand: deſto mehr Synonyme. Je Mehrere erfanden, je umherirrender und abgetrennter ſie erfanden und doch nur meiſtens in einem Kreiſe für einerlei Sachen erfanden; wenn ſie nachher zuſammenkamen, wenn ihre Sprachen in einen Ocean von Wörterbüchern floſſen: deſto mehr Synonyme . . . , Die Analogieen aller wilder Sprachen beſtätigen meinen Satz; jede iſt auf ihre Weiſe verſchwenderiſch und dürftig nur jede auf ihre eigene Art« . . . (folgen Beiſpiele von Reichthum an Bezeichnungen für dieſelben Gegenſtände bei vielen Naturvölkern.) — Auch Wilhelm v. Humboldt warnt davor, daſs man ſich »die Anfänge

wenn er nicht andererseits in der anfänglichen Beschränktheit des geistigen Horizontes und der primitiven Armuth

der Sprache . . . nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt« denke und constatirt, dass »auch die Sprachen der sogenannten Wilden die doch einem solchen Naturstande näher kommen müssten gerade eine überall über das Bedürfniss überschiessende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken zeigen«. (Ueber Verschiedenheit menschlichen Sprachbaues. Ges. Werke VI. 60.) Auch den neueren Sprachforschern ist die eigentliche Ursache dieser ursprünglichen Wortfülle unbekannt und sie schreiben dieselbe entweder einem übermässigen »Sprachtrieb« wie Schleicher zu oder nennen diese räthselhafte Erscheinung einfach einen »urweltlichen Reichthum« wie Geiger und glauben damit die Sache abgethan zu haben. »Bei Völkern ohne Geschichte, schreibt Schleicher, gewahren wir nicht selten ein wahres Wuchern der sprachlichen Form, einen Rand und Band überschreitenden Sprachtrieb, der Bildungen hervorruft, welche durch übermässige Fülle den Gedankenaustausch mit fremden Völkern wesentlich erschweren und so als Hemmniss der Cultur erscheinen. Diess gilt vor allem von den Indianersprachen Amerika's« (l. c. 36).

»Je tiefer eine Sprache steht, sagt Geiger, um so mehr enthüllt sie uns von einem urweltlichen Reichthum, den man auf's höchste bewundern muss, und welcher ungeahnte, bei unentwickelten Völkern wahrhaft staunenerregende Feinheiten des Ausdruckes gestattet; man sollte glauben, die Sprache entwickle sich nicht nur unabhängig von der Vernunft, sondern sie stehe sogar zu ihrer Ausbildung im umgekehrten Verhältniss. Aber bei schärferer Untersuchung werden wir finden, dass solche bevorzugte Triebe in dem Wachsthum der Sprache gerade diejenigen nicht sind, welche in der zu endgiltigem Siege bestimmten Form der Vernunft ihre Stelle finden. Sie sind Seitenbahnen, die die Entwicklung eingeschlagen hat, die dieselbe aber von ihrem wahren Ziele ablenken und verlassen werden müssen, wenn das höchste Menschliche erreicht werden und geleistet werden soll. Solche Fehlgriffe der Natur . . . treten in jeder Entwicklungsgeschichte auf; insbesondere sind sicherlich alle Sprachen durch dergleichen hindurchgegangen. Die kräftigsten, gesundesten und edelsten geistigen Organismen sind der überwuchernden Fülle in dem für ihre Zukunft entscheidenden Augenblicke Herr geworden und haben sie in lebensfähige Fruchtbarkeit, in werthvollen und dauernden Reichthum verwandelt . . .« (l. c. I. 377.) Auf diese und ähnliche halb mystische Weise trachten sich die Sprach-

und Dürftigkeit der Anschauungen und Begriffe ein natürliches Gegengewicht und ein Correctiv gefunden haben würde.

Nur der enge Kreis der Begriffe und Anschauungen der Urmenschen erleichterte und machte es ihnen möglich sich bei der Unzahl von Bezeichnungen für ein und dieselben Dinge mit einander zu verständigen: die allgemeine anerkannte sprachgeschichtliche Thatsache aber, dass die Entwicklung der Sprache eben darin besteht, dass sich um die einzelnen Wurzellaute ein immer gröſserer und wachsender Kreis von Bedeutungen und Begriffen bildet, erklärt sich sehr einfach aus der die ganze Sprachbildung von jeher belebenden Tendenz sich so leicht als möglich zu verständigen, welcher Tendenz andererseits die gewiss nicht minder wahre, obwohl noch nicht allgemein zugegebene Thatsache entspricht, dass im Verlaufe der Sprachentwicklung die Zahl der ursprünglichen »Wurzeln« immer mehr abnimmt.

Sowohl nun der auf diese Weise sich uns darstellende Vorgang bei der Sprachschöpfung als auch die aus demselben und aus den späteren Thatsachen der Sprachgeschichte erschlossene Beschaffenheit jeder Ursprache lassen uns zu zwei weiteren sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen vordringen, oder erklären uns, wenn man will, diese auf andere Weise zum Theil schon erlangten Erkenntnisse. Und zwar können wir aus der anfänglichen groſsen Zahl der Bezeichnungen für ein und dieselben Dinge und Begriffe und dem Reichthum der Formen, welche Thatsachen wir kurz Polyfonetismus nennen wollen, darauf

---

forscher mit der so einfachen und natürlichen Thatsache der ursprünglichen Wort- und Formfülle der Sprachen abzufinden deren wirkliche Ursache ihnen unbekannt bleibt. — Vrgl. darüber auch Renan Origine du langage 2. ed. 1858 p. 169 ff.

ſchlieſsen, daſs ſich die urſprüngliche Sprachſchöpfung im Kreiſe gröſserer Gemeinſchaften vollzog. Dieſe Erkenntniſs iſt den neuern Sprachforſchern, obwohl nicht auf dem von uns befolgten Wege, vielfach klar geworden.

Die ältere noch von Herder vertretene Anſicht, daſs auch »der Wilde, der Einſame im Walde, hätte Sprache für ſich ſelbſt erfinden müſſen, hätte er ſie auch nie geredet« beruht auf einer vollkommenen Miſskennung der Natur der Sprachentſtehung und der Sprache ſelbſt. Es iſt die ſentimental-romantiſche Periode der Sprachforſchung die Herder repräſentirt, wenn er von der Sprache ſagt: »Sie war das Einverſtändniſs ſeiner Seele (des Menſchen) mit ſich ſelbſt und ein ſo nothwendiges Einverſtändniſs als der Menſch Menſch war. Wenns anderen unbegreiflich war, wie eine menſchliche Seele hat Sprache erfinden können, ſo iſt's mir unbegreiflich, wie eine menſchliche Seele, was ſie iſt, ſein konnte, ohne eben dadurch, ſchon ohne Mund und Geſellſchaft, ſich Sprache erfinden zu müſſen.«[1] Wie geſagt, das iſt Romantik die von dem einſamen im Walde umherirrenden Urmenſchen träumt! Schon Humboldt ahnt das richtige Verhältniſs, daſs die Sprache nothwendig ein Geſammterzeugniſs, ein gemeinſchaftliches Werk ſein müſſe. »Der Organiſmus der Sprachen entſpringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniſs des Menſchen zu reden und ſtammt von der ganzen Nation her ....«[2] »Die Sprache iſt kein freies Erzeugniſs des einzelnen Menſchen, ſondern gehört immer der ganzen Nation an.«[3] Auch Max Müller betont, daſs die Sprachentwicklung wohl das Werk des Menſchen, »jedoch nicht in ſeiner in-

[1]) Herder l. c. 44.

[2]) W. Humboldt, »Ueber das vergleichende Sprachſtudium« Berlin 1822. Geſ. Werke III 248.

[3]) Daſ. S. 260.

dividuellen und freien, sondern in seiner collectiven und mäfsigenden (gegenseitig sich beeinflussenden?) Fähigkeit« sei.[1]) Derselbe Gedanke, wiewohl etwas an den Begriff der menschlichen »Gattung« sich anlehnend, schwebt Geiger vor, wenn er sagt: »Denn nicht in einem, oder vielmehr in jedem einzelnen Individuum schafft die Natur die Sprache, sondern nur einmal in der ganzen Gattung . . .« und wenn er ferner die Sprache ein »Gesammterzeugnifs der Völker« nennt.[2])

Die zweite Erkenntnifs die wir meinen, die sich uns aus dem Zusammenhalte des Ethno-Polygenismus mit der Verschiedenheit der bekannten Ursprachen ergiebt und die die meisten neueren Sprachforscher aus der Unmöglichkeit die bekannten Sprachen auf eine Ursprache zurückzuführen erschlossen, ist die des Polygenismus der Sprachen. Von unserem Standpunkt ist die Vielheit der Ursprachen und die selbständige Entstehung jeder derselben eine nothwendige Folge der Vielheit der ursprünglichen Menschenschwärme, von denen jeder gezwungen war, sich eine Sprache zu schaffen, oder wenn man will, von denen jeder auf die von uns dargestellte Weise mit Nothwendigkeit dazu gelangte eine Sprache für seinen eigenen Gebrauch zu erzeugen. Diese aus unserer Auschauung sich ergebende so einfache Consequenz stimmt aber vollkommen mit den Resultaten der neuesten Sprachforschung die zur Annahme einer Vielheit, selbständig entstandener Ursprachen gezwungen ist und insoferne dienen diese Resultate, wenn man das Bindeglied des von uns dargestellten Vorganges der Sprachenentstehung im Auge behält, zugleich als eine Bekräftigung und Beweis für den ethnischen Polygenismus.

---

[1]) » . . . is the work of man, not in his individual and free, but in his collectiv and moderating capacity« Lectures S. 375.

[2]) Geiger, Ursprung der Sprachen I 260, 261.

Wir wollen alſo vor allem hier den Nachweis liefern, daſs die Ergebniſſe der modernen Sprachforſchung in der That keinen andern Schluſs geſtatten als den nicht nur auf eine urſprüngliche Vielheit der Urſprachen, ſondern auch auf eine ſelbſtändige Entſtehung jeder dieſer Urſprachen.

Wir erwähnten ſchon oben den Weg (ſieh. ob. S. 87.) den die Wiſſenſchaft auch auf dieſem Gebiete durchmachte. Die naive Annahme von der einzigen hebräiſchen Urſprache bezeichnet die primitivſte Phaſe der europäiſchen Sprachforſchung. Die Entdeckung Amerika's machte dieſer bibliſchen Anſchauung einen Strich durch die Rechnung. Die Unzahl der amerikaniſchen Sprachen, zwiſchen denen und den ſemitiſchen und indogermaniſchen ſich auch nicht die geringſte Verwandtſchaft nachweiſen lieſs, drängten zur Annahme einer urſprünglichen Mehrheit von Sprachen.

Aber ſtatt aus der Vielheit der Urſprachen den einfachſten und ſo einleuchtenden Schluſs auf die Vielheit der urſprünglichen Menſchenſtämme als ſelbſtändigen Erzeugern dieſer vielen Urſprachen zu ziehen: läſst ſich ſogar ein Max Müller noch von dem unwiſſenſchaftlichen Scrupel beeinfluſſen, mit dieſer ſprachwiſſenſchaftlichen Erkenntniſs und Thatſache ja nicht der bibliſchen Tradition von der Einheit der Abſtammung der Menſcheit zu nahe zu treten. Es iſt aber gewiſs mehr für das engliſche Auditorium zu dem er ſpricht, als für ſeine Denkungsart charakteriſtiſch, daſs er bei der Erörterung dieſer Frage ſich vor allem feierlich dagegen verwahrt als ob »die Frage nach dem gemeinſamen Urſprung der Sprachen in irgend welchem Zuſammenhange ſtehe mit der in dem alten Teſtament enthaltenen Darſtellung der Schöpfung des Menſchen und dem Stammbaum der Patriarchen«! [1]) Nun, wir wiſſen nach

---

[1]) » . . . the problem of the common origin of languages has no connection (!) with the statements contained in the Old Teſtament re-

der obigen Darſtellung, daſs dieſer von Müller geläugnete Zuſammenhang allerdings beſteht in ſo ferne als die Verſchiedenheit und Vielheit der Urſprachen eine directe Folge des Polygeniſmus iſt und die Darſtellung des alten Teſtaments als eine Fabel erſcheinen läſst.

Müller aber von dem vielheitlichen Urſprung der Sprachen überzeugt und beſtrebt, dieſe ſeine Ueberzeugung mit der Blbel in Einklang zu bringen, wählt den Ausweg ſich auf »hervorragende Theologen« zu berufen, die mit Beziehung auf die amerikaniſchen Sprachen die Anſicht äuſserten, »es könnten wohl in ſpäterer Zeit Sprachen entſtanden ſein« und hält es für nöthig angeſichts der Vielheit der Urſprachen verſchiedene Rettungsverſuche der bibliſchen Schöpfungstradition zu machen.[1]) Ein Gedanke freilich, der aus dieſer Veranlaſſung bei Müller zum Ausdruck gelangt, iſt richtig, d. i. daſs die Sprachwiſſenſchaft mit der Ethnologie nicht vermiſcht werden darf, oder deutlicher geſagt, daſs ſich Sprachen- und Stammverſchiedenheiten nicht zu decken brauchen und die beiderſeitigen Claſſificationen von einander unabhängig ſind.[2]) Nur muſs dieſer

---

garding the creation of man and the genealogies of the patriarchs« Lectures etc. p. 314.

[1]) If our researches led us to the admission of different beginnings for the languages of mankind, there is nothing in the Old Testament opposed to this view. (?) For although the Jews believed that for a time the whole earth was of one language and of one speech, it has long been pointed by e m i n e n t d i v i n e s, with particular reference to the dialects of Amerika, (d. h. an die Wand gedrückt durch die Thatſache, daſs zwiſchen den amerikaniſchen Sprachen und denen der alten Welt nicht die mindeſte Verwandtſchaft nachweisbar war) that new languages might have arisen at later times. l. c. p. 314.

[2]) The science of language and the science of ethnology have both suffered moſt seriously from being mixed up together. The classification of races and languages schould be quite independent of each other. ib.

Gedanke, wenn er nicht zu Mifsverftändniffen führen foll, auch erfchöpfend dargelegt und genau formulirt werden. Es ift richtig, dafs Sprach- und Stammverfchiendenheiten heutzutage und auch im Laufe der Menfchheitsgefchichte keineswegs zu coincidiren brauchen, denn wie Müller richtig bemerkt und die Thatfachen uns lehren: »Raffen können ihre Sprachen wechfeln, und die Gefchichte liefert uns mehrere Beifpiele, wo eine Raffe die Sprache einer andern annahm.« [1]) Aber daraus folgt durchaus nicht, wie das Müller der Bibel zu Liebe uns infinuiren zu wollen fcheint, dafs man trotz erwiefener Vielheit und Urverfchiedenheit der Sprachen die biblifche Einheit der Menfchheit annehmen könnte.

Das ift entfchieden nicht der Fall; eine folche Annahme wäre ein grober Irrthum, eine Verfündigung gegen alle gefunde Logik. Denn es ift geradezu ein Widerfinn zu meinen, dafs je irgendwo Menfchen zum Scherz und Zeitvertreib fich eine neue Sprache gebildet hätten. Kann man fich für den Menfchen etwas fchmerzlicheres denken als den Mangel eines Verftändigungsmittels mit feinen Nebenmenfchen — und follten Menfchen je einer bereits innegehabten Sprache fich entledigt haben, um eine neue zu bilden? Sollten fie ein fo fchweres Stück Arbeit das vielleicht Jahrhunderte dauerte, von neuem beginnen? Und wozu? Wäre einft eine einzige Urfprache, alfo etwa das Hebräifche, an das doch Müllers »eminent divines« offenbar denken, die Sprache des einheitlichen Menfchengefchlechts — fo gäbe es heute keine Sprache, die fich nicht auf das Hebräifche zurückführen liefse. Das ift aber nicht der Fall! Dagegen ift die heutzutage nicht mehr angezweifelte Exiftenz einer grofsen Anzahl urverfchie-

[1]) Races may change their languages and hiftory supplies us with several instances where one race adopted the language of another. ib.

dener Sprachen der klarſte und unwiderleglichſte Beweis der vielheitlichen Abſtammung der Menſchen, des weiteſten Polygeniſmus. Denn nur urſprüngliche und urverſchiedene Menſchenſchwärme, die untereinander keinerlei Gemeinſchaft hatten, konnten und mufsten dem unwiderſtehlichen Bedürfniſſe folgend ſich je in ihren Kreiſen zu verſtändigen, unabhängig von einander urverſchiedene Sprachen erzeugen. Die erwieſene, über allen Zweifel erhobene Exiſtenz ſolcher Sprachen hat die einſtige Exiſtenz ſolcher, ſchon in der Urzeit verſchiedener, mit einander nie verwandt geweſener und in keinerlei Gemeinſchaft lebender Menſchenſtämme zur unfehlbaren Vorausſetzung. Hier iſt gar keine andere Schlufsfolgerung möglich!

Wohl aber erklärt ſich die allbekannte und von Müller mit Unrecht zu Gunſten der bibliſchen Anſchauung herbeigezogene Thatſache, dafs ſich Stamm- und Sprachverſchiedenheiten nicht decken, dafs »verſchiedene Sprachen von einer Raſſe oder dieſelbe Sprache von verſchiedenen Raſſen geſprochen werden kann«[1]) einfach dadurch: dafs im Laufe der Geſchichte wohl keine neuen Urſprachen entſtanden ſind,[2]) aber verſchiedene Menſchenſtämme die Sprachen anderer mit denen ſie in Gemeinſchaft traten annahmen und ihre eigene, frühere, in Vergeſſenheit gerathen liefsen — eine Erſcheinung von der wir noch unten ausführlicher handeln wollen.

Hier müſſen wir nur noch die Thatſache der Vielheit der urverſchiedenen Sprachen ſelbſt und die Stellung einiger hervorragender Sprachforſcher ihr gegenüber etwas näher in's Auge faſſen.

---

[1]) »Different languages therefore, may be spoken by one race, or the same language may be spoken by different races . . .« ib.

[2]) »Im Laufe der Zeit gehen aber fort und fort Sprachen unter, neue entſtehen nie . . .« Schleicher. Bed. d. Spr. 23.

Die urſprüngliche Vielheit der Urſprachen iſt genügend erwieſen durch die Thatſache, daſs man zwiſchen den heute bekannten Sprachen, Familien und Gruppen von Sprachen unterſcheidet, zwiſchen denen eine ſo weſentliche Verſchiedenheit in all und jeder Beziehung herrſcht, daſs an eine Verwandtſchaft derſelben oder gar an eine gegenſeitige oder auch nur gemeinſame Abſtammung nicht gedacht werden kann.

»Wenn auch die Gemeinſchaft der Sprachen, ſagt mit Recht Joly, nicht immer einen ethnologiſchen Werth hat, ſo gilt dieſs doch nicht von ihrer Unreducirbarkeit, das heiſst von der Unmöglichkeit, ſie alle auf eine identiſche und gemeinſame Urſprache zurückzuführen,

Dieſe Unreduzirbarkeit ſcheint namentlich für die Mehrheit von Sprachſchöpfungscentren Zeugniſs abzulegen. Niemand denkt z. B. daran, das Chineſiſche von dem Hebräiſchen oder dem Sanskrit abzuleiten.

Dieſe Sprachen laſſen ſich in keiner Weiſe aufeinander zurückführen. Es hat folglich nicht eine einzige Urſprache gegeben: es wurden vielmehr mehrere Urſprachen von dem Menſchen erfunden (»erzeugt« wäre beſſer geſagt) der hiedurch einen der gebieteriſcheſten Triebe ſeiner Natur, dem Mitheilungstriebe, gehorchte«[1]). Dieſe Anſicht theilen heute die namhafteſten Sprachforſcher und man kann ſie als die ſiegreiche und herrſchende bezeichnen. Nun handelt es ſich nur noch um den Zuſammenhang zwiſchen anerkannter Urverſchiedenheit der Sprachen und der

[1]) Joly l. c. 382. Aehnlich Schleicher: » . . . es iſt poſitiv unmöglich alle Sprachen auf eine und dieſelbe Urſprache zurückzuführen. Vielmehr ergeben ſich der vorurtheilsfreien Forſchung ſo viele Urſprachen als ſich Sprachſtämme unterſcheiden laſſen . . . — . . . Wir müſſen demnach eine unbeſtimmbare groſse Anzahl von Urſprachen vorausſetzen.« Ueber die Bedeutung der Sprachen etc. S. 23, 24.

Einheit oder Verſchiedenheit der Menſchenſtämme. Die Sprachforſcher beobachten in dieſem Punkte ganz ſo wie Max Müller die gröſste Reſerve. Um ſich nicht unnöthigerweiſe in ethnologiſche Polemik einzulaſſen, betonen ſie immer wieder, daſs die Sprachverſchiedenheit mit der Einheit oder Vielheit der Menſchheitsſtämme nichts zu thun habe.

Wir erwähnten nun ſchon, daſs dieſer Satz nur in einer Richtung und zwar in der geſchichtlich — abſteigenden, nicht aber auch in der entgegengeſetzten geſchichtlich — aufſteigenden, Geltung hat. Das fühlen denn die Sprachforſcher die die einzig mögliche Conſequenz aus der conſtatirten Urverſchiedenheit der Sprachen zu ziehen Bedenken tragen, ſehr wohl und verſchanzen ſich hinter allerlei dialectiſche Redewendungen und myſteriöſe Phraſen.

So ſagt z. B. Max Müller, man müſste erſt die »Unmöglichkeit beweiſen, daſs alle Sprachen einen gemeinſamen Urſprung haben konnten, wenn man einen vielheitlichen Urſprung der Sprachen behaupten wolle« und fügt triumphirend hinzu: »Noch nie iſt eine ſolche Unmöglichkeit erwieſen worden mit Bezug auf einen gemeinſamen Urſprung der ariſchen und ſemitiſchen Dialecte« [1]. Es iſt

---

[1]) The problem if properly viewed, bears the following aspect: »If you wisch to assert that language had various beginnings, you must prove it impossible that language could have had a common origin«. No such impossibility has ever been establisched with regard to a common origin of the aryan and Semitic dialects; while on the contrary the analysis of the grammatical forms in either family has removed many difficulties and made it at least intelligible (?) how, with materials identical or very similar, two individuals or two families or two nations, could in the course of time have produced languages so different as Hebrew and Sanskrit. l. c. 320. Daſs dieſes letztere nicht möglich war, werden wir gleich zeigen. Hier wollen wir nur an die Worte Schleichers erinnern, daſs »dieſe beiden Sprachſtämme (ſemitiſch und indogermaniſch) obwohl

das nun freilich eine etwas ſtarke Zumuthung an die Wiſſenſchaft, ſie ſolle einen ſolchen negativen Unmöglichkeitsbeweis führen und wenn man den Beweis wiſſenſchaftlicher Thatſachen ſpeciell auf dem Gebiete der ſogenannten geiſtigen Wiſſenſchaften immer von einem ſolchen negativen Beweiſe, daſs das Gegentheil unmöglich iſt, abhängig machen würde: dann gäbe es keine einzige erwieſene Thatſache!

Max Müller ſelbſt unterhält uns ſo oft und ſo weitläufig mit den Nachweiſen der Schickſale einzelner Worte und zeigt wie moderne Ausdrücke oft von längſt todten Sprachen zu uns herüber gelangten. Was würde er nun ſagen, wenn wir jede ſolche Darſtellung als nicht erwieſen ablehnen würden, bis er uns »den Beweis liefert, daſs es unmöglich iſt, daſs dieſes oder jenes moderne Wort von irgend wo anders her und nicht von da wo er es herleitet, abſtamme —? Eine ſolche mehr als ſcholaſtiſche Einwendung könnten wir ihm auf jeder Seite ſeinen linguiſtiſchen Ausführungen entgegenſetzen und er würde dagegen gewiſs lebhaft proteſtiren.

Iſt es nicht genug, wenn eine überaus gründliche Sprachwiſſenſchaft, welche die entlegenſten und weiteſtreichenden Verwandtſchaften unter den Sprachen an den Tag gebracht und feſtgeſtellt hat bei Vergleichung anderer Sprachen und Sprachenfamilien den Ausſpruch thut: hier iſt keine Verwandtſchaft! hier iſt abſolut keine Analogie des Baues, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit der Wurzeln, keine denkbare Möglichkeit der Ableitung! Iſt das alles nicht genug zur Feſtſtellung einer wiſſenſchaftlichen Thatſache? Und warum gerade in dieſem Punkte eine ſolche übertriebene Pedanterie und ſcholaſtiſche Secatur ſeitens

---

ſie zu einer und derſelben morphologiſchen Claſſe gehören, ſich ſo entſchieden gegenſätzlich gegeneinander verhalten, daſs an eine Verwandtſchaft beider nicht im Entfernteſten zu denken iſt.« (Deutſche Sprache S. 21)

Max Müllers? Weil es ihm beliebt an die falſch verſtandene »Einheit der Menſchheit zu glauben« und weil er in dem groben Irrthum befangen iſt, in Darwin's »Entſtehung der Arten« die »Beſtätignng« dieſes Glaubens gefunden zu haben! [1])

Nein! bei aller Hochachtung und Werthſchätzung die man einem ſo ausgezeichneten und genialen Forſcher und Denker wie Max Müller ſchuldig iſt, müſſen wir es ſagen, daſs uns aus dieſer ſeiner Argumentation etwas anweht, was wir keineswegs als Max Müller'ſchen Geiſt anzuerkennen vermögen — und was uns unwillkührlich als eine Conceſſion an engliſches Muckerthum erſcheint.

Da hat Schleicher den Darwiniſmus beſſer aufgefaſst und hat es beſſer verſtanden, denſelben für die Erkenntniſs der Sprachen-Entſtehung zu verwerthen. Wir können ſeine wahrhaft claſſiſche Ausführung über dieſe uns hier beſchäftigende Frage nicht übergehen da in derſelben zugleich eine entſchiedene Abfertigung aller entgegenſtehenden durch unwiſſenſchaftliche Scrupeln eingegebenen Verclauſulirungen enthalten iſt.

Dieſelbe lautet: »Iſt die Sprache einmal entſtanden, oder mehrere Male, d. h. ſtammen alle Sprachen von einer Urſprache ab oder nicht? Da die Sprache ein weſentliches Attribut des Menſchen iſt, der Menſch erſt Menſch wird durch die Sprache, ſo fällt dieſe Frage im Weſentlichen zuſammen mit der, ob alle Menſchen von einem Menſchen oder von mehreren abſtammen. Die Natur-

---

[1]) I have been accused (mit Recht!) of having been biassed in my researches by an implicit belief in the common origin of mankind. I do not deny that i hold this belief, and, if it wanted confirmation that confirmation has been supplied by Darwins book »On the Origin of Species«. Daſs letzteres falſch iſt, daſs der Darwinismus keineswegs den Monophyletiſmus involvirt, haben wir ſchon oben (S. 67. ff.) nachgewieſen. Vergleiche auch weiter unten (S. 131.) Dieffenbachs Worte.

philosophie dürfte sich wohl fürs letztere entscheiden, da es nicht wohl denkbar ist, dass die Existenz eines so wesentlichen Gliedes in der Kette der Organismen von den Zufälligkeiten, die das Leben eines oder sehr weniger Individuen bedrohen, jemals abhängig gewesen sei, und da ferner, wenn der Mensch an einer Stelle der Erde sich entwickeln konnte nichts hindert, diese Entwicklnng an vielen Punkten anzunehmen. Einen Menschen oder ein einziges Paar zu schaffen, wäre eine Zweckwidrigkeit gewesen, die im schreiendsten Gegensatze zu allem stünde, was wir von der Natur wissen. Nach aller Analogie (da kommt der Darwinismus!) hat sich der Mensch aus niederen Formen herausgebildet, und Mensch im eigentlichen Sinne wurden jene Wesen erst, als sie sich bis zur Sprachbildung entwickelten. In der Beschaffenheit der Sprachen selbst liegt nichts, was zur Annahme eines gemeinsamen Ursprunges für alle nöthigte, vielmehr sind ihre Verschiedenheiten in den Lauten selbst und vor allem im Verhältnisse der Laute zu dem was sie ausdrücken so bedeutend, dass durch die Betrachtung der Sprachen sicherlich Niemand zur Annahme eines einzigen Ausgangspunktes für alle kommen kann. Vereinzelte Anklänge in verschiedenen Sprachen können gegen die ganz enorme Abweichung der Wurzeln verschiedener Sprachen von einander nicht geltend gemacht werden, denn es ist geradezu Regel, dass in verschiedenen Sprachen dasselbe Object mit verschiedenen Lauten dargestellt wird. Hätte man nicht zur Sprachwissenschaft die von der Jugend auf aus der hebräischen uns geläufig gemachte Annahme der gemeinsamen Abstammung der Menschen von einem Paare mit hinzugebracht, kein Sprachkenner wäre jemals auf den abenteuerlichen Gedanken gekommen, die verschiedenen Sprachorganismen sämmtlich von einer Ursprache abzuleiten.

»Wie ſollte auch jene Sprache beſchaffen geweſen ſein aus der ſich z. B. Indogermaniſch und Chineſiſch, Semitiſch und die Sprache der Cree-Indianer, Finniſch und Namaqua u. ſ. f. hätte entwickeln können. Es fehlen den beiſpielsweiſe zuſammengeſtellten Sprachen alle Spuren eines gemeinſamen Urſprungs, die ſich in den wirklich von einer Urſprache ausgegangenen Sprachen der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſs nicht völlig entziehen können. Es iſt freilich eine von Manchen leider eingeſchlagene Richtung, mit Hintanſetzung ſtrenger Methode, ſo viel Sprachen als möglich für verwandt zu erklären, gerade als triebe eine Macht dazu, der ſelbſt auf Koſten der Wiſſenſchaftlichkeit Folge geleiſtet werden muſs; wer aber ſolchen Dranges frei, mit ruhigem Blicke in der Welt der Sprachen ſich umſieht, der gelangt weder zu der Annahme jener enormen Sprachkörper, die man hie und da aus den verſchiedenartigſten, kaum morphologiſch ähnlichen, in ihrer Lautmaterie aber ganz abweichenden Sprachen zuſammengeſetzt, noch viel weniger aber zu einer hiſtoriſchen Verwandtſchaft aller Sprachen, einer gemeinſamen Abſtammung aller Sprachen von einer Urſprache. Hinweg alſo mit dieſem Vorurtheile, das im Mithus, nicht aber in der Wiſſenſchaft am Platze iſt . . . . Wo Menſchen ſich entwickelten, da entſtund auch Sprache; zunächſt wohl nur lautliche Reflexe der von der Auſsenwelt erhaltenen Eindrücke d. h. Abſpiegelung der Auſsenwelt im Denken, denn Denken und Sprache ſind ebenſo identiſch wie Inhalt und Form. Weſen, die nicht denken ſind keine Menſchen; die Menſchwerdung beginnt alſo mit dem Hervorbrechen der Sprache, und wenn man will iſt alſo mit dem Menſchen auch die Sprache geſetzt. Die Sprachlaute, d. h. die lautlichen Bilder für die dem Denkorgan durch die Sinne zugeführten Anſchauungen und die in demſelben gebildeten Begriffe, waren bei verſchiedenen Menſchen verſchieden,

oder doch wohl bei wefentlich gleichartigen und unter gleichen Verhältniffen lebenden Menfchen diefelben. Auch im fpäteren Leben der Sprache zeigt fich eine analoge Erfcheinung: wefentlich gleichartige, unter denfelben Verhältniffen lebende Menfchen verändern ihre Sprache fämmtlich auf diefelbe Weife innerem unbewufstem Triebe folgend; es ift alfo höchft wahrfcheinlich, dafs wie fpäter bei ganzen Völkern die Veränderungen der Sprache wefentlich gleichmäfsig vor fich gingen, fo auch in der Urzeit die Bildung der einfachften Bedeutungslaute in einer Anzahl nah zu einander ftehenden Individuen wefentlich gleichmäfsig ftattgefunden habe. Wie z. B. wir deutfchen für ein urfprüngliches k ein h fprechen, und für ein urfprüngliches d erft t, dann z eintreten liefsen (z. B. indogermanifche Urform dakan, deutfche Grundform tihan, dann hochdeutfch zehan, zehn) ohne dafs etwa ein Deutfcher auf die Idee folcher Sprachveränderung gekommen wäre, und fie bei feinen fämmtlichen Landsleuten durchgefetzt hätte, fo haben wir uns auch nicht zu denken, dafs ein einzelner Menfch auf die oder jene Bezeichnung der Dinge durch Laute verfallen fei und diefelbe Bezeichnung feiner nächften Umgebung mitgetheilt habe. Nichts fteht alfo der Annahme im Wege, dafs die Sprache in mehreren zufammengehörigen Individuen gleichmäfsig entftund; ebenfo nehmen wir an, dafs fie bei dem einen Theile der Urmenfchen in diefer, bei dem andern in jener, und bei einem dritten abermals in anderer Weife fich bildete, wie ja auch ihr fpäterer Verlauf bei verfchiedenen Völkern fich verfchieden geftaltete. Es gab alfo nicht eine Urfprache, fondern viele Urfprachen.» [1])

Wir können diefen Abfchnitt nicht beffer fchliefsen, wie mit den Worten Dieffenbachs: »Jedoch würde

[1]) Schleicher, deutfche Sprache S. 38—40.

ſelbſt die Ununterbrochenheit (Continuität) des Zuſammenhanges aller Weſensgattungen von einem ihrer Pole bis zum andern immer noch nicht ihre gemeinſame äuſserliche und thatſächliche Abſtammung von einem Weſen (Keime) beweiſen, ſondern zunächſt nur den innern Zuſammenhang ihrer Geſtaltung, etwa wie der Gemälde der einander folgenden Kunſtperioden, die ihrem Style nach zuſammenhängen und fortſchreiten, ohne daſs darin eines wirklich dem andern nachgebildet und geradewegs daraus fortgebildet wäre. Ein ſolcher Zuſammenhang der Geſtalten und Weſen auf Erden beglaubigte alſo noch nicht die Einheit ihres Stammbaumes und Geſchlechtsregiſters, ſondern vorerſt nur das einheitliche Geſetz ihrer Entſtehung und Ausbildung, ihrer Eigenſchaften und Kräfte, mit griechiſchem Ausdrucke ihrer dynamiſchen Einheit in der Vielheit und die harmoniſche Gliederung in dem Leben des ganzen Planeten. Selbſt die Herausbildung der Arten und Gattungen aus einander, wie ſie am beſtimmteſten Darwin annimmt, würde, ſo lange ſie nicht überhaupt in äuſserſter Folgerichtigkeit auf eine Zahleinheit zurückgeführt wird, dieſe auch noch nicht gebieteriſch für die Menſchen und ihre Gattungen fordern, da eben ſo gut wie der erſte und niedrigſte Menſch aus dem vornehmſten Affen auch in gleicher Weiſe an verſchiedenen Orten die erſten Menſchen aus ihren jeweiligen Ahnen ſich entwickeln konnten.

»Auf unſerem heutigen Standpunkte — bereit, ihn morgen ſchon durch Gründe verrücken zu laſſen — ſagen wir: So lange die urſprüngliche Einheit der Sprachen unerwieſen bleibt, ja unerweisbar ſcheint, (wie namentlich Pott der Beherrſcher ſo vieler Sprachen annimmt) halten wir es mit dem Menſchen ebenſo« — (Vorſchule der Völkerkunde 1864. S. 19.)

---

21. Entwicklung der Menſchheit und Entwicklung der Sprachen.

Halten wir nun dieſe zwei mit einander in einigem Zuſammenhange von Urſache und Folge ſtehenden Thatſachen des Polygeniſmus der Menſchheit und desjenigen der Sprachen zuſammen, und fragen wir uns, wie ſich im Laufe der geſchichtlichen Entwicklung das Verhältniſs der verſchiedenen Menſchengemeinſchaften zu der Geſammtheit der Sprachen geſtalten muſste, ſo werden wir ſehen, daſs uns eine geſunde Logik nur eine einzige Antwort darauf ertheilen kann, und daſs dieſe einzige Antwort durch die Thatſachen bekannter Geſchichte glänzend beſtätigt wird.

Erinnern wir vor allem daran, daſs wir auch in der ganzen geſchichtlichen Entwicklung uns keine andern Kräfte waltend denken dürfen als die, die wir täglich und ſtündlich im Leben der Menſchen walten ſehen — und die wir bei der Entſtehung der Sprache als wirkend und thätig annehmen muſsten.

Als eine ſolche Sprachen ſchaffende und zeugende Kraft erkannten wir den unwiderſtehlichen Trieb des Menſchen, ſich mit ſeinen nächſten zu verſtändigen — derſelbe Trieb, der heutzutage die Menſchen zur Erlernung fremder Sprachen antreibt.

Was muſste nun erfolgen bei der aus was immer für Anlaſs herbeigeführten Berührung zweier oder mehrerer fremder Menſchengemeinſchaften mit einander? Offenbar dasſelbe, was nothwendigerweiſe immer und überall und auch heutzutage unter ähnlichen Verhältniſſen erfolgt. Die ſprachfremden ſuchen ſich mit einander zu verſtändigen und in Folge deſſen nimmt, je nach Umſtänden und Verhältniſſen, je nach der Zahlenſtärke oder ſonſtigen Macht des einen oder andern Theiles — der eine ethniſche Beſtand-

theil die Sprache des andern an, oder auch es bildet ſich ein Amalgam aus den beiden Sprachen — was aber gewiſs das Seltenere iſt, wie Erfahrung und Geſchichte lehrt.

Die nothwendige Folge alſo des wachſenden Verkehrs unter den Menſchen, der ſich bildenden gröſseren Gemeinſchaften, was zumeiſt durch das Mittel der Herrſchaft vor ſich geht, iſt, daſs einerſeits Sprachen untergehen und verſchwinden (eine Erſcheinung, für deren Natürlichkeit und Wirklichkeit zahlreiche Beiſpiele aus Geſchichte und Gegenwart Zeugniſs ablegen) und andererſeits, daſs die in dieſem »Kampfe ums Daſein«, wenn man es gerade Darwiniſch ausdrücken will, obſiegenden und überlebenden Sprachen eben dadurch eine gröſsere Verbreitung erlangen. Dieſer Proceſs geht nun immer und immer wieder in's Unendliche fort und lebendige oder beſſer geſagt todte Zeugen desſelben ſind die todten Sprachen, die uns die Literaturen des Alterthums aufbewahrt haben und jene anderen vor unſern Augen in fremden Welttheilen bei der Berührung mit mächtigern Völkern hinſterbenden und verſchwindenden Sprachen.

So muſs es ſein und ſo iſt es nicht nur, ſondern ſo war es auch in Zeiten, von denen wir keine hiſtoriſche Kunde haben. Dieſe Thatſache iſt den Sprachforſchern bekannt, wenn ſie dieſelbe auch nicht ganz ſo wie wir erklären: »In den offenbar ſehr langen Zeiträumen vor der eigentlichen Geſchichte, ſagt Schleicher, ſind höchſt wahrſcheinlich unzählige Sprachen zu Grunde gegangen, während andere ſich weit über ihr urſprüngliches Gebiet hinaus verbreiteten und ſich dabei in eine Mannigfaltigkeit differenzirten.«[1]) Was nun das »Differenziren« anbelangt, wobei doch in erſter Linie an die zahlreichen Dialecte

[1]) Bedeutung der Sprache etc. S. 23.

der weitverbreiteten Sprachen gedacht werden muſs, ſo ſei uns hier noch eine Bemerkung geſtattet.

Nehmen Fremde eine neue, ihnen durch Umſtände und Verhältniſſe ſich darbietende oder aufgezwungene Sprache an, ſo werden ſie dieſelbe nie ſo ſprechen, wie diejenigen von denen ſie dieſelbe annehmen — vielmehr werden ſie aus der neu angenommenen Sprache einen Dialect oder gar indem ſie dieſelbe mit Ueberbleibſeln ihrer frühern Sprache vermengen einen Jargon bilden.

Dieſe Dialectbildung hat offenbar ihren Grund in der von der früheren Sprache der betreffenden Fremden her angewöhnten oder angeborenen Sprechweiſe, ja vielleicht ſogar in den ſchon originär anders angelegten Sprachwerkzeugen der Fremden, die die neue Sprache adoptiren.[1])

Das können wir an lebendigen Beiſpielen aus der Gegenwart genügend erhärten. Man denke z. B. nur an die Verſchiedenheit der Ausſprache des Deutſchen in Schleſien, wo es von einer urſprünglich ſlaviſchen Bevölkerung geſprochen wird, am Rhein und dann wieder in den verſchiedenen Alpenländern, wie z. B. Tirol und Steiermark, wo es wieder von anderen, urſprünglich nichtgermaniſchen Völkerſchaften geſprochen wird. Oder man denke an die durch Jahrhunderte ſich forterbende verſchiedene Sprechweiſe der ungebildeten Maſſe der Juden in allen europäiſchen Ländern.

---

[1]) Die Verſchiedenheit der Sprachen überhaupt iſt weniger eine Wirkung der allerdings wahrſcheinlichen Verſchiedenheiten in den Sprachorganen verſchiedener Stämme, wie das Dieffenbach, Vorſchule der Völkerkunde S. 49 und nach ihm Schleicher, Bed. d. Sprache S. 8, hervorhoben. Denn wir ſahen, wie dieſe Verſchiedenheit von vorneherein durch eine abgeſonderte Entſtehung gegeben iſt; dagegen müſſen Dialectbildungen gewiſs gröſstentheils auf dieſe »materiellen« Verſchiedenheiten zurückgeführt werden, »die ſich zur Zeit noch der unmittelbaren Wahrnehmung entziehen und die vielleicht auch nie zu Objecten directer Beobachtung gemacht werden können.« (Schleicher.)

Dasſelbe war immer und überall der Fall. Wo immer wir daher ſehr prägnante Dialecte finden, da können wir ſicher ſein, daſs die dieſelben redenden Volksbeſtandtheile einſt andere Sprachen geſprochen haben, und daſs ſich in dieſen Dialecten entweder die einſtige Angewohnheit an die Sprechweiſe einer andern Sprache oder gar noch die originäre Verſchiedenheit der Sprachwerkzeuge eines fremden Volksbeſtandtheiles erhalten hat. [1])

Wir können dieſen Abſchnitt nicht ſchlieſsen ohne auf eine merkwürdige Analogie hinzuweiſen, die uns die Entwicklung dreier verſchiedenen Erſcheinungen mit denen wir es hier zu thun hatten, darbietet. Vielleicht iſt es nicht zu gewagt, wenn wir die Meinung ausſprechen, daſs uns dieſe dreifache Analogie in der natürlichen Entwicklung dreier zuſammenhängender Erſcheinungen einen Blick zu thun erlaubt in die geheime Werkſtätte der Natur, in der wir, wie wir das oben (Seite 33) darlegten, nach dem Vorgange ſo vieler moderner Denker und Philoſophen jene »Einheit des Geſetzes« oder beſſer geſagt, jenes einheitliche Geſetz des Werdens vermuthen, deſſen Erkenntniſs das höchſte Ziel aller Wiſſenſchaft iſt.

---

[1]) Das iſt die Antwort die wir auf die Renan'ſche Frage geben: »Comment expliquer cette frappante homogénéité qui fait que, l'hebreu, le phenicien, le chaldéen, le syriaque, l'arabe, l'ethiopien semblent coulés dans le même moule; que les rameaux si nombreux de la famille indo-européenne ont d'un bout du monde à l'autre le même fond de racines, et, en un sens très-veritable, la même grammaires?« Und zu dieſer Antwort berechtigen uns ſolche Thatſachen wie z. B. die, daſs die Sprache der Römer in Frankreich zur Franzöſiſchen geworden iſt, weil ſie eben von einem fremden Stamme, (meiſt Kelten) angenommen wurde, der ſeine frühere Sprache aufgab, aber ſeine frühere Sprechweiſe d. i. Ausſprache und Sprachgewohnheiten beibehielt. So ſind die verſchiedenen romaniſchen Sprachen und ebenſo die verſchiedenen ſemitiſchen entſtanden. Die Verbreitung einer ſiegenden Sprache über viele heterogene Stämme: das iſt die Löſung des Räthſels.

Wir haben es als wahrſcheinlich nachgewieſen, daſs die Menſchheit in einer Unzahl von Urſchwärmen ihren Anfang nahm, von denen bei ſteigendem Verkehr und ſich ausbreitenden Beziehungen von meiſt feindlichem und gegenſeitig ausbeutendem Charakter eine immer gröſsere Zahl den Schauplatz, deſſen Behauptung ihre Kräfte nicht gewachſen waren und ſind, räumen muſste und noch räumen muſs, während andere ſich immer mehr ausbreiten und das blutgedüngte Schlachtfeld der Erde behaupten.

Ein analoges Schauſpiel ſtellen uns die Sprachen dar. Mit einer Unzahl von Urſprachen beginnt die Menſchheit ihre Gedanken auszudrücken. Je mehr der gegenſeitige Verkehr wächſt und die Beziehungen ſich ausbreiten, verſchwinden die einen Sprachen ſpurlos oder werden zu den »todten« gelegt, während andere, überlebende, ihr Gebiet immer weiter ausdehnen und zu immer ſteigender Macht und Entfaltüng gelangen.

Und was auf der Bühne der Geſchichte im Groſsen mit Menſchengemeinſchaften vor ſich geht, was unbemerkt und meiſt ſtill mit den Sprachen ſich vollzieht: daſſelbe Schauſpiel beobachtet die Sprachwiſſenſchaft im Mikrokosmos jeder einzelnen Sprache. Mit einer groſsen Zahl von Wurzeln beginnt jede Urſprache und die Entwicklung der Sprache iſt ein Kampf um's Daſein von Wurzeln und Formen. Die meiſten von ihnen gehen zu Grunde und verſchwinden — die überlebenden aber werden immer mächtiger an Geiſt und Bedeutung, ſo daſs ſchlieſslich mit den dürftigen Ueberreſten der einſtigen Fülle der — Geiſt des Menſehen eine früher ungeahnte Welt von Gedanken beherrſcht. —

Welche Bedeutung nun immer dieſe Analogien haben, (und wir werden über dieſes Thema noch ſprechen) wollen wir nur noch bemerken, daſs wir die Reihe derſelben keineswegs auf dieſe drei Erſcheinungen beſchränkt uns

denken. Wir zweifeln nicht, dafs, wenn diefelben ein wenn auch entfernter und fchwacher Abglanz eines Naturgefetzes find, wir ihnen noch auf andern Gebieten der Natur und Gefchichte begegnen müffen — und der folgende Abfchnitt wird uns gleich wieder Gelegenheit geben, an diefelben zu erinnern.

---

22. Polygenifmus und Religionen.

Wir find von dem unmittelbaren Gegenftand unferer Unterfuchung mehr als es in unferer Abficht lag, abgewichen und haben uns eine vielleicht zu weite Abfchweifung in das fprachwiffenfchaftliche Gebiet geftattet. Nun wollen wir aber der Verlockung, wie grofs fie auch fein möge, widerftehen und eine ähnliche, demfelben Zwecke übrigens nicht minder dienliche Abfchweifung auf das Gebiet der Religionswiffenfchaft unterlaffen.

Denn ganz ebenfo wie die Betrachtung des Urfprungs und der Entwicklung der Sprachen, kann durch die Betrachtung des Urfprungs und der Entwicklung der Religionen, wenn nicht der Beweis des Polygenifmus verftärkt, doch mindeftens ein intenfives Streiflicht auf die von uns behauptete Richtung der Entwicklung der Menfchheit geworfen werden.

Wenn Schleicher die Sprache als ein »wefentliches Attribut des Menfchen« bezeichnet, fo hat er damit gewifs einen zu fchwachen Ausdruck gewählt. Wenn man die Sprache, wie es von Geiger fogar in zu hohem Grade gefchehen ift, in eine innige Verbindung mit menfchlichem Denken bringt, wenn man fie lediglich mit fo vielen andern Sprachforfchern und Philofophen, wie wir es thun, als eine nothwendige Confequenz des Denkens auffafst und fie,

wenn auch nicht als Urſache doch als Folge mit dem Denken in ein Ganzes verſchmilzt: ſo wird man nicht anſtehen, dieſelbe nicht ſowohl als Attribut, ſondern vielmehr als nothwendige Function des menſchlichen Organiſmus zu betrachten.

Es iſt das Verdienſt der neueren Sprachforſchung und hier ſpeciell Max Müllers, auf die weſentliche Aehnlichkeit in ſehr vielen Stücken zwiſchen Sprache und Religion hingewieſen zu haben. Insbeſondere war es die Beobachtung einer geſetzmäſsigen Entwicklung in der man ebenſo wie in der Entwicklung der Sprache einen organiſchen Charakter erkannte, welches auf die Vergleichung von Sprache und Religion führte. Und Max Müller hat mit vollem Recht auf dieſe Beobachtungen hin es unternommen, eine eigene Religionswiſſenſchaft zu gründen, die ſich zu der bisherigen Theologie und ſogenannten Religionsphiloſophie als eine weitere Entwicklungsphaſe oder gar als ganz neuer Zweig der Wiſſenſchaft verhalten ſolle.

Was nun vor allem den Grund der Religion, die Urſache ihrer Entſtehung anbelangt, ſo ſieht Müller dieſelbe, ſo wie er es bei der Sprache gethan, in einer »Fähigkeit zu glauben«. »Aehnlich wie es im Menſchen ſozuſagen eine Sprachfähigkeit gibt, unabhängig von allen hiſtoriſchen Formen, in welche ſich die menſchlichen Sprachen kleideten: ähnlich liegt im Menſchen ſozuſagen eine Glaubensfähigkeit, unabhängig von allen hiſtoriſchen Religionen.« [1])

Ebenſo nun wie wir das Schleicher'ſche Attribut als einen zu ſchwachen Ausdruck erachteten, um mit demſelben die Entſtehung der Sprache zu erklären: ebenſo halten wir es mit der »Glaubensfähigkeit«. Denn die Fähigkeit enthält in ſich noch nicht die Nothwendigkeit der

---

[1]) Max Müller, Vorleſungen über vergleichende Religionswiſſenſchaft. 1. Vorleſung.

Ausübung derselben und läßt der falschen Anschauung Raum, als ob das »Sich-erheben zum Begriff des Unendlichen« und wie dergleichen Redewendungen immer lauten, ein »Verdienst« des Menschen sei, das ihn vor den Thieren auszeichnet.

Wissenschaftlich betrachtet, ist weder Glaube noch alles was mit demselben unter Umständen zusammenhängt, also das sogenannte »Gottesbewußtsein« »Ahnung des Unendlichen« ein Verdienst des Menschen: sondern einfach eine Function seines sinnlich-geistigen Organismus. Wir können in dieser Beziehung das Wesen der Religion nicht anders definiren, als wir es schon einmal an anderer Stelle gethan haben.

»Den Inbegriff der Vorstellungen, sagten wir dort, die sich im menschlichen Geiste über all die Dinge bilden, die er sinnlich wahrzunehmen nicht im Stande ist, die zu kennen aber ein unüberwindliches Bedürfniß seines Gemüthes ihn drängt, nennen wir Religion. Die Folge dieser Vorstellungen ist, daß er sein Leben und Handeln denselben vielfach anpaßt, daß er ihnen in all seinem Thun und Lassen Rechnung trägt — und zwar durch allerhand religiöse Handlungen wie Opfer, Gebete u. dgl.

»Es ist also Religion kein künstliches Erzeugniß etwa der menschlichen Phantasie, sondern eine naturnothwendige Function seines endlichen und beschränkten Geistes den ein unstillbares Sehnen ewig über die ihm von der Natur gesetzten Schranken hinaustreibt.« [1])

Entsprang die Sprache wie wir sahen, dem unwiderstehlichen Bedürfniß sich mit seines Gleichen zu verständigen, so entspringt die Religion, möchten wir sagen, dem nicht minder mächtigen Bedürfniß des Menschen sich mit

---

[1]) Siehe unsere »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck 1882. S. 393 ff

sich selbst zu verständigen, d. h. sich über unbekannte, mit den Sinnen und dem Verstande unmöglich wahrnehmbare Dinge (Ursachen von sinnlich wahrgenommenen Erscheinungen) klar zu werden — oder wenigstens die sich ihm über diese Dinge aufdrängenden Fragen, die er auf eine andere Weise nicht lösen kann, durch gewisse Annahmen und Vorstellungen zu beantworten, oder doch sein durch diese Fragen beunruhigtes Gemüth zu beruhigen und zu beschwichtigen. [1])

So aufgefaßt aber stellt sich uns die Religion gleich der Sprache als Folge des Denkens dar; denn gäbe es kein Denken, wäre der Mensch nicht ein denkender Organismus, dann würde ihn auch das was außerhalb der Grenze seiner Sinne liegt, nicht beunruhigen, es würde seine Neugier nicht wecken, sein Denken nicht afficiren. Denn alle religiöse Vorstellung ist nur der geistige Reflex, hervorgerufen durch den Reiz den die nieht unter die Sinne fallenden Dinge oder besser gesagt das Unbekannte, Uebersinnliche, das was als jenseits der Grenze menschlicher Erkenntniß liegend vermuthet wird, auf das menschliche Denken üben.

Diese Auffassung der Religion ist keineswegs eine neue. Sie datirt unseres Wissens von Humes: Natural history of religion, der zuerst die Religion als nothwendigen Ausfluß der Gemüthsbeschaffenheit auffaßt und die Entstehung derselben dem natürlichen Zusammenwirken der Gefühle des Menschen mit dessen Einbildungskraft zuschreibt. Die deutsche Philosophie hat nun in ihrer Weise seit Kant diesem Gedanken in den verschiedensten Formen Ausdruck gegeben.

Speziell Kant schreibt die Entstehung der Religion dem im menschlichen Geiste liegenden Triebe zu über das

[1]) Vrgl. darüber Pfleiderer: Die Religionen B. I. S. 1—70.

Endliche hinauszukommen und zum Unendlichen vorzudringen. Den einfachſten und klarſten Ausdruck ſcheint uns aber dieſem Gedanken Guizot gegeben zu haben in folgender Stelle: »Il y a dans la nature humaine, dans la destinée humaine, des problèmes dont la solution est hors de ce monde, qui se ratachent a un ordre de choses etranger au monde visible, et qui tourmente invinciblement l'âme de l'homme, qu'elle veut absolument resoudre. La solution de ces problèmes, les croyances, les dogmes qui la contiennent, qui s'en flattent du moins, tel est le premier objet, la première source de la religion.« [1])

Wir glauben nicht, daſs zwiſchen dieſer Auffaſſung des Weſens der Religionen und den Reſultaten der ebenſo gründlichen wie genialen Unterſuchungen Jul. Lippert's [2]) ein principieller Widerſtreit beſtehe.

Man kann Lippert vollkommen zuſtimmen, inſoferne er den Urſprung der Religionen im »Seelencult« nach-

---

[1]) Cours d'histoire moderne lect. 5. Minder zutreffend ſcheint uns Hellwalds Erklärung wonach der Grund der Religionen in dem »urwüchſigen Trieb des Menſchen, Ideale zu bilden« liege; ſiehe deſſen Culturgeſchichte S. 30.

[2]) »Der Seelencult in ſeinen Beziehungen zur althebräiſchen Religion« Berlin 1881, und »die Religionen der europäiſchen Culturvölker etc.« Berlin 1881. Das Reſultat dieſer Unterſuchungen faſst Lippert ſelbſt in folgender Schluſsſtelle zuſammen: »So glaube ich denn . . . nachgewieſen zu haben, daſs, wie heute noch unter unciviliſirten Völkern, ſowie unter den Culturvölkern Oſtaſiens die Vorſtellungen des Seelencultus deutlich erkennbar ſind, dieſer ſelbſt die Grundlage und der Ausgang ſowohl der althebräiſchen, wie der ſlaviſchen, germaniſchen, griechiſchen und römiſchen Religion geweſen iſt, und daſs die betreffenden Mythologien, wenn ſie in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung erfaſst werden ſollen, fernerhin auch in der Darſtellung auf dieſe Grundlage werden geſtellt werden müſſen. Es fehlt nur noch Weniges und die Nothwendigkeit und Möglichkeit, alle irdiſche Religionsentwicklung unter allen Völkern und zu aller Zeit aus ein und derſelben Wurzel abzuleiten, wird inductiv nachgewieſen ſein.« Religionen S. 484.

weiſt; ja, man muſs ſagen, dieſer Nachweis iſt Lippert ganz vorzüglich gelungen. Nichtsdeſtoweniger aber giebt es erſtens, auch noch andere geiſtige Momente die auf die Ausbildung und Entwicklung der Religionen von Einfluſs waren und wenn ſie auch nur ſecundär und in einem ſpätern Stadium der Entwicklung hinzugetreten ſein mögen, durch den von Lippert nachgewieſenen Urſprung nicht ausgeſchloſſen ſind und zweitens wurzelt ja der Seelencult ſelbſt, wie das auch Lippert darſtellt in der durch eine geheimniſsvolle Erſcheinung (Tod) und durch etwas Unbekanntes und Ueberſinnliches (die »Seele«) erzeugten Beunruhigung des menſchlichen Gemüthes und fällt ſomit auch die Lippert'ſche Erklärung als ein Theil unter das Ganze unſerer obigen Auffaſſung des Weſens der Religion. Damit ſoll aber das groſse Verdienſt Lippert's den thatſächlichen hiſtoriſchen Urſprung der Religionen, ihren geiſtigen Kern und ihre urſprüngliche Bedeutung nachgewieſen zu haben keineswegs geſchmälert werden.

Aus dieſem Weſen nun der Religionen, ſei es nach unſerer weiteren oder nach der Lippert'ſchen viel engeren Auffaſſung folgt eine wichtige Erkenntniſs bezüglich der Urgeſchichte derſelben. Denn offenbar muſste Religion immer und überall entſtehen wo nur Menſchen vorhanden waren; und vom Standpunkt des Polygeniſmus iſt dann die urſprüngliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der Religionen ebenſo wie die der Sprachen leicht erklärlich, ja ſelbſtverſtändlich.

Nun ſind gewiſs ſehr viele ſolcher urſprünglicher Religionen, eben ſo wie es heutzutage mit den Religionen der Naturvölker geſchieht, mitſammt ihren Anhängern und den von ihnen geſprochenen Sprachen im Laufe der Geſchichte verſchwunden: doch haben ſich eben ſo gewiſs viele andere mit der Verbreitung ihrer Anhänger und mit der immer gröſseren ethniſchen Verſchmelzung der Menſch-

heit, mit anderen Religionen vermifcht, woraus fich der Polytheifmus und die ungeheure Complicirtheit der Mythologien der hiftorifchen Völker erklärt. Denn die Neigung fremde Götter zu recipiren und fie den Einheimifchen in irgend einer Form (Rangftufen u. dgl.) beizugefellen, war immer bei allen Völkern vorhanden. So haben bekanntlich die Römer alle möglichen orientalifchen Götter der befiegten Völker bei fich gaftlich aufgenommen.[1]) Andererfeits hat keine bei irgend welchem Volke fiegreich eingeführte neue Religion die alte, angeftammte, je ganz ausrotten können, wie es ja von den europäifchen zum Chriftenthum bekehrten Nationen bekannt ift, dafs fie ihre alten Gottheiten unter veränderten Namen und Formen theilweife bis heutzutage beibehalten haben.[2]) Die religiöfen Vorftellungen führen eben ein viel zäheres Leben als die Sprachen; fie werden einerfeits von fremden Völkern leichter recipirt und verfchwinden fehr fchwer auch bei Annahme und Verbreitung einer neuen Religion.

Was fie aber leicht verlieren und abftreifen, das find ihre fprachlichen Abftammungsmerkmale in Folge deffen

---

[1]) »Zu diefen alt- und ächtrömifchen Göttern kamen nun aber im Verlauf der Jahrhunderte alle mögliche griechifche und fpäter fogar orientalifche Gottheiten hinzu. Die Tarquinier, welche fchon durch Verpflanzung etruskifchen Gottesdienftes nach Rom, die Einfachheit des alten Cultus aufhoben, legten auch den Grund zur Hellenifirung der römifchen Religion etc. etc.« Pfleiderer l. c. II. 165. Ueber die Einwanderung griechifcher Culte und Gottheiten in Rom vrgl. Lippert Religionen S. 462 ff.

[2]) Die Sache ift ziemlich bekannt, doch verweifen wir auf eine intereffante von Gobineau zur Illuftration derfelben mitgetheilte Thatfache: »Dans la catholique Bretagne, au siècle dernier, un évèque luttait contre des populations obstinées dans le culte d'une idole de pierre. En vain on jetait a l'eau le grossier simulacre, ses adorateurs entêtés savaient l'en retirer et il fallut l'intervention d'une compagnie d'infanterie pour le mettre en pièces. Voilà quelle fut et quelle est la longévitè du paganisme.« L'Inègalité des races humaines. Paris 1853. I. 29.

es fehr fchwer, faft unmöglich ift in den grofsen hiftorifchen Nationalreligionen oder in den mannigfaltigen heutigen Mythologien der Völker die verfchiedenen, urfprünglich verfchiedenen ethnifchen Beftandtheilen angehörenden, Elemente und deren Herkunft zu erkennen. Dafs aber folche ethnifche Sonderelemente in den verfchiedenen Nationalreligionen des Alterthums enthalten waren, dafür fpricht aufser hiftorifchen Zeugniffen deutlich auch der Umftand, dafs es zu jeder Zeit in demfelben gewiffe Gottheiten gab, die nur an gewiffen Orten und von gewiffen fyngenetifchen Kreifen (Stämme, Gentilverbände in Rom) verehrt wurden. So finden wir in Egypten zu jeder Zeit in den verfchiedenen Theilen des Landes verfchiedene Gottheiten (Ra, Ptah, Ammon etc.) die ungefähr diefelbe Rolle fpielen aber unter verfchiedener Geftalt und verfchiedenen Namen verehrt werden. Ebenfo hatten die einzelnen Stämme der Griechen ihre fpeziellen Gottheiten.

Auch ift es fehr wahrfcheinlich, dafs die Sagen von der wechfelnden Herrfchaft verfchiedener Göttergefchlechter wie fie in der griechifchen und auch nordifchen Mythologie wiederkehren mit der Thatfache der nacheinander recipirten verfchiedenen Religionen im Zufammenhange ftehen: denn die Herrfchaft einer Gottheit ift ja immer nur von der Herrfchaft ihres betreffenden Stammes bedingt und in dem Vom-Thron-Stürzen der Götter ift gewifs oft die Spur der Ueberwältigung eines Stammes durch den andern enthalten, worauf eben die Götter des befiegten Stammes, als von denjenigen der Sieger geftürzte und der Herrfchaft beraubte, in der Erinnerung fortleben, ganz ebenfo wie es nach Einführung des Chriftenthums in Europa mit den früheren europäifchen Göttern gefchah.

Dafs alle diefe von uns hier aufgeftellten Behauptungen richtig find, darüber kann man fich aus Lippert's »Religionen« die vollfte Beruhigung verfchaffen — auf welches

epochemachende Werk wir zu diefem Zwecke noch mit einigen Worten hinweifen müffen. Zuerft was die Entftehung des Polytheifmus anbelangt.

Während noch Pfleiderer, fowie viele vor ihm die »zahllofe Menge untergeordneter göttlicher Wefen« bei den Römern, aus dem Bedürfnifs »für alle und jede einzelne Exiftenz, Localität, Zuftändlichkeit oder Thätigkeit eine befondere Schutzgottheit anzurufen — ein Bedürfnifs das aus einer fuperftitiöfen Gemüths- und abftract-logifchen Verftandesrichtung (?) zu gleichen Theilen hervorgieng« erklärt[1]: ergiebt es fich aus den Unterfuchungen Lipperts, dafs diefes »Bedürfnifs« ein viel concentrirteres, einheitlicheres und fpezielleres war und dasfelbe an und für fich nie eine folche Fülle von Göttern erzeugt haben würde, welche vielmehr in der Amalgamirung zahlreicher Stämme und ethnifcher Beftandtheile und folglich auch ihrer Gottheiten ihren Grund hat.

Denn all und jede Religion war zuerft ein »Seelencult« einzelner »genealogifcher« Verbände und Gruppen, einzelner Stämme. So wie nun diefe Gruppen und Stämme zu gröfseren Verbänden und Vereinigungen verfchmolzen, übergiengen die vielen »Seelenculte« fo zu fagen in den gemeinfchaftlichen Befitz des neuen Verbandes, fo dafs anftatt der einzelnen von den einzelnen Beftandtheilen des neuen Verbandes früher verehrten »Geifter« nun eine ganze Menge gemeinfchaftlicher »Geifter« verehrt wurde, denen dann die Volksphantafie je einzelne Rollen zutheilte.

Auf diefe Weife fchuf die Phantafie der Völker (durch das Medium ihrer Dichter) aus den urfprünglichen Elementargottheiten der einzelnen ethnifchen Beftandtheile ganze Götterhierarchien und umwob diefelben mit dem Sagengefpinft der Mythologieen. Daher erklärt fich der

[1] Pfleiderer Religion II 166.

Ausſpruch Herodot's (II 53): »Woher aber ein jeder der Götter ſtammt und ob ſie alle immer da waren und von welcher Geſtalt ſie ſind, das wiſſen ſie (die Hellenen) ſo zu ſagen erſt ſeit geſtern und vorgeſtern. Denn Heſiod und Homer, die wie ich glaube, nur um vierhundert Jahre und nicht mehr älter ſind als ich, ſind es zunächſt, welche den Griechen ihr Göttergeſchlecht geſchaffen, den Göttern ihre Namen gegeben, ſowie Ehren und Künſte unter ſie vertheilt und ihre Geſtalten bezeichnet haben.« [1]) Den Vorgang ſelbſt aber, wie nämlich die Gottheiten der einzelnen ethniſchen Gruppen zum Gemeingut der aus ihnen ſich bildenden gröſseren ſocialen Geſtaltungen werden, ſchildert Lippert unter anderen wie folgt:

»Daſs die zuhöchſt verehrten Schutzgeiſter einzelner Stämme, (es iſt die Rede von den Griechen) mit dieſen ſelbſt an Anſehen und Geltung gewannen, iſt in der Sache ſelbſt ſo begründet, wie die vielfachen Völkerſchiebungen auf dem Gebiete des Oſtbeckens des Mittelmeeres geſchichtlich bezeugt ſind. Nicht leicht haben ſich irgendwo ſo viele kleine ſelbſtändige Stämmchen ſo bunt durcheinander gewunden (unſerer Anſicht nach war das allerdings überall der Fall); überall tauchen ſolche auf und unter und die uns geläufigen Hauptgruppen ſtehen ungefähr zu jenen, wie die deutſchen Sachſen und Franken zu dem Völkchen des Tacitus. Darüber verſchwinden jene mythiſchen Pelasger wie unſere Herminonen und Ingäwonen. Wenn wir aber bedenken, wie in der Vorſtellung die Sehutzgeiſter ſelbſt Kriege führten, Schlachten gewannen und Völker unterwarfen, ſo kann eine ſolche nationale und politiſche Entwicklung unmöglich ohne Einfluſs auf ein Zuſammenwachſen religiöſer Vorſtellungen gedacht werden. Dazu kam noch als eine mehr friedliche Eroberung das Vor-

[1]) Vrgl. Lippert Religionen 248.

dringen von Culten, die nicht von den erobernden Waffen, fondern von dem Anfehen und den Priefterfchaften getragen wurden, namentlich denen, die fich durch Orakelfpenden der rathlofen Menfchheit unentbehrlich machten.« [1])

Andererfeits aber vollzog fich die Umwandlung der urfprünglichen Gefchlechts- und Stammgötter in Volks- und Nationalgottheiten einfach auf die Weife, dafs aus dem urfprünglichen Gemeinnamen ein Individualname wurde; dafs alfo die Unzahl von Gefchlechts- und Stammgöttern die nur einen Gemeinnamen hatten (etwa mit Hinzufügung der gentilifchen Bezeichnung) dadurch, dafs man den Gemeinnamen zu einem Individualnamen machte, zu einem einzigen Nationalgott wurde. Dafs der griechifche Zeus einer folchen Wandlung feine alle andern Götter überragende Stellung in der griechifchen Mythologie verdankt, weift Lippert nach. Uns intereffirt dabei folgende Stelle: »Die Thatfache, dafs einft in zahllofen Gefchlechtern der Gefchlechts- oder Stammgott als ein Zeus bezeichnet wurde, lebt im Cult und in der Erinnerung fort. Zeugniffe diefer Erinnerung find die Sagen von fo vielen zeusentfproffenen Helden- und Königsgefchlechtern und die Mythen über die Jugendzeit des Gottes . . .«

Auch die Entwicklung der römifchen Mythologie geht auf der Grundlage der »Bildung eines ftädtifchen Gemeinwefens durch coordinirte Zufammenfchliefsung verfchiedener Stammeseinheiten« [2]) vor fich und kann nur von diefer Grundlage aus begriffen und gewürdigt werden. Denn eine folche ethnifche Grundlage erzeugte auch in Rom eine »Mannigfaltigkeit von Paralellculten« wie fie durch eine »locale Gemeinfamkeit und Einheit von Volkstheilen die nicht genealogifch verbunden find« [3]) bedingt ift. Die bezüglichen Detailnachweifungen über diefe Verhältniffe fehe

[1]) l. c. 340. [2]) Lippert l. c. 413. [3]) ib. 414.

man bei Lippert.[1]) Hier möge nur noch Einiges hervorgehoben werden: »Das ältefte Rom nach der Befeftigung des neuen Capitols, das heifst jene, verfchiedenen Volksftämmen angehörigen Gefchlechter, welche einzelne Hügel im Umfange der fpäteren Stadt befetzt hatten, hinterliefs uns die Kunde von vier Gefchlechtsgöttern die hier walteten: Janus, Jupiter, Mars und Quirinus. Alle führen die Gefammtbezeichnung patres, Janus und Jupiter find auch reges — fie führen fich fomit zweifellos als dem betrachteten Syfteme der Stammgottheiten angehörig ein.« [2])

Solche urfprünglich coordinirte Stammesgottheiten fügten fich mit der Zeit in eine den wirklichen focialen und Machtverhältniffen ihrer Stämme entfprechende Rangordnung oder übernahmen befondere Funktionen und Rollen in der fich bildenden Mythologie des Volkes. »Erft mit der Erweiterung des Gebietes und der Organifation des Staates und mit der Aufnahme immer neuer Volkselemente treten neue Culte aus der häuslichen Uebung in die öffentliche und wuchfen neue Götter zu, bis fich das Capitolium füllte. Das »Oeffentliche« ift die einzige unterfcheidende Qualität des römifchen Gottes engften Sinnes. Dann wird allerdings die Welt der Vorftellungen, die diefe Burg einfchliefst fo grofs, dafs man nicht ohne Erfolg verfuchen kann, die wirkliche Welt damit zu allegorifiren. Die Gefchichte diefer Vorftellungen ift aber nicht die Religionsgefchichte, fondern die Gefchichte des Unterganges der älteften Religion der Menfchheit.« [3])

Höchft intereffant find ferner bei Lippert die Nachweife darüber, wie eine befchränkte Gelehrfamkeit fpäterer Zeiten denjenigen Nationen, die durch die Einführung des Chriftenthums in der natürlichen Entwicklung ihrer »Reli-

---

[1]) Z. B. S. 435, 440. [2]) l. c. 443. [3]) l. c. 353.

gionen« aufgehalten wurden und es daher zn keinen Götterhierarchien und ſyſtematiſchen Mythologien gebracht haben, ſolche hintendrein aufzuoctroyren bemüht war. Und zwar bezieht ſich das ſpeciell auf die Slaven und Germanen. Dieſe Völkerſchaften wurden auf einer ſehr frühen Stufe der ſocialen und religiöſen Entwicklung vom Chriſtenthume überraſcht und hatten keine Zeit, die Vereinheitlichung und Syſtematiſirung ihrer unzähligen Stammgottheiten in eine einzige Nationalmythologie zu vollziehen.

Und ſiehe da! ſo groſs iſt der Trieb des menſchlichen Geiſtes an den Anfang der Entwicklung immer die Einheit zu ſetzen und überall das genau begränzte Syſtem ſehen zu wollen, daſs chriſtliche Gelehrſamkeit (und auch beſchränkter nationaler Dünkel der den »Griechen und Römern« nicht nachſtehen wollte) ſich damit abmühten, eine einheitliche germaniſche und ſlaviſche Mythologie zu fabriciren, die nie exiſtirte.

Auch hierüber ſehe man die Detailnachweiſungen bei Lippert, aus dem wir nur folgende charakteriſtiſche Stelle hervorheben: »Den Slaven blieb bis zur Chriſtianiſirung nicht Zeit, ſich gegenſeitig von Stamm zu Stamm ſo weit kennen zu lernen, um in wechſelſeitigen Götterverkehr zu treten oder die Götter gegenſeitig aufzunehmen. Daher war auch gar kein Anlaſs, ſie durch Dichtung zu verbinden und ihnen Genealogien zu ſchaffen. Doch glaubte die Nachwelt das Verſäumte nachholen zu müſſen und ſo entſtand namentlich in unſerem Jahrhundert eine Mythologie, die um ſich ſelbſt zu ſtützen hie und da ſelbſt der Fälſchungen von Urkunden nicht entrathen konnte. Der Grundzug ihrer Methode war, die irgendwo entdeckten ſlaviſchen Götternamen unbeſehen als ein Gemeingut aller Slaven zu betrachten, dann in den zufälligſten Dingen die Analogie mit der griechiſch-römiſchen Mythe zu ſuchen, womöglich eine Namenswurzel von myſtiſchem Klange im

Sanskrit zu finden, drei grofse Götter herauszugreifen, Einen insbefondere voranzuftellen und den Schwarm der Kleinen mit Aemtchen verfehen nachfolgen zu laffen. Dafs fich gerade flavifche Gelehrte gern mit diefem Bau befaffen, dürfen wir ihnen im Hinblicke auf die Vorgänge in unferer eigenen Schmiede durchaus nicht übelnehmen . . .« [1])

Die Unterfuchungen und Ausführungen Lippert's find für uns in fo ferne wichtig, als fie aus dem Spiegelbilde der Religionen und ihrer Entwicklung ein klares Licht werfen auf den Gang der focialen Entwicklung der Menfchheit und in diefer Beziehung unfere oben entwickelte Auffaffung vollkommen beftätigen. Nur Eines finden wir an den Lippert'fchen Ausführungen auszufetzen, dafs er die Anfänge diefer Entwicklung nicht confequenterweife in einer folchen Unzahl felbftändiger focialer Gruppen fucht, fondern oft fich hergebrachterweife fo ausdrückt, als ob er eine urfprüngliche Einheit und fpätere Differenzirung annehmen würde — was offenbar eine Unconfequenz ift. [2]) In diefer hergebrachten Anfchauung fteckt er auch, wenn er die fortfchreitende Entwicklung der Religionen aus »Familien« zu »Gefchlechts-« und »Stammescult« und fodann erft zum Cult localer Verbände »comunaler und ftaatlicher« Organifationen darftellt. [3])

Denn es ift doch überhaupt eine höchft ungenaue Ausdrucksweife die eine Irreführung der Vorftellung zur

[1]) l. c. S. 105.

[2]) So z. B. S. 363 wo er die Griechen ein »Volk« nennt, »in welchem fich die urverwandten aber doch ftark differenzirten Bruchtheile fo mannigfaltig durchfetzten etc.« Für diefe Urverwandtfchaft giebt es keinen Beweis — das ift nur fo eine hergebrachte Anfchauung, ein gewohnter Schlufs aus fpäterer nationaler Einheit auf urfprüngliche Gemeinfamkeit.

[3]) So z. B. S. 321 »fo ftellte fich aber der Familiencult der des Gefchlechtes und des Stammes . . « u. a. a. O.

Folge hat, wenn man den Begriff der »Familie« in die Urzeiten verlegt und ſie an die Spitze der Entwicklung ſtellt. Das wird wohl Lippert ſelbſt zugeben. Und an welche »Familie« ſollte man denn dabei denken in den Zeiten, in denen es nach Lippert ſelbſt noch kein Vaterrecht oder beſſer geſagt kein Vaterthum im Sinne des Familienbegriffes gab und gar an welche Familie war zu denken in jener noch früheren Zeit, wo es wohl eine Mutterſchaft aber kein Mutterthum und kein Mutterrecht gab? Es iſt alſo klar, daſs die ſociale Urform in der der erſte Cult keimte keine »Familie«, ſondern einfach ein ſyngenetiſcher Schwarm war — und daſs alle weitere Entwicklung nicht durch eine »Differenzirung urverwandter Familien« ſondern durch Amalgamirung ganz heterogener Schwärme vor ſich gieng. [1])

Unſeres Erachtens würden die ſchätzbaren Reſultate der Lippert'ſchen Unterſuchungen erſt in das rechte Licht gerückt werden, und ihr eigentliches Relief erſt bekommen, wenn ſie auf die Unterlage einer polygeniſtiſchen Auffaſſung der Entwicklung der Menſchheit übertragen ſein würden. Denn nicht aus »Familienculten« einer »urverwandten« Volksmaſſe, ſondern aus ganz heterogenen Hordenculten entwickelten ſich die religiöſen Vorſtellungen und ihre im Verlaufe der Geſchichte wachſende Annäherung, Vermiſchung und Verbindung iſt nur die Folge und der Reflex des parallelen ſocialen Entwicklungsganges der Menſchheit.

Daran wollen wir noch kurz eine Schluſsbemerkung über die Frage nach der Priorität und Zeitfolge des Monotheiſmus und Polytheiſmus knüpfen — da dieſelbe mit unſerem Thema nicht ohne Zuſammenhang iſt.

Je nachdem die einen in der Entwicklung der Menſch-

---

[1]) Siehe unſer »Rechtsſtaat und Socialiſmus«.

heit einen ſtetigen Fortſchritt, die anderen eine ſtetige Degenerirung ſehen (welche beiden Anſichten nebenbei geſagt, nichts anderes als Reflexe perſönlicher Stimmungen ſind, wovon an einer andern Stelle!) wird von den Einen die reine Gottesverehruug, der Monotheiſmus als das Urſprüngliche, der Polytheiſmus als der »Abfall vom wahren Gott«; von den Andern hingegen letzterer als das Urſprüngliche und der Monotheiſmus als der Fortſchritt der Menſchheit dargeſtellt. Keine dieſer Behauptungen iſt ganz richtig; etwas Wahres iſt an jeder.

Zwei Thatſachen können uns Anhaltspunkte zur Löſung dieſer Frage bieten. Die erſte iſt der unläugbare Zug des menſchlichen Geiſtes zur Vereinfachung all und jeder Erklärung des Ueberſinnlichen; die leicht erklärliche Tendenz des Menſchengeiſtes die ihn umgebenden Räthſel immer auf ein minimum zu reduziren. Es iſt dieſelbe Tendenz, die wir immer und überall auch in Wiſſenſchaft und Philoſophie wahrnehmen; jener Zug, der die bekannte »Lebenskraft« ſchuf, der die Philoſophen zur Aufſuchung des »Dinges an ſich« drängt und der in ſeiner weiteren Conſequenz ſchlieſslich zum Moniſmus führt. Die zweite Thatſache iſt die auch von Lippert überall conſtatirte, daſs die Amalgamirung heterogener ethniſcher Beſtandtheile die vornehmſte Urſache des Polytheiſmus iſt, indem die Gottheiten der einzelnen ethniſchen Elemente untereinander, wenn auch in mannigfachen Unter- und Ueberordnungsverhältniſſen ſich erhalten.

Aus dieſen zwei Thatſachen ergiebt ſich nun der Schluſs, daſs wohl, entſprechend dem Zuge des menſchlichen Geiſtes ſich die Urſachen der Erſcheinungen zu vereinfachen, in den erſten Menſchenhorden nur einzelne Geiſter oder Gottheiten verehrt wurden, daſs ſich aber auch dieſer Drang zur Vereinfachung immer und überall da manifeſtirt wo in Folge der Amalgamirung der ethniſchen Beſtand-

theile fo zu fagen auf künftlichem Wege der Polytheifmus fich ausbreitete.[1])

Auf diefe Weife haben wir es auch auf dem Gebiete der Religionsvorftellungen nicht mit einer conftanten Richtung, weder mit einer fort- noch rückfchrittlichen, fondern ähnlich wie auf allen Naturprozefsgebieten (fiehe unten) mit einem ewigen Kreislauf zwifchen Mono- und Polytheifmus zu thun, der fich freilich in den verfchiedenften Formen manifeftirt. Gefchichtlich, d. h. fo weit unfere Gefchichtskenntnifs reicht, die allerdings fehr fpät beginnt, tritt uns überall mit den ethnifchen Amalgamen Polytheifmus entgegen, welcher Umftand die Meinung Humes und anderer Philofophen fcheinbar berechtigte; die erwähnte Tendenz aber des menfchlichen Geiftes, bricht fich Bahn und gelangt, freilich zuerft in bevorzugten und glücklich veranlagten Perfönlichkeiten eines Confucius, Buddha, Mofes, Sokrates und ähnlichen immer wieder zum Monotheifmus — der auch in der That fiegt, wiewohl er im Grunde immer nur die geiftig höher ftehende kleinfte Minorität der Menfchen ganz gewinnt, da fich die Maffen des Aberglaubens fchwer entfchlagen und jeder Monotheifmus bei ihnen immer wieder in einen Polytheifmus

[1]) Wenn alfo Hume a. a. O. und nach ihm viele Gelehrte conftatiren, dafs je weiter wir in die Vergangenheit vordringen, wir deftomehr den Polytheifmus verbreitet finden: fo erklärt fich diefe allerdings unläugbare Thatfache daraus, dafs wir, fo weit unfere Gefchichtskenntnifs reicht, überall nur ethnifche Amalgame begegnen und zu jenen unvermifchten Urfchwärmen gar nicht vordringen können. Andererfeits ift eben der uns bei Völkern des graueften Alterthum fchon begegnende Polytheifmus die ficherfte Gewähr, dafs wir es da überall mit keinen elementaren ethnifchen Einheiten, fondern bereits mit ethnifchen Amalgamen zu thun haben. Wenn dagegen frömmelnde Philofopheu einen urfprünglichen Natur-Monotheifmus annehmen von dem die lafterhafte Menfchheit abgefallen fei, fo haben fie dabei wohl nicht nach unferer oben zu entwickelnden Anficht, das Richtige gedacht, dasfelbe aber beinahe getroffen.

verſchiedenſter Form umſchlägt — ja, der reinſte philoſophiſche Monotheiſmus oder Moniſmus den Maſſen ganz unverſtändlich bleibt.

So ſehen wir denn auf dieſem Gebiete einen ewigen Kampf zwiſchen vulgärem Polytheiſmus in den verſchiedenſten Formen und dem Monotheiſmus und Moniſmus der groſsen Religionsſtifter und Philoſophen.

Wenn es einmal dazu kommen ſollte, daſs die ſociale Entwicklung der Menſchheit wirklich zu einer einheitlichen die ganze Menſchheit umfaſſenden ſocialen Geſtaltung gelangen ſollte, dann, aber auch nur dann könnten die Worte des Evangeliums ſich verwirklichen von einer Heerde und einem Hirten. Damit hat es aber noch ſeine guten Wege.

IV.

Der Naturprocess der Geschichte.

23. Der Begriff des Naturprozeſſes.

Haben wir auf dieſe Weiſe an Stelle der gangbaren irrthümlichen Vorſtellung über den Anfang des Menſchengeſchlechts und deſſen Fortentwicklung eine andere auf Thatſachen der Geſchichte und Erfahrung ſich ſtützende Vorſtellung geſetzt für die alle Gründe einer geſunden Logik einzig und allein ſprechen: ſo übergehen wir nun zu der zweiten Richtigſtellung, zur Correctur des Begriffes »Naturprozeſs« der von den modernen Sociologen wie wir das oben (S. 26) zeigten, zu eng gefaſst wurde und durch deſſen Anwendung auf die menſchheitliche Geſchichte in dieſem ſeinem allzu engen Umfange eine groſse Unklarheit und Begriffsverwirrung entſtand.

Erinnern wir uns hier, was wir oben von dem allgemeinen, ſo zu ſagen von dem Gattungsbegriff des Naturprozeſſes und von den vier Artbegriffen desſelben, dem ſyderiſchen, chemiſchen, vegetabiliſchen und animaliſchen ſagten, ſo iſt es klar, daſs wir es hier bei der Entwicklung der Menſchheit mit keinem dieſer bekannten Naturprozeſſe zu thun haben und daſs wir vielmehr gezwungen ſind, dieſen ganz eigenartigen Naturprozeſs als geſellſchaftlichen oder ſocialen, jenen vier Naturprozeſſen voranzuſtellen. Soll aber der allgemeine Eindruck den wir aus der Betrachtung dieſer menſchheitlichen Entwicklung empfangen, nämlich daſs wir es hier mit einem Naturprozeſs zu thun haben,

der hoch über aller Willkühr und Freiheit der Menſchen mit eherner Nothwendigkeit ſich vollzieht, ſoll dieſer allgemeine Eindruck ſich zu einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung präciſiren: dann müſſen wir in das Weſen der Naturprozeſſe überhaupt näher eingehen, die konſtitutiven Momente eines jeden derſelben auffinden und die Art und Beſchaffenheit der bewegenden Kräfte eines jeden derſelben, ſowie die weſentlichen Vorgänge die ihn bedingen, feſtzuſtellen ſuchen.

24. Die conſtitutiven Momente jedes Naturprozeſſes.

Zwei weſentliche Momente ſind es, die ſich bei jedem Naturprozeſſe beobachten laſſen, die jeden Naturprozeſs konſtituiren, nämlich heterogene Elemente und eine gegenſeitige Einwirkung derſelben, die wir gewiſſen natürlichen Kräften zuſchreiben. Dieſe Momente beobachten wir bei dem ſyderiſchen Naturprozeſs, wo die verſchiedenen Himmelskörper aufeinander gewiſſe Einwirkungen üben, die wir ſei es einer Anziehungskraft, ſei es einer Schwerkraft zuſchreiben.

»Kein materielles Band knüpft den Planeten an die Sonne, aber die unmittelbare Wirkſamkeit einer Elementarkraft, der allgemeinen Anziehungskraft, hält beide unſichtbar mit einer Elaſticität ihres Wirkens zuſammen . . .« [1])

Im chemiſchen Naturprozeſs beobachten wir die verſchiedenſten Elemente, die ſich zu einander auf die verſchiedenſte Weiſe verhalten, einander anziehen oder abſtoſsen, mit einander Verbindungen eingehen oder ſich

---

[1]) Lotze: Mikrokoſmos I 77.

fliehen, lauter Einwirkungen und Wirkungen, die wir auf gewiſſe, dieſen Elementen innewohnende Kräfte zurückführen.

Der vegetabiliſche und animaliſche Naturprozeſs beginnt ebenfalls mit dem Contact heterogener Elemente, die wir als geſchlechtsverſchiedene Keime bezeichnen und die auf einander eine gegenſeitige Einwirkung üben, womit ſie den vegetabiliſchen und animaliſchen Naturprozeſs in Thätigkeit ſetzen.

Wie ſehr die Wiſſenſchaft von der Anſchauung durchdrungen iſt, daſs zu einem Naturprozeſſe heterogene Elemente, die auf einander reagiren, nöthig ſind, beweiſst am beſten die atomiſtiſche Theorie.

Man glaubt offenbar den Urſprung aller Naturprozeſſe nicht beſſer erklären zu können, als indem man in den Körpern unſichtbare Theilchen annimmt, von denen jedes quasi eine Sonderexiſtenz hat und die aufeinander reagiren.[1])

Dieſe ganze Hypotheſe iſt nur die Konſequenz des Begriffes eines Naturprozeſſes, wie ihn die Beobachtung der Natur im menſchlichen Geiſte erzeugt hat.[2])

---

[1]) »Das einzelne Atom umgiebt der Raum nicht leer, ſondern an unzähligen Punkten durch andere, gleichartige oder verſchiedene Atome beſetzt. Zwiſchen ihnen allen, als Beſtandtheilen derſelben Welt, dürfen wir einen Zuſammenhang gegenſeitigen Füreinanderſeins vorausſetzen, aus welchem eine unmittelbare Wechſelwirkung ihrer inneren Zuſtände entſpringt« (Lotze l. c. I 39). So ungefähr denkt man ſich heute die Urſache der chemiſchen (und auch anderer) Naturprozeſſe.

[2]) Auf einfache Verſchiedenheit und dadurch hervorgerufene Reagirung des Verſchiedenen aufeinander, führt auch Guyot (Earth and Man) den animaliſchen Naturprozeſs zurück: »Ueberall, ſagt er, bewirkt eine einfache Verſchiedenheit, ſei es des Stoffes, der Verhältniſſe oder der Lage, daſs die vitalen Kräfte offenbar werden und daſs ein gegenſeitiger Austauſch von Eigenſchaften unter den Körpern eintritt, indem einer dem andern giebt, was dieſer nicht beſitzt« und Carey bemerkt zu dieſer von ihm citirten Stelle, daſs »das Bild das hier von den Be-

Wenn wir nun auch den sociologischen Prozefs als einen eigenartigen, von obigen vier Naturprozefsarten verschiedenen auffassen, so müssen sich doch in ihm die zwei wesentlichen, den Gattungsbegriff des Naturprozesses konstituirenden Momente nachweisen lassen. Und das ist in der That der Fall. Denn die Unzahl von Menschenschwärmen, die sich uns als der Uranfang des Daseins der Menschheit ergab, konstituirt eben die grofse Mannigfaltigkeit heterogener ethnischer Elemente, eine Mannigfaltigkeit, die mit der Entwicklung der Menschheit und der Abnahme der Zahl der Horden und Stämme ebenfalls wenigstens in dieser Form abnimmt. Dafs wir es also auch auf diesem Gebiete mit stammverschiedenen, heterogenen Elementen zu thun haben, das mufs nach der ganzen obigen Auseinandersetzung als sicher angenommen werden. Bleibt nur die Frage nach dem zweiten constitutiven Moment eines Naturprozesses, nach den bestimmten Einwirkungen dieser Elemente aufeinander und zwar nach Einwirkungen denen der Charakter einer naturnothwendigen Regelmäfsigeit und ewigen Dauer zukäme. Offenbar müssen wir uns hüten, hier in irgend welche Analogie mit den gegenseitigen Einwirkungen heterogener Elemente auf dem Gebiete der andern Naturprozesse zu verfallen: sondern treu der inductiven Methode lediglich solche Einwirkungen in Rechnung ziehen die uns bekannte Thatsachen und wirkliche Erfahrung an die Hand geben. — Nun können wir glücklicherweise über gegenseitige Einwirkung heterogener ethnischer oder wenn man will stammverschiedener, socialer Elemente aufeinander eine Formel aufstellen, der eine vollkommene, fast mathematische Sicherheit und Allgemeinheit gar nicht

wegungen der unorganischen Welt gegeben wird, ebenso wahr in Bezug auf die sociale ist.« Carey Socialwissenschaft I 68.

abgesprochen werden kann, weil sie immer und überall auf dem Gebiete der Geschichte und lebendigen Gegenwart aufs unwiderleglichste zu Tage tritt.

Diese Formel lautet sehr einfach: Jedes mächtigere ethnische oder sociale Element strebt darnach das in seinem Machtbereiche befindliche oder dahin gelangende schwächere Element seinen Zwecken dienstbar zu machen. Diese These über das Verhältniss der heterogenen ethnischen und socialen Elemente zu einander mit allen aus ihr sich ergebenden Consequenzen, enthält in sich den Schlüssel zur Lösung des ganzen Räthsels des Naturprozesses der menschlichen Geschichte. Wir werden diese These immer und überall in Vergangenheit und Gegenwart in den Verhältnissen der heterogenen, ethnischen und socialen Elemente zu einander verwirklicht sehen und uns von ihrer Allgemeingültigkeit überzeugen können. In dieser letzteren Beziehung steht sie in nichts solchen Naturgesetzen wie z. B. Anziehung und Gravitation, oder chemische Verwandtschaft, oder den Gesetzen des vegetabilischen und animalischen Lebens nach. Um aber dieses sociale Naturgesetz in seiner Allgemeingültigkeit besser begreifen zu können, müssen wir dasselbe in seinen verschiedenen Consequenzen und in den verschiedenen Formen, die es nach Umständen und Bedingungen annimmt, kennen lernen. [1])

[1]) Es soll hier nur die bekannte Thatsache angedeutet werden, dass dieses Gesetz der Ausnützung des Andersartigen zu eigenen (Lebens)-Zwecken die ganze Natur durchzieht. Die Pflanzenwelt nützt die unorganische auf eben solche Weise aus, wie die thierische Welt die Pflanzenwelt. Und es ist ja bekannt, dass die mannigfachsten Krankheiten der Menschen darin ihren Grund haben, dass mikroskopische Pflanzen- und Thierorganismen, denen sich der Mensch nur schwer erwehren kann, ihn selbst zu ihren Lebenszwecken benützen.

25. Der fociale Naturprozefs.

Diefe Formen ergeben fich aus den verfchiedenen Möglichkeiten, wie das eine ethnifche oder fociale Element ein anderes als Mittel zu feinen Zwecken verwenden kann.

Diefe Möglichkeit wieder ändert fich nach Zeit, Umftänden, Entwicklungsphafe und Befchaffenheit der untereinander in Contact tretenden heterogenen ethnifchen und focialen Elemente. Auf der niedrigften Stufe der Entwicklung, im Zuftande der urfprünglichen Wildheit kann der eine Menfchenfchwarm die andern ihm »blutsfremden« gar nicht anders zu feinen Zwecken verwenden, als indem er auf diefelben Jagd macht, die Mitglieder derfelben mordet und verzehrt. Ein folches Verhältnifs blutsfremder Schwärme, Horden und Stämme zu einander bezeugt uns fowohl die beglaubigte Gefchichte als zahlreiche Berichte von Reifenden über Naturvölker. Es ift auch höchft wahrfcheinlich, dafs die erfte Abnahme der urfprünglichen zahllofen Vielheit heterogener Menfchenftämme, das erfte »Ausfterben« vieler Menfchenvarietäten auf diefem Wege, einfach durch die Gefräfsigkeit mächtigerer Stämme erfolgte.[1])

---

[1]) Die einftige Verbreitung des Cannibalifmus über die ganze Erde, die Uebung desfelben bei allen Menfchenftämmen ift heutzutage eine wiffenfchaftlich erwiefene Thatfache. (Vrgl. Otto Caspari: Die Urgefchichte der Menfchheit. Leipzig 1873. B. I S. 351. John Lubbock: Origins of civilifation etc. Chap. VII. Joly: Der Menfch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 411.)

Von den Apachen zwifchen dem Rio Grande del Norte und dem Rio Colorado in Centralamerika erzählt O. Schmitz: «Kanibalifmus habe ich nicht beobachtet, er mag aber früher exiftirt haben. Auf eine diesfällige Frage wurde mir erklärt, die Peinthas, ein Indianerftamm nördlich von ihnen fchmecken gefalzen und taugten defshalb nicht zum effen. Die Beweife, dafs die Indianerftämme Amerikas Antropofagen waren, find fowohl in den Traditionen wie in den zahlreichen Tumulis

Auf einer späteren Entwicklungsstufe bricht sich die Erkenntniss Bahn, dass man das fremde sociale Element besser zu seinen Zwecken benützen kann, wenn man es zu den verschiedensten Diensten verwendet. Das mächtigere ethnische oder sociale Element trachtet also des schwächeren Herr zu werden um dasselbe für sich arbeiten zu lassen. Gelingt dieses, so entsteht zwischen den heterogenen ethnischen Elementen ein Herrschaftsverhältniss, es

enthalten, in denen man neben andern Mahlzeitsresten Menschenknochen und zwar aufgespaltene vorfand aus denen also auch das Mark gegessen wurde. »Durch die Unzahl menschlicher Knochen, welche diese Tumuli enthalten, sagt Appun, wird die Vermuthung, dass an diesen Orten einst menschenfressende Indianerstämme ihre cannibalischen Feste hielten leider nur allzusehr bestätigt« (die Indianerstämme, Britisch Guayanas. Ausland 1871, S. 162.)

Die Erklärung der Entstehung der Anthropofagie aus religiösen Vorstellungen wie bei Hellwald Culturgeschichte (1. Aufl. S. 26) scheint uns zu künstlich und beruht auf einer Misskennung der Natur des Wilden. Ebenso wenn Lippert (Religionen S. 47 ff.) den Cannibalismus auf gewisse allen Menschen als solchen im Urzustande eigenthümlichen Vorstellungen (über die Seele) zurückführt, so scheint uns eine solche Erklärung nicht minder einseitig. Denn die Vorstellung ist immer das Spätere: das prius davon ist die instinctive, thierische Uebung die nur das Bedürfniss, aber keine Vorstellung zur Voraussetzung hat. Erst diese Uebung, diese Thatsachen rufen Vorstellungen hervor, die dann freilich die Uebung befestigen, dieselbe aber auch auf Abwege und Nebenwege drängen. So wird es auch mit dem Cannibalismus gewesen sein. Geübt wurde er zuerst als einfacher thierischer Akt, einem rohen Bedürfnisse entsprungen. Wenn sich dann gewisse Vorstellungen über die Seele dazu gesellten, so waren dieselben eine Art Rechtfertigung, ex post, dieser Uebung; drängten aber auch den Cannibalismus auf unnatürliche Wege (z. B. Verzehrung der Kinder und Greise etc.). Lippert scheint uns überhaupt, wie wir das schon oben beim Capitel »Religionen« gesehen haben, zur Einseitigkeit zu neigen, für sociale Erscheinungen immer nur eine einzelne Vorstellung verantwortlich zu machen, nur in einer einzelnen Vorstellung die Wurzel derselben zu sehen: während dieselben, wenn sie schon aus Vorstellungen als ihrer ersten Quelle abgeleitet werden müssen, meist einem ganzen Kreis von Vorstellungen entspringen.

erfolgt der *groſse Fortſchritt* der *Sklaverei* und der *Leibeigenſchaft*. Dieſes Gelingen hängt aber auch noch von der Beſchaffenheit des ſchwächern ſocialen Elementes ab, denn dasſelbe mag wohl zu ſchwach ſein, das mächtigere Element von ſich ferne zu halten und abzuwehren, trotzdem aber nicht ſo ſchwach um ſich willenlos in die Sklaverei zu fügen. In dieſem Falle können zweierlei Verhältniſſe eintreten.

Entweder es beſtehen ſolche Bedingungen die es den heterogenen Stämmen vortheilhaft erſcheinen laſſen, einen *Bund* zu ſchlieſsen und *vereint* gegen andere ſchwächere Elemente loszuziehen: in dieſem Falle erfolgt mit der Zeit eine Amalgamirung der verbündeten Elemente. Oder das mächtigere Element widerſtrebt einer ſolchen Verbindung, die auch oft dem ſchwächeren unannehmbar ſcheint und da das erſtere nicht dazu gelangen kann, das letztere zu Sklavendienſten zu zwingen, greift es zur *Ausrottung* desſelben.

Denn auſser dem Falle der, durch mannigfache Bedingungen phiſiſcher und moraliſcher Natur ermöglichten Amalgamirung gibt es zwiſchen heterogenen Elementen *nur zweierlei* denkbare Verhältniſſe: entweder läſst ſich der ſchwächere Stamm zur Befriedigung der Bedürfniſſe des ſtärkeren benützen — dann bleibt er am Leben, wo nicht wird er vernichtet und ausgerottet.

Das ſind die *natürlichen* und *naturnothwendigen* Beziehungen und gegenſeitigen *Einwirkungen* der heterogenen ethniſchen und ſocialen Elemente aufeinander, Beziehungen, deren Wirkſamkeit den ganzen Prozeſs menſchlicher Geſchichte unterhält und fördert, die ganze Entwicklung der Menſcheit in Fluſs erhält. Brauchen wir für dieſe Behauptungen Beiſpiele hinzuſtellen? Die ſogenannte Weltgeſchichte iſt nichts anderes als eine groſse Beiſpielſammlung zur Begründung obiger Sätze. Was ſind

die Kriege der Staaten und Völker anders als organiſirte Raubzüge zum Zwecke der Ausbeutung des heterogenen ethniſchen oder ſocialen Elementes?

Was unter primitiven Stämmen ſogenannter »Naturvölker« in kleinem Maſsſtabe ſich vollzieht, das wiederholt ſich auf einer ſpätern Entwicklungsſtuſe unter »civiliſirten Nationen« unter prunkhaften Namen und in »feineren« Formen. Die Sache bleibt dieſelbe. Wenn die Apachen in Noth gerathen, ſo organiſiren ſie ſich unter einem gewählten Häuptling und unternehmen einen Raubzug zu den nächſtwohnenden Stämmen um ſich »Pferde und Eſel zu holen«. (Das Fleiſch dieſer benachbarten Indianer ſelbſt nämlich ſchmeckt ihnen »zu geſalzen« wie wir wiſſen.) [1] Von den Stämmen Mittelaſiens erzählt Vambery: »Das Leben der Wüſtenbewohner würde auch ſanft dahinflieſsen, wenn der Hang zur Plünderung und Fehde nicht ihr Hauptcharakterzug wäre. Der Krieg, überall eine Plage, hat dort die fürchterlichſten Folgen die man ſich nur denken kann. Ohne die geringſte Urſache (? doch wohl Ausbeutungsſucht der Fremden!) fällt oft ein Stamm, der ſich mächtiger fühlt über den andern, ſchwächern her. Die Waffenfähigen ſiegen oder ſterben, die Weiber, Kinder und Heerden der Gefallenen werden als Beute vertheilt und wie oft ereignet es ſich, daſs eine Familie die den Abend zuvor ſich noch in gröſster Glückſeligkeit zur Ruhe begab, am nächſten Morgen, ihrer Aeltern, Freiheit und Habe beraubt, weit von einander zerſtreut lebt.« [2])

Ganz dieſelben Verhältniſſe herrſchen beiſpielsweiſe unter den Stämmen der Albaneſen, trotzdem wir es hier mit uralten Europäern, ja ſogar meiſtens mit Chriſten zu thun haben. »Le tsethas ou razzia, erzählt Dumont von den Albaneſen, est une autre consequence du caractère

---

[1]) Vrgl. Ausland 1871. S. 347. [2]) Skizzen aus Mittelaſien. S. 64.

de ce peuple. Descendre chez la tribu voisine, surtout si elle est d'une autre religion, piller ses troupeaux est un plaisir qui assure de bons profits pour le temps du repos. La tsethas se retrouve chez toutes les tribus qui naissent à peine à la civilisation. Les pretextes d'attaques ne sont même pas necessaires: l'etranger, qui est l'ennemi naturel, ou plutôt l'indifferent envers lequel les obligations sont nulles, doit faire bonne garde: le coupable est celui qui se laisse surprendre.

Les querelles dans ce pays naissent sous le plus futile pretexte, surtout entre homme de différentes tribus. Des insultes ont en vient aux-armes: aussitôt que le sang a éte versé, le clan tout entier est solidaire de la famille de la victime. Les vendettas sont perpetuelles dans les montagnes. Comme à Cattaro et chez les Slaves de Bosnie, ce sont de veritables guerres ou les incendies et les meurtres se succèdent . . . «[1])

Im Grunde nun ſind die Kriege der civiliſirten Nationen nichts anderes als »höhere Formen« dieſer primitiven Raub- und Plünderungszüge. Nur ſind die Naturmenſchen aufrichtiger und offener und wollen nicht beſſer ſcheinen als ſie ſind; während die Kriege der civiliſirten Nationen unter dem Deckmantel aller möglichen Phraſen von »civiliſatoriſchen« und politiſchen »Ideen« geführt werden, für »Freiheit«, »Menſchlichkeit«, »Nationalität«, »Glauben« oder gar »europäiſches Gleichgewicht«! Freilich begnügt ſich eine ſiegreiche europäiſche Nation nicht mit einigen Pferden und Eſeln wie die Apachen, oder mit Rindviehheerden wie die Kirgiſen oder mit einigen Hammeln wie die Albaneſen — ein civiliſirter europäiſcher Sieger verſteht es gleich einige Milliarden bei dieſem Geſchäfte herauszuſchlagen. Das iſt der Unterſchied!

[1]) Revue de deux Mondes 1872 T. VI.

26. Die Geschichtsschreibung ist keine Wissenschaft sondern Kunst.

Oder will man uns vielleicht einwenden, dass das nur unsere subjektive Fantasie ist, dass das Behauptungen sind, die die Wahrheitsprobe nicht aushalten? Dass einzelne aus dem unendlichen Gebiete der Geschichte und Völkerkunde herausgegriffenen Beispiele jene Sätze noch bei weitem nicht beweisen? Wohlan, so zeige man uns eine Periode, nur einen Zeitpunkt in der Geschichte, der diese Theorie widerlegen würde. Blicken wir um uns, betrachten wir die Kriege der Gegenwart, sei es im »civilisirten« Europa, sei es im Norden und Süden Amerika's, im Nilthal oder im fernen Caplande — gibt es heute einen Punkt auf der ganzen Erde dessen Begebenheiten nicht als Beleg dienen könnten für diese unsere Behauptungen. Nein, nicht über unsere hier formulirten Sätze, nur darüber sollte man sich nicht genug wundern, dass diese stolze Geschichtswissenschaft die vielleicht die älteste aller Wissenschaften ist, und gewiss die grösste Summe geistiger Arbeit in Anspruch genommen hat; dass diese Wissenschaft wie mit Blindheit geschlagen, so gedankenlos dasitzt »am Webstuhl der Zeit« und ohne Unterlass webt und webt ohne zu wissen woran? ohne sich klar zu sein, was dieses ganze Gewebe bedeute, — was es ausdrücke und besage? Sie preist die Thaten grosser Männer ohne zu ahnen, dass es nur Marionetten sind, die von geheimen Fäden eines ewigen Naturgesetzes hin und her geschoben werden — sie bewundert diese Marionetten statt jene geheimen Triebfedern anzustaunen, die geräuschlos in der Werkstatt der Natur seit Uranfang an ihre immer gleichen Bewegungen vollziehen und an ihrem eisernen Gängelbande die Menschheit immer dieselben Bahnen fort laufen

laſſen — immer denſelben Kreislauf zwiſchen Tod und Leben zwiſchen Niedergang und Aufgang, zwiſchen Vernichtung und Verjüngung, mit derſelben ewigen Gleichmäſsigkeit und Gleichgültigkeit mit der Sonne und Mond kreiſen, mit der Tag und Nacht und die Zeiten des Jahres wechſeln. Für dies groſsartige Schauſpiel der Natur das ſich auf dem ſocialen Gebiete der Menſchheit abſpielt, hat die »Wiſſenſchaft« der Geſchichte keinen Sinn und kein Auge — ihr Sinn und ihr Auge haften an den kleinlichen Vorgängen des täglichen Lebens der Völker, das wie der Thau des Feldes im Farbenglanze wohl die Sonne ſpiegelt — doch nur eitel und vergänglich iſt — und das Bild der Sonne nur vielfach gebrochen und in millionenfacher Verkleinerung wiedergibt, über die koſmiſchen Geſetze aber ihres Daſeins und ihrer Bewegung uns nicht den mindeſten Aufſchluſs geben kann. In der That hat die übliche »Weltgeſchichte« ſo wie ſie von jeher getrieben wird gar nicht den Charakter einer Wiſſenſchaft, ſondern den einer Kunſt. Denn mit dieſer hat ſie alle und die weſentlichſten Züge gemeinſam. Auch der Kunſt handelt es ſich um Darſtellungen der Natur, die des Menſchen Gemüth erregen, auf ihn einen Eindruck machen, ſeine Gefühle wecken und ihm dadurch einen Genuſs verſchaffen. Nichts anderes bewirkt die übliche Behandlung der Geſchichte. Sie ſchildert die Begebenheiten, die auf unſer Gemüth einen Eindruck machen, ſie zeichnet uns Lebensläufe hervorragender Menſchen, ihr »Glück und Ende«, Kriege und Schlachten, Siege und Niederlagen — Schauſpiele die uns je nach dem Standpunkt den wir einnehmen bald vor Schrecken erbeben, bald vor Freude aufjauchzen machen. Dabei läſst faſt jeder Hiſtoriker ſeine ſubjective Anſicht über gut und böſe, über gemein und edel in die Darſtellung hinein ſpielen — Anſichten, die nur Ausdrücke ſeiner Subjectivität ſind. Ueber ein und dieſelbe Thatſache trauert der eine, jubelt der

andere; ein und dieselbe Handlung preist der eine, verdammt der andere; ein und dieselbe That hebt der eine in den Himmel, zerrt der andere in den Koth; ein und dasselbe Ereignifs nennt der eine eine himmlische Wohlthat, der andere ein schreckliches Unglück — und alles das sollte Wissenschaft sein?` Nein, das ist nichts als Kunst — die freilich auch im menschlichen Leben ihre grofse Rolle und Bedeutung hat, die ihre grofse Aufgabe erfüllt, doch mit Wissenschaft nicht verwechselt werden darf. Denn diese hat es immer und überall nur mit der Natur und ihren Gesetzen zu thun — sie hat nur natürliche Entwicklungen zu betrachten und den ihnen zu Grunde liegenden Gesetzen nachzuforschen. Freilich ist eine solche rein wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Geschichte erst von dem Momente an möglich, wo man dieselbe als einen Naturprozefs erkennt, und sich über das Wesen desselben, über seine elementaren Faktoren und Träger und über die Kräfte und Strebungen, die zwischen diesen walten, ein klares Bild gemacht hat.

27. Das Wesen des socialen Naturprozesses.

Wir suchten uns oben die Ueberzeugung zu verschaffen, dafs wir es bei der Geschichte der Menschheit mit einem Naturprozesse zu thun haben und fanden in der That in der Geschichtsentwicklung die zwei wesentlichsten Momente die wir bei jedem Naturprozesse begegnen, die zwei Momente die jeden Naturprozefs als solchen constituiren, nämlich: heterogene Elemente und gewisse Beziehungen derselben zu- und Einwirkungen aufeinander. Indem wir nun daran gehen, das Wesen dieses Prozesses zu untersuchen, auf die Frage zu antworten,

worin befteht die Entwicklung diefes Prozeffes, welche Vorgänge find es die diefe Entwicklung tragen und fortleiten; wollen wir zuerft einen Blick werfen auf die Entwicklung aller anderen Naturprozeffe und uns darüber klar werden, worin dort überall diefe Entwicklung befteht?

Vor allem nun fällt uns bei jedem Naturprozefs eine allgemeine Erfcheinung in's Auge, ein Vorgang der fozufagen die allgemeinfte Form der Wirkfamkeit jener Kräfte zu fein fcheint, die in dem betreffenden Naturprozeffe engagirt find. Diefe allgemeinfte Erfcheinung ift ein Kreislauf, der einen fcheinbar immer gleichen Anfang und ein fcheinbar immer gleiches Ende hat. Die Himmelskörper drehen fich in ihren beftimmten Kreifen; auch die Wirkung der chemifchen Kräfte in der Natur weift vielfach ein Werden und Vergehen und nur ein Wiederauferftehen aus dem Verwefenen auf; noch deutlicher aber zeigt fich diefer Kreislauf im Lebensprozefs der Pflanze und des Thieres mit Einfchlufs des Menfchen. Nun, über einen Kreislauf menfchlicher Gefchichte ift viel gefchrieben und gefprochen worden [1]; in der That laffen fich gewiffe kreislaufähnliche Bewegungen in der Gefchichte der Menfchheit bemerken, wir erinnern an den Untergang aller hochentwickelten Culturen und an die Entwicklung neuer an ihrer Stelle, an den ewig wechfelnden Aufgang und Niedergang der Staaten und Nationen — doch wollen wir hier diefe Frage nur berühren und uns ihre eingehendere Betrachtung für fpäter vorbehalten.

Hier erwähnten wir diefelbe nur zu dem Zwecke, damit uns diefer allerdings noch etwas unbeftimmte Gedanke vielleicht doch, wenn auch nur gleich einem fchwach flimmernden Leitftern den Weg zeige, den die Entwicklung

---

[1]) Vrgl. Lafaulx Philofophie der Gefchichte. S. 104 und deffen: »Studien etc.« S. 63.

des Geſchichtsprozeſſes von dem für uns wahrnehmbaren Beginn der Wirkſamkeit der in demſelben waltenden Kräfte an, möglicherweiſe einſchlägt. Von dieſer Entwicklung wollen wir nun handeln. Worin kann ſie beſtehen? Worin kann überhaupt der Ablauf, das Sichabſpielen eines Naturprozeſſes beſtehen? Die Antwort iſt nicht ſchwer. Das Walten derjenigen Kräfte, die wir als jenen urſprünglichen, heterogenen Elementen innewohnend denken, das Walten dieſer Kräfte oder wie wir dies auch ausdrücken, die Einwirkungen jener elementaren Beſtandtheile auf einander äuſsern ſich produktiv, ſie bringen gewiſſe Geſtaltungen hervor, die, ſo wie ſie ſelbſt eine Combination der elementaren Beſtandtheile ſind, auch wieder gewiſſe uns als höher erſcheinende combinirte Kraftäuſserungen in Action ſetzen oder anders ausgedrückt, Wirkungen üben, die ſich uns als complicirter als die der elementaren Beſtandtheile darſtellen. Dieſer Vorgang ſetzt ſich dann unter Hervorbringung immer höherer, mit höheren Kräften ausgeſtatteter Geſtaltungen weiter fort, und eine Reihe ſolcher Vorgänge bildet dann eben den Verlauf des Naturprozeſſes. Der groſse Fehler der bei der Ausführung dieſes Gedankens bisher immer begangen wurde iſt, wie wir ſchon erwähnten, der, daſs man ſich dabei von der Vorſtellung — dieſer Naturprozeſs ſei eben ein ſolcher, wie einer der andern bekannten, nie frei machen konnte. In Folge deſſen war man beſtrebt, in dem ſocialen Prozeſs, ſtatt ihn in ſeiner Eigenart zu erkennen, thatſächlich einen andern Naturprozeſs z. B. den vegetabiliſchen oder animaliſchen nachzuweiſen. Daher wollte man in den Geſtaltungen, die der ſociale Prozeſs erzeugt, vegetabiliſche oder animaliſche Elemente oder Formen erkennen. (Organiſche Staatslehre u. dgl.) Nun iſt es wohl richtig, daſs der ſoziale Prozeſs im Grunde wie jeder Naturprozeſs verläuft, indem die in ſeinen elementaren Beſtandtheilen waltenden Kräfte ge-

wiffe Geftaltungen hervorbringen, die dann die Rolle der elementaren Beftandtheile weiter führen — nur find das eben fociale Geftaltungen, alfo weder Zellen, noch Pflanzen, noch Thiere und darf hier die Analogie nicht auf Irrwege führen, indem man die Gattungsmerkmale mit den Artenmerkmalen verwechfelt. Als Naturprozefs hat der fociale mit allen andern Naturprozeffen allerdings gewiffe Gattungsmerkmale gemeinfam aber als focialer Prozefs unterfcheidet er fich um eine ganze Artverfchiedenheit von jedem andern. Die Geftaltungen diefes Naturprozeffes find alfo weder Zellen noch Gewebe, noch Organe oder Organifmen; nichts dergleichen!

Es find einfach fociale Gemeinfchaften, die fei es auf einer Organifation der Herrfchaft, fei es auf einer Gemeinfamkeit gewiffer materieller oder auch geiftiger Merkmale, Intereffen oder Errungenfchaften beruhen. Diefe focialen Gemeinfchaften entftehen im Laufe des gefchichtlichen Naturprozeffes in den mannigfachften Combinationen, bauen fich übereinander auf, kreuzen und verfchlingen fich vielfältig ineinander, je nach den verfchiedenen Complicationen der ihnen zu Grunde liegenden Intereffen und Abhängigkeitsverhältniffen. So wie aber einerfeits der gefchichtliche Naturprozefs diefe Gemeinfchaften erzeugt, fo wird er andererfeits wieder von ihnen als feinen Trägern und Factoren unterhalten und gefördert.

28. Die ewige Wefensgleichheit der focialen Vorgänge.

Bevor wir nun zur directen Beobachtung diefes gefchichtlichen Naturprozeffes fchreiten, müffen wir über zwei formale Seiten desfelben einiges vorausfchicken.

Erſtens eine chronologiſche Bemerkung.

Der Irrthum läge auf der Hand, wenn wir den Anfang dieſes Naturprozeſſes erſt an den Anfang unſerer Kenntniſs desſelben ſetzen wollten, denſelben daher von dem Zeitpunkt der erſten geſchichtlichen Tradition oder des erſten autentiſchen Geſchichtszeugniſſes an datiren wollten.

Die bekannte ungefähr 6000 Jahre zurückdatirende geſchichtliche Entwicklung iſt offenbar nur die kleinſte Spanne Zeit jenes groſsen ſocialen Naturprozeſſes der ſich ſeit den Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts auf Erden abſpielte. Darüber laſſen uns die unzweideutigſten Beweiſe und Zeugniſſe über das Daſein des Menſchen in den entlegenſten vorhiſtoriſchen Zeiten gar keinen Zweifel. Nur die Erfindung der Schriſt ermöglichte geſchichtliche Aufzeichnungen; dieſe Erfindung iſt im Verhältniſs zum Alter der Menſchheit ſo zu ſagen neueſten Datums Ohne dieſelbe aber wären wir auch heute neben ſpärlichen und vergänglichen Denkmälern auf mündliche Tradition vergangener Zeiten angewieſen, ein ſehr unzulängliches Mittel, in welchem ſich allerdings die längſte Vergangenheit ſo zu ſagen condenſirt erhält, die wir aber aus dieſer Condenſirung herauszuſchälen nicht im Stande ſind. In das unbeſtimmte Dunkel der Tradition, in die Räthſel der verſchiedenſten Denkmale der Vergangenheit (zu denen vorzüglich die Sprache gehört) kann das Auge der Geſchichtsforſchung vorderhand wenigſtens, nur auf die Entfernung von mehreren Tauſend Jahren eindringen. Wie viele Hunderte und vielleicht Tauſende — Tauſende Jahre für uns verborgen liegen, können wir nur ahnen.[1])

[1]) Der Ausſpruch Napoleons, daſs von den egyptiſchen Pyramiden 40 Jahrhunderte herabſähen, corrigirt Ranke mit Recht dahin, daſs es „ungezählte Jahrhunderte ſind, die von den Pyramiden auf die heutigen

Nach dieſer chronologiſchen Bemerkung gelangen wir zu einer zweiten Betrachtung. Iſt die Entwicklung der Menſchheit ein Naturprozeſs, alſo eine Folge von Vorgängen, die auf einem Naturgeſetz beruht und von demſelben beherrſcht wird: ſo müſſen, wie wir das ſchon oben (S. 62) betonten, die Vorgänge aus denen derſelbe beſteht, immer und überall dieſelben geweſen ſein, die wir in der Spanne Zeit bekannter Geſchichte und in der Gegenwart an demſelben beobachten. Denn das oberſte Merkmal, die oberſte Eigenſchaft jedes Naturgeſetzes alſo auch jedes Naturprozeſſes iſt: Allgemeinheit und Allgemeingiltigkeit.

Mit derſelben Gewiſsheit alſo mit der wir den uns aus der kurzen Spanne Zeit geſchichtlicher Ueberlieferung und lebendiger Anſchauung bekannten Lauf der Geſtirne, das Kreiſen von Sonne und Mond, auch für die Millionen vergangener Jahre, aus denen wir darüber keinerlei Zeugniſs beſitzen, annehmen; mit derſelben Gewiſsheit mit der wir die Wirkſamkeit der uns bekannten chemiſchen, vegetabiliſchen und animaliſchen Naturgeſetze, wie z. B. die Wirkung der Wärme und Feuchtigkeit auf die Pflanzenwelt u. drgl. auch für jene unbekannte vorhiſtoriſche Zeit vorausſetzen über die wir gar keine Kunde haben: mit derſelben Gewiſsheit müſſen wir alle die Vorgänge auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes auch für jene, im Vergleich zu der Spanne Zeit bekannter Geſchichte, unendliche Vergangenheit als in fortwährender, ununterbrochener Entwicklung ſich vollziehend und abſpielend anerkennen, für jene unendliche Vergangenheit aus der uns keinerlei Denkmal, keine Spur eines Zeugniſſes, keine mündliche Tradition — nichts, nichts zurückgeblieben iſt.

Geſchlechter herabblicken« Weltgeſchichte I 8. Vrgl. auch Joly, der Menſch vor der Zeit der Metalle S. 215.

Und zwar müssen wir diese socialen Vorgänge auch für jene unendliche Vergangenheit als wesentlich derartige anerkennen, wie sie sich seit den ersten Zeiten bekannter Geschichte und in der lebendigen Gegenwart vor den Augen der historischen Menschheit und vor unsern Augen abspielen. Denn es konnten das offenbar gar keine andern keine wesentlich verschiedenen Vorgänge sein, als die welche sich in der Zeit bekannter Geschichte und in der Gegenwart auf socialem Gebiete vollziehen. Diese Anerkennung ist nichts mehr als die nothwendige Consequenz des Begriffes: Naturprozeſs.

Wenn wir nun jene stets gleich wirkende Ursache, welche die Vorgänge sowohl auf dem Gebiete der Natur, als auch auf dem des socialen Naturprozesses immer und ewig wesensgleich sich vollziehen läſst der, Kürze wegen das Gesetz der ewigen Wesensgleichheit der socialen Vorgänge nennen wollen: so können wir sagen, daſs uns dieses Gesetz den Schlüssel liefert zur Erkenntniſs jener unendlich langen Reihe von Vorgängen auf dem Gebiete des socialen Naturprozesses die sich zwischen den Uranfängen des menschlichen Geschlechts auf Erden und dem ersten Aufdämmern bekannter Geschichte zugetragen haben.

Mit dem Schlüssel dieses Gesetzes versehen, werden wir nach genauer Betrachtung und Erforschung des Wesens der geschichtlichen und gegenwärtigen politischen und socialen Vorgänge uns auch über das Wesen jener, in dem unvergleichlich gröſseren vorhistorischen Zeitraum vor sich gegangenen socialen Ereignisse und Evolutionen eine beiläufige Vorstellung machen können. — [1])

[1]) Die groſsen Fortschritte und Erkenntnisse auf dem Gebiete der Geologie datiren seit der Aufstellung des Grundsatzes, daſs »die jetzt auf und in der Erde wirkenden Kräfte nach Art und Maaſs dieselben sind

29. Die Einzelvorgänge des Gefchichtsprozeffes.

Worin beftehen nun diefe Vorgänge auf dem Gebiete des focialen Naturprozeffes in gefchichtlicher Vergangenheit und in der lebendigen Gegenwart? Gefchichte und Gegenwart bieten uns ein Bild faft ununterbrochener Kriege von Stämmen gegen Stämme, Völkern gegen Völker, Staaten gegen Staaten, Nationen gegen Nationen. [1]) Zweck aller Kriege ift immer der gleiche, wenn er auch unter verfchie-

---

wie die, welche in den entlegenften Zeiten geologifche Veränderungen herbeigeführt haben, welche Aufftellung das unfterbliche Verdienft Charles Lyells ift.

In der Sprachwiffenfchaft proclamirt diefen methodologifchen Grundfatz Schleicher. »Das fpätere Leben der Sprachen kennen wir zum Theile aus unmittelbarer Anfchauung. Diefelben Lebensgefetze, die wir wirklich beobachten können, nehmen wir auch für die Zeiträume als im Wefentlichen giltig an, die fich der unmittelbaren Beobachtung entziehen, alfo auch für die erfte Entftehung der Sprachen, die ja auch nur als im Werden gedacht werden kann.« (Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgefchichte des Menfchen. S. 24.)

» . . . die oben entwickelte Methode vom Bekannten aus auf das Nichtbekannte zu fchliefsen, geftattet uns nicht, für die der unmittelbaren Beobachtung entrückte Vorzeit andere Gefetze des Lebens vorauszufetzen, als die find, welche wir in dem unferer Beobachtung zugänglichen Zeitabfchnitte wahrnehmen.« Auch Lazarus Geiger hat durch Beobachtung desfelben Grundfatzes die Sprachwiftenfchaft gefördert.

[1]) Einfeitigen und engen »culturhiftorifchen« Auffaffungen der Gefchichte gegenüber betont Ranke (Weltgefchichte S. VIII) mit Recht, dafs »keineswegs allein auf Culturbeftrebungen beruht die gefchichtliche Entwicklung. Sie entfpringt noch aus Impulfen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonifmus der Nationen, die um den Befitz des Bodens und um den Vorrang unter einander kämpfen. In diefem Kampfe, der allzeit auch die Gebiete der Cultur umfafst, bilden fich hiftorifche Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrfchaft mit einander ringen, wobei dann das Befondere von dem Allgemeinen

denen Formen angeſtrebt und erlangt wird — nämlich ſich des Feindes als Mittels zur Befriedigung eigener Bedürfniſſe zu bedienen.

Ob dieſer Zweck im primitiven Zuſtand durch körperliche Verſpeiſung des Feindes, ob er durch deſſen perſönliche Knechtung und Unterjochung, ob er durch Einverleibung des feindlichen Gebietes unter Auferlegung von Dienſten, Leiſtungen, Steuern u. drgl. auf die Bewohner desſelben, oder ob er endlich durch eine bloſs einmalige auferlegte Contribution erlangt wird bleibt ſich im Hinblick auf das Weſen des Naturprozeſſes gleich. Dieſer Zweck nun iſt die Folge jener uns ſchon bekannten Beziehungen der heterogenen ethniſchen Elemente zu einander; der Krieg ſelbſt, eine Aeuſserung jener in den heterogenen Elementen waltenden Kräfte und Strebungen. Er iſt daher zwiſchen heterogenen Elementen ebenſo natürlich und unvermeidlich wie die ewige Wirkſamkeit der verſchiedenen Kräfte auf dem Gebiete aller andern Naturprozeſſe. [1])

umgeſtaltet wird, zugleich aber auch ſich gegen dasſelbe behauptet und reagirt.

. . . . Es giebt ein hiſtoriſches Leben, welches ſich fortſchreitend von einer Nation zur anderu, von einem Völkerkreis zum andern bewegt. Eben in dem Kampfe der verſchiedenen Völkerſyſteme iſt die allgemeine Geſchichte entſprungen, ſind die Nationalitäten zum Bewuſstſein ihrer ſelbſt gekommeu . . .«

Auch Lafaulx läſst dem Krieg ſeine culturhiſtoriſche Bedeutung indem er betont, »daſs faſt jeder groſse geiſtige Fortſchritt im Leben der Völker durch einen groſsen Völkerkrieg bedingt iſt« (Philoſophie der Geſchichte S. 80). Ueber Weſen und Bedeutung des Krieges vrgl. auch unſere: »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck 1882. S. 59.

[1]) Vrgl. Gobineau (I 44) der ſich den ſocialen Naturprozeſs, wo er ſich entwickelt ebenfalls auf dieſe Weiſe entwickeln läſst: »Nous laissons donc ces tribus insociables de côté et nous continuons la marche ascendante avec celles qui comprennent que, soit par la guerre, soit par la paix, si elles veulent augmenter leur puissance et leur bien-être, c'est

Erreicht nun der Krieg feinen Zweck, fo entfteht zwifchen den heterogenen Elementen ein Verhältnifs der Abhängigkeit refp. Herrfchaft des einen oder der verbündeten Elemente der Sieger, über die andern, welche befiegt und unterjocht wurden.[1] Sind die Sieger über die Stufe des Cannibalifmus bereits hinaus und trachten fie die erlangte Herrfchaft dauernd zu erhalten, fo fchreiten fie zu einer folchen Organifirung derfelben, welche ihnen die dauernde Ausnützung des gegründeten Herrfchaftsverhältniffes geftattet. Diefs gefchieht mittelft ftaatlicher Einrichtungen.[2] Wo nun diefelben einmal gegründet werden, wo nur ein Staat entfteht, da fehen wir eine immer und überall wefensgleiche, gefetzmäfsige Entwicklung desfelben die fich daraus erklärt, weil es immer und überall diefelben Bedürfniffe der Herrfchenden find, aus denen diefe Einrichtungen hervorgehen und im Grunde immer diefelben Reactionen der Beherrfchten denen fich diefe Einrichtungen immer gleicherweife anpaffen müffen. Aus diefen gegenfeitigen Verhältniffen entftehen im Laufe der ftaatlichen Entwicklung immer diefelben wefensgleichen Gebiete der Sitte, des Rechts, der Volkswirthfchaft. Daneben aber entwickelt fich auch unter den Einwirkungen diefes ganzen ftaatlichen Lebens der menfchliche Geift oder deutlicher gefagt der Geift derjenigen Menfchen, die von der Noth des Lebens nicht abforbirt und erdrückt, in freieren Stel-

---

une absolue nécessité que de forcer leurs voisins d'entrer dans leur cercle d'existence. La guerre est bien incontestablement le plus simple de deux moyens. La guerre se fait donc; mais la campagne finie, quand les passions destructives sont satisfaites, il reste des prisonniers, ces prisonniers deviennent des esclaves, ces esclaves travaillent; voilà des rangs, voilà une industrie, voilà une tribu devenue peuplade.« Vergleiche auch Hellwald l. c. S. 44.

[1]) Siehe unten Cap. 32.

[2]) Vrgl. unfer philofophifches Staatsrecht Wien 1877 S. 20 ff.

lungen und bei natürlichen Anlagen ſich der Verbeſſerung und der Verſchönerung des Lebens widmen können und natürlichen Neigungen folgend, ſich geiſtigen und künſtleriſchen Arbeiten widmend, Werke der Technik, der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchaffen.

Die Geſammtheit aber all dieſer im Staate und durch ihn allein ermöglicht, entſtehenden und geſchaffenen Gebiete der Sitte, des Rechts, der Volkswirthſchaft, der Technik, der Kunſt und Wiſſenſchaft nennen wir Cultur. Das ſind nun die immer und überall ſich wiederholenden Vorgänge und Ergebniſſe des geſchichtlichen Naturprozeſſes. Wollen wir aber denſelben ſeinem innerſten Weſen nach genauer kennen lernen, ſo müſſen wir ſeine einzelnen Momente der Reihenfolge nach einer Beobachtung unterziehen. Wir müſſen alſo zuerſt ſo zu ſagen die Subjecte desſelben, die Darſteller des hiſtoriſchen Dramas, die ethniſchen Elemente und ihre ſocialen Verbindungen und Combinationen; ſodann die Actionen und Bewegungen derſelben, den Kampf und Krieg, mit ſammt der Staatengründung- und Entwicklung; endlich das Entſtehen der Cultur, die Entwicklung derſelben auf ihren einzelnen Gebieten, einer Prüfung unterwerfen und alle dieſe Momente des geſchichtlichen Naturprozeſſes ihrem Weſen nnd ihrer Bedeutung nach zu ergründen trachten.

---

30. Sociale Gemeinſchaften.

Wenn wir nun nicht in den Fehler der modernen Sociologen verfallen ſollen die ganz unbeſtimmt von »Geſellſchaft« oder »Gemeinſchaft« reden, ohne ſich über dieſen Begriff klare Rechenſchaft zu geben: ſo

müffen wir vor allem die verfchiedenen, als natürliche Einheiten wirklich exiftirenden oder wirklich vorhanden gewefenen focialen Gruppen und Gemeinfchaften in's Auge faffen.[1])

Wenn wir uns nun nach diefen focialen Einheiten, nach diefen Gemeinfchaften umfchauen, die, felbft Geftaltungen des focialen Naturprozeffes, denfelben als deffen Träger und Factoren weiter fördern und fortleiten: fo treten uns in erfter Linie, aus der uns umgebenden lebendigen Gegenwart die Staaten entgegen, das ift die organifirten Gemeinfchaften von Menfchengruppen, welche wir

---

[1]) Den Anfang die Gefetzmäfsigkeit der Maffenbewegungen zu beobachten machten die Statiftiker feit Süfsmilch's »göttlicher Ordnung in den Veränderungen des menfchlichen Gefchlechts« (1742). Nun fafsten aber die Statiftiker als einheitlichen Beobachtungsgegenftand die erfte befte politifch umgrenzte Bevölkerungsmaffe alfo die Bewohner einer Stadt, oder eines Staates. Die Erfolglofigkeit der ftatiftifchen Unterfuchungen mit Rückficht auf die Auffindung allgemein gültiger Gefetze hat nun ihre Urfache zum grofsen Theile gewifs darin, dafs diefe Beobachtungsgegenftände keine natürlichen focialen Einheiten find. Freilich hat feither die Statiftik die Tendenz ihre Beobachtungen zu fpezialifiren, d. h. für diefelben die natürlichen Beftandtheile diefer politifchen Gemeinfchaften aufzufuchen. Auf diefe Tendenz ift die Wendung von der Staatenftatiftik zur fogenannten ethnographifchen Statiftik (Wappäus, Czörnig, Adolf Ficker) zurückzuführen. Quetelet hat diefen Fortfchritt nicht gefördert, indem er immer nur den nebelhaften, ganz unbeftimmten Begriff »Gefellfchaft« im Sinne hat und in Folge deffen zur Aufftellung des »mittleren Menfchen« gelangt, welcher doch nur ein Rechnungsrefultat und nichts anderes ift. Seine Beobachtungen ftellt Quetelet aber thatfächlich nicht an einer (nichtexiftirenden) »Gefellfchaft« fondern an politifchen Gemeinwefen wie Städte und Staaten an. Daher kann er auch zu gar keinen andern Refultaten gelangen, als zu den chimärifchen Gefetzen denen der »mitt'ere« Menfch unterliegt. Das find aber gar keine Gefetze. Freilich ift auch die neuere ethnographifche Statiftik erft ein Uebergang zu derjenigen, welche die wirklichen ethnifchen oder focialen Einheiten zu ihrem Gegenftande nehmen wird, und erft auf diefe Weife zur Aufftellung wirklicher Gefetze des Maffenlebens und der Maffenbewegung wird gelangen können.

eben in Rückficht auf ihre einheitliche Zufammenfaffung im Staate Völker nennen.

Die Staaten find daher diejenigen Formen der Zufammenfaffung einer Bevölkerung, in denen diefe letztere als Factor des Gefchichtsprozeffes thätig auftritt. Denn als Staaten führen die Völker Kriege mit einander, als Staaten kämpfen fie auch im Frieden durch friedliche Mittel für ihre mannigfachen Sonderintereffen — kurz als Staaten machen die Völker Gefchichte.

Können wir aber diefe »Staatsvölker« als unabänderliche, fefte und dauernde ethnifche Elemente anfehen, die den Naturprozefs der Gefchichte durch ihre Action in Flufs erhalten? Keineswegs! denn eine nähere Betrachtung zeigt uns, dafs die Staaten und ihre Völker felbft nur Producte und Refultate gefchichtlicher Entwicklung find, dafs fie felbft aus heterogenen ethnifchen Elementen entftehen, welche in ihnen nur zu einem fcheinbaren Ruhepunkte und zu einer einheitlichen Zufammenfaffung behufs weiterer gefchichtlicher Action gelangt find. Es giebt gar keinen Staat und hat nie einen gegeben, deffen Bevölkerung nicht aus heterogenen ethnifchen Elementen beftehen würde und diefe Thatfache gehört fo zum innerften Wefen des Staates, dafs wir uns ohne diefelbe keinen Staat denken können. [1])

Allerdings liegt bei einigen Staaten (Oefterreich, Rufsland, England u. f. w.) die Heterogeneität ihrer ethnifchen Beftandtheile noch ganz offen vor unfern Augen, während in andern, die man heutzutage als »Nationalftaaten« bezeichnet diefe ethnifche Heterogeneität nur der hiftorifchen Forfchung bekannt und fichtbar ift, im Leben der Gegen-

[1]) Ueber diefe Befchaffenheit des Staates, fodann über die Begriffe Stamm, Volk, Nation fiehe unfer Philofophifches Staatsrecht §§. 8—12. Ferner unfer »Recht der Nationalitäten etc.« Innsbruck 1879. Anhang A.

wart aber, wenigſtens für die oberflächliche Betrachtung und von ferne geſehen, ſich ſcheinbare Homogeneität herausgebildet hat bei der uns nur noch leicht in einander übergehende und verſchwimmende Claſſen- und Standesgegenſätze an einſtige ethniſche Heterogeneität erinnern. So z. B. in Frankreich, [1]) Italien, Deutſchland (mit Ausnahme ſeiner öſtlichen Provinzen), Spanien u. ſ. w. Und dieſe Verhältniſſe ſind durchaus nicht eine Eigenthümlichkeit der europäiſchen Staaten; wir finden ſie in allen andern Welttheilen. Wer kennt nicht aus Reiſeberichten und ethnographiſchen Schilderungen die bunte Miſchung heterogener ethniſcher Beſtandtheile der Bevölkerungen der Staaten, ſowohl Nord- als Südamerikas? Doch wird man vielleicht geneigt ſein, dieſe letztere Thatſache als eine abnormale Erſcheinung, die durch die Eroberung und Coloniſirung Amerikas durch die Europäer »künſtlich« herbeigeführt wurde, aufzufaſſen. Bietet uns aber Aſien und Afrika ein anderes Bild?

Man betrachte die bunte Miſchung der Bevölkerung Indiens, wo im Bereiche der engliſchen Herrſchaft die verſchiedenſten ethniſchen Beſtandtheile über 130 verſchiedene Sprachen ſprechen; oder Egypten, deſſen Bevölkerung ſich aus Fellah's, Kopten, Beduinen, Nubier und Sudaner, Türken und Griechen u. ſ. w. zuſammenſetzt. Oder will man dieſe Verhältniſſe nur als für die »civiliſirten Staaten« zugeben und dieſelben nur auf Rechnung der »Cultur« ſetzen, dagegen die »Naturſtaaten« als von ſolchen »unnatürlichen« Miſchungen frei hinſtellen? Aber auch die »Naturſtaaten« Afrika's bieten dasſelbe Bild. —

Und wenn wir uns endlich jenen Territorien zuwenden wohin ſtaatliche Einrichtungen und ſtaatliche Ordnungen noch ſehr wenig oder gar nicht vorgedrungen ſind, ſteigt

[1]) Vrgl. übrigens weiter unten die Note.

die Vielheit der heterogenen ethnischen Bestandtheile in's Unglaubliche. »Noch vor nicht langer Zeit unterschied man über hundert verschiedene Völker und Volksgemeinschaften im Kaukasus die mehr als 60 Sprachen und Dialecte redeten« berichtet Kessler. [1])

Ungefähr dieselben Verhältnisse finden wir, wenn wir die Wohnsitze der asiatischen Völkerschaften, z. B. der Turkmenen und Kirgisen überblicken — überall dieselbe Vielheit von Stämmen und nicht minder von Sprachen, obwohl die letzteren leichter aussterben als die ersteren; dieselben Verhältnisse endlich zeigen sich uns in den kaum entdeckten Territorien Inner-Afrikas und in den von wilden Indianerstämmen durchschweiften Ländereien Nord- und Süd-Amerikas. [2])

Wir sehen also, dass die Vielheit der heterogenen ethnischen Einheiten und Elemente um so grösser wird, je primitiveren socialen Zuständen wir uns nähern oder je weiter wir in die Vergangenheit der Staaten zurückgreifen.

Dass übrigens die Zahl der heterogenen ethnischen Elemente im Laufe der Geschichte nicht zu- sondern abnimmt, indem früher heterogene Elemente mit einander verschmelzen und in einander übergehen: dafür spricht ja auch der Umstand, dass es wohl Stämme und Völkerschaften giebt die ihre ursprüngliche Sprache und Eigen-

---

[1]) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin B. VIII Seite 39.

[2]) »Dass von den Negern Afrika's und den Indianern Amerika's eine Unzahl von Sprachen gesprochen wird und dass sie in eine beinahe unglaubliche Menge von Völkern zerfallen dies ist ein Factum, welches durch das übereinstimmende Urtheil aller Missionäre und Reisenden über allen Zweifel erhoben ist. Und auch die Wissenschaft war, trotz den ansehnlichen Hilfsmitteln, welche ihr zu Gebote gestellt waren, nicht im Stande, die Einheit dieser Sprachen und Völker, so gerne sie es gethan hätte (!) zu erweisen.« Müller Ethnographie S. 15.

thümlichkeiten aufgaben und mit andern ethnifchen Einheiten eine gemeinfchaftliche Sprache und Cultur annahmen, dafs aber die bekannte Gefchichte keinen Fall einer neu entftehenden Sprache kennt. »Es giebt, fagt Schleicher, kein hiftorifches Beifpiel einer fich bildenden Sprachr.« [1])

Mit diefen Thatfachen der Gefchichte, die uns den Entwicklungsgang der Menfchheit als einen ewigen Verfchmelzungs- und Amalgamirungsprozefs urfprünglich heterogener Elemente zeigen, (fiehe oben S. 62) fteht aber in grellftem Widerfpruche die Hypothefe, dafs die heutzutage vorhandenen Varietäten von Menfchen aus einer urfprünglichen Gleichheit fich herausdifferenzirt haben und dafs diejenigen Gruppen und Gefammtheiten von Menfchen, die wir heute als Menfchheitsftämme oder Raffen bezeichnen, Refultate eines folchen Differenzirungs-Prozeffes wären. Nach diefer Hypothefe nämlich wäre der Entwicklungsgang der vorhiftorifchen Menfchheit ein umgekehrter als derjenige, den wir in der gefchichtlichen Zeit beobachten können, es wäre ein Entwicklungsgang nicht der Affimilirung des Heterogenen, fondern der Differenzirung des Homogenen. Nun, das von uns oben aufgeftellte Gefetz der ewigen Wefensgleichheit im Zufammenhalte mit der bekannten Gefchichte läfst eine folche Hypothefe nicht zu. Denn die darnach nothwendig fich ergebende Annahme, als ob von Uranfang des Menfchengefchlechts auf Erden bis zum Zeitpunkt bekannter Gefchichte fich ein Differenzirungsprozefs — von da aber angefangen der umgekehrte, nämlich der Affimilirungs- und Verfchmelzungsprozefs abfpielte, wäre offenbar ein Unfinn.

Bezeugt uns die bekannte Gefchichte der Menfchheit den Affimilirungsprozefs des Heterogenen

---

[1]) Schleicher, Zur vergleichenden Sprachgefchichte S. 16.

ſo müſſen wir uns denſelben, kraft des Geſetzes der ewigen Weſensgleichheit ſocialer Vorgänge, von den erſten Uranfängen des menſchlichen Geſchlechts, von jenen urſprünglichen Menſchenſchwärmen an, als wirkſam und continuirlich ſich abſpielend denken.

So hat ſich uns denn, indem wir von der ethniſchen Analyſe der heutigen Staaten ausgiengen, eine unendliche Perſpective nach rückwärts eröffnet, bis in die dunklen Anfänge der Entſtehung der Menſchheit auf Erden. Es iſt nun klar, daſs ſeit jenen Anfängen bis zum Zuſtand der hiſtoriſchen und gegenwärtigen Staatenbildungen die Menſchheit eine groſse Zahl auf mannigfaltigſte Weiſe combinirter ſocialer Gemeinſchaften und Geſtaltungen durchmachte, und daſs dieſe Entwicklung mit den heutigen Staaten noch nicht abgeſchloſſen ſein kann. Da nun dieſe ganze Entwicklung offenbar eine ſtreng geſetzmäſsige iſt, ſo ſollten ſich, wohl unter den vielen ſocialen Gemeinſchaften die im Laufe derſelben ſich herausbildeten und dann wieder in neuen ſocialen Geſtaltungen aufgiengen, gewiſſe T y p e n unterſcheiden laſſen, die unter ähnlichen Umſtänden entſtanden, in ihrem Weſen und Character uns gewiſſe Analogien und Aehnlichkeiten bieten.

Dieſer Gegenſtand nun, die verſchiedenen A r t e n ſ o c i a l e r G e m e i n ſ c h a f t e n iſt, leider von der Wiſſenſchaft faſt ganz unbeachtet gelaſſen oder doch nur ſehr ungenügend gewürdigt worden.

Das erhellt ſchon aus dem Umſtand, daſs uns für die unendliche Mannigfaltigkeit ſocialer Gemeinſchaften und Einheiten eine ſo kleine Zahl von Bezeichnungen und Begriffen zu Gebote ſteht, und daſs die Forſcher gezwungen ſind, dieſelbe Bezeichnung abwechſelnd für die verſchiedenſten Begriffe ſocialer Gemeinſchaften zu gebrauchen, was die gröſste Unklarheit und Verworrenheit zur Folge hat und jede wiſſenſchaftliche Operation zu der vor allem

klare Begriffe und präcise Bezeichnungen nöthig sind, auf diesem Gebiete erschwert.[1]) Man denke nur an die gebräuchlichen Bezeichnungen: Stamm, Raffe, Volk, Völkerschaft, Völkerfamilie, Nation, Nationalität. Keinem einzigen dieser Worte entspricht ein klarer Begriff, jedes wird von den verschiedensten Forschern und auch im täglichen Leben abwechselnd für die verschiedensten Begriffe socialer Gemeinschaften gebraucht. Uebereinstimmung herrscht über keinen dieser Begriffe: was unter Volk zu verstehen sei, was Raffe zu bedeuten habe, was man sich unter Stamm denken solle, was Völkerschaft, was Völkerfamilie, was Nation und Nationalität heisse — weiss heute niemand mit Bestimmtheit zu sagen und es wäre unsererseits Vermessenheit angesichts dieses allgemeinen Schwankens der Begriffe eine apodiktische Erklärung derselben den Lesern aufoctroyiren zu wollen, zumal ein absoluter Mangel an tauglichen und entsprechenden Benennungen und Bezeichnungen auch uns leicht in die Lage bringen kann ein und dasselbe Wort oft in verschiedener Bedeutung gebrauchen zu müssen. Ein Grund dieser Unbestimmtheit und dieses Schwankens liegt unter anderem freilich auch darin, dass diese Begriffe im ewigen Strom der Entwicklung stehen; dass, was vor Jahrhunderten Stämme waren, sich heute in Völker und Nationen verwandelt hat; dass, was einst fremde Völkerschaften waren, zwischen denen ein förmlicher Raffenhass

[1]) Es sei hier an folgende richtige Bemerkung Thomassen's erinnert: »Für die höchsten und tiefsten Untersuchungen sind unsere Sprachen noch immer äusserst unvollkommen. Die Mathematik würde niemals zu ihrer heutigen Ausbildung gelangt sein, wenn für sie nicht eine besondere Sprache wäre erfunden worden. Das läst sich bei der Mathematik durchführen für andere Gebiete, z. B. jenes der Philosophie, sind bis jetzt die Schwierigkeiten unübersteiglich. Indessen rastet und ruht Nichts in der Welt, auch hier wird der Fortschritt noch unermesslich Vieles bringen« Geschichte und System der Natur (1874) S. 250.

herrſchte wie z. B. zwiſchen Griechen und den ſie umgebenden Barbaren heutzutage ſich zu einer Raſſe zählt u. ſ. w. Dieſer ewige Wechſel der Dinge, das ewige Ineinanderfließen und die ewigen Verwandlungen des Weſens und der Formen erſchweren die Bildung feſter Begriffe.

Auch der Umſtand, daſs das menſchliche Auge ſich erſt lange üben muſs, um Verſchiedenheiten menſchlicher Typen zu unterſcheiden, trägt viel dazu bei, daſs wir oft Raſſen und Stammeseinheit dort wahrzunehmen glauben, wo ſie thatſächlich nicht exiſtirt. Für das ungeübte Auge des Europäers ſind alle Bewohner Chinas ein Menſchenſchlag und gewiſs ſcheinen umgekehrt alle Europäer den Chineſen ein Menſchenſtamm zu ſein.

Als die Spanier Amerika entdeckten, erſchienen ihnen alle Indianer des neuen Welttheiles als eine Menſchenfamilie. Pedro Cieça de Leon ſchrieb damals: »Dieſes Volk, Männer und Frauen obgleich es in eine ſo bedeutende Menge von Stämmen oder Nationen, welche die verſchiedenſten Klimate bewohnen zerſplittert iſt, erſcheint nichts deſtoweniger als nur von einer einzigen Familie abſtammend«. Nach neueren Unterſuchungen exiſtiren aber unter den Indianerſtämmen über 500 verſchiedene Sprachen — trotzdem ſo viele Sprachen mitſammt den ſie redenden Stämmen ſchon untergegangen ſind. [1])

Daher herrſcht denn auch bezüglich keiner andern wiſſenſchaftlichen Frage eine ſolche heilloſe Verwirrung und Zerfahrenheit, wie bezüglich der Frage der Eintheilung der Menſchheit in Raſſen und Stämme. Hier iſt alles Willkühr und ſubjectives Scheinen und Meinen: nirgends ein feſter Boden, nirgends ein ſicherer Anhaltspunkt und auch nirgends ein poſitives Reſultat.

---

[1]) Vergleiche Appun: Die Indianerſtämme etc. in Ausland 1871, 1872.

Die Sprachwiſſenſchaft theilt die Menſchheit nach den verſchiedenen Sprachen ohne zu bedenken, daſs dieſe Eintheilung nur den Sinn haben kann, daſs dieſe Menſchengruppen heute dieſe Sprachen ſprechen — und daſs dieſe Eintheilung der Sprachen mit der ethniſchen Eintheilung der Menſchheit nichts zu ſchaffen hat.

Nicht beſſer iſt der Vorgang der Hiſtoriker und Ethnographen. Sie theilen die Menſchheit nach verſchiedenen Kriterien die ſich aus der Geſchichte und Culturentwicklung, im Zuſammenhalte mit der Sprache ergeben.

Eine ſolche Eintheilung iſt z. B. die in Arier, Semiten und Turanier. So pflegen die Hiſtoriker des orientaliſchen Alterthums immer wieder die Frage aufzuwerfen nach der »Zugehörigkeit« der einzelnen Völker zu den groſsen »Stämmen« in denen man die Menſchheit zu theilen beliebte. Man fragt bei Aegyptern, Medern, Perſern, Baktrern, Scythen u. drgl. ob ſie Arier, Semiten oder Turanier ſeien und entſcheidet ſich bald für die eine, bald für die andere Gruppirung unter ſteter und allſeitiger Feſthaltung gewiſſer Völker als Hauptrepräſentanten und characteriſtiſcher Typen der beſagten drei »Stämme«. Es gibt nun nichts Irrthümlicheres und mehr Falſches als dieſer ganze Vorſtellungskreis deſſen Geneſis wir hier kurz darlegen wollen.

Wir müſſen dabei an jene Denkgewohnheit anknüpfen, von der wir oben (ſ. S. 27) handelten, die im Monogeniſmus ihren Ausdruck findet und die exiſtirende Vielheit der Menſchen auf eine einheitliche Wurzel zurückführt. Wenn nun dieſem primitiven Denken neben der Vielheit der Menſchen eine Verſchiedenheit derſelben und zwar eine Verſchiedenheit der einzelnen Menſchengruppen und Stämme entgegentrat: ſo gab es für dasſelbe gar keine andere Möglichkeit der Erklärung dieſer Thatſache als die Zurückführung der Abſtammung dieſer verſchiedenen Menſchenſtämme auf ver-

ſchiedene Sprößlinge des einen Elternpaares. Eine ſoſche Erklärung war die nothwendige Conſequenz jener monogeniſtiſchen Anſchauung, eine nothwendige Vorſtellung jenes primitiven Denkens, das noch mit den einfachſten Elementen menſchlicher Denkthätigkeit arbeitete. Als eminentes Beiſpiel ſolch primitiver Vorſtellungen können die bekannten Völkertafeln der Bibel dienen. [1]) Wenn die damaligen Hiſtoriker eine Verſchiedenheit der Menſchengruppen und Stämme bemerkten, wenn der Sprachgebrauch der Zeit die einen als die Sem's, die andern als die Cham's, die dritten als die Japhet's bezeichnete: ſo ergab ſich für das damalige Denken nothwendigerweiſe die Erklärung, daſs es einmal einen Stammvater gab, der drei verſchiedene Söhne hatte die Sem, Japhet und Cham hieſsen und die Stammväter der betreffenden Menſchengruppen wurden — welche letzteren mit der Zeit auch verſchiedene Sprachen annahmen. [2])

Wir ſind nun heute ſo weit die Naivetät dieſer Denkoperation einzuſehen. Iſt aber, fragen wir, die Geſammtheit der Menſchen, iſt unſere heutige Intelligenz, ja iſt das Gros der heutigen Hiſtoriker über die Art und Weiſe des Denkens, welche jenen bibliſchen und andern ſagenhaften Erklärungen zu Grunde lag, hinaus? Im Weſentlichen keineswegs. In etwas veränderter Form werden für die-

[1]) Auch Beroſus Babiloniſche Berichte, die heiligen Schriften der Inder, der Perſer, die Traditionen der Skythen, der Griechen u. ſ. w. enthalten ſolche »Völkertafeln«, vrgl. darüber Lafaulx Philoſophie der Geſchichte S. 87. ff.

[2]) Auf demſelbem primitiven Standpunkt befand ſich das Denken der Germanen zur Zeit des Tacitus: Manno tris filios assignant e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones medii Herminones, ceteri Istaevones. Auch die volksthümliche Geſchichtserzählung der Slaven hat die Verſchiedenheiten zwiſchen Lechen, Czechen und Ruſſen auf die drei Brüder Lech, Czech, Russ zurückgeführt. Immer dieſelbe Denkoperation zur Erklärung derſelben Erſcheinung.

felben Erfcheinungen der Menfchheitsgefchichte von der Denkthätigkeit unferer Zeit diefelben Erklärungen hervorgebracht wie vor 2000 und 3000 Jahren.

Während man fich nämlich lange Jahrhunderte (und theilweife noch heute!) mit der biblifchen Erklärung zufrieden ftellte und in der ganzen Menfchheit nur die Nachkommen diefer unglückfeligen Brüder Sem, Japhet und Cham fah, hat man heutzutage diefe Anfchauung nur fehr unwefentlich und nur theilweife geändert. Das kam aber folgendermaſsen. Die Entdeckung des Sanskrit als der Quelle der europäifchen Sprachen brachte die total unberechtigte und falfche Vorftellung auf, daſs alle die europäifchen Völker deren Sprachen vom Sanskrit abftammen, von jenem Volke abftammen müffen, welches fich des Sanskrits bediente. Da fich nun jenes Sanskritvolk »Arier« nannte, fo war man bald dabei alle die Völker die fich der vom Sanskrit abftammenden Sprachen bedienten »arifch» zu nennen. Da die Sprachwiffenfchaft nun neben diefen arifchen Sprachen noch zwei andere, auf das arifche nicht zurückführbare Sprachgruppen aufftellte, nämlich die Semitifche und Turanifche (Mongolifche), fo bildete man darnach einen »femitifchen« Menfchenftamm und einen »turanifchen.« Diefe Eintheilung der Menfchheit hat ganz denfelben Werth wie jene biblifche Genealogienbildung von Sem, Japhet und Cham, wie die von Tacitus überlieferte germanifche von den drei Brüdern Ingaev, Iftäv und Hermin oder die flavifche Czech, Lech, Ruſs. Sie ift nichts mehr als der Ausdruck einer momentan waltenden Vorftellung die fich aus einer i n d e r g e g e b e n e n Z e i t e x i f t i r e n d e n V e r f c h i e d e n h e i t der Menfchengruppen ergibt; fie ift eine natürliche Erklärungs-Art der exiftirenden, a u s g a n z a n d e r n f o c i a l e n, p o l i t i f c h e n u n d h i f t o r i f c h e n F a c t o r e n u n d P r ä m i f f e n fich ergebenden fogenannten »Raffen«-Unterfchiede. Eine

wirkliche ethnologiſche Thatſache liegt dieſen Eintheilungen keineswegs zu Grunde — wie denn auch dieſe Eintheilungen fortwährend wechſeln und über dieſelben unter den Forſchern nie eine Einigkeit erzielt werden kann. (Man denke nur an die, die obige Eintheilung in ariſch und ſemitiſch durchkreuzende Aufſtellung der Gruppen »indogermaniſch«, »kaukaſiſch« etc.) So würden zum Beiſpiel die Griechen des Alterthums gewiſs nicht zugegeben haben, daſs ſie mit den »Barbaren« des Nordens Stammesbrüder ſeien — was ihnen die heutigen »gelehrt und civiliſirt« gewordenen Barbaren Europa's hintendrein, auf Grund von Sanskritforſchungen imputiren, ohne zu bedenken, daſs jeder Schluſs von der Sprache der Völker auf ihre Abſtammung ein vollkommen grundloſer und ungerechtfertigter iſt.

Nichtsdeſtoweniger haben ſolche jederzeit je nach dem ſocialen Bedürfniſſe und dem Zuſtand der Vorſtellungen auftauchende Eintheilungen der Menſchheit in einige wenige Hauptſtämme, welche im Groſsen und Ganzen eine nothwendige Conſequenz der monogeniſtiſchen Anſchauung ſind, nichts deſtoweniger ſagen wir, haben dieſe Eintheilungen eine groſse Zähigkeit und Stabilität und ändern ſich nur langſam nach Jahrhunderten mit vollkommenem Umſchwung der ihnen zu Grunde liegenden ſocialen Verhältniſſe. So haben z. B. im europäiſchen Mittelalter die adeligen Stände ſich als Japhetiten, dem Landvolke als Chamiten entgegengeſetzt. — Heute, nachdem auf ſocialem Gebiete ſeit dem 18. Jahrhundert ein Umſchwung eingetreten iſt, lieſs man die Spaltung in Japhetiten und Chamiten fallen und hält ſich ſchon Gottlob für ſtammverwandte Arier.

Wie werthlos aber alle dieſe Eintheilungen der Menſchheit ſind, dürfte aus Obigem zur Genüge erhellen. [1])

[1]) Zur Beurtheilung der Methode und zur gebührenden Würdigung der Hohlheit bibliſcher Völkertafeln und Genealogien (die im Groſsen

Und auch nicht glücklicher als Linguisten und Historiker sind in dieser Frage die eigentlichen Anthropologen, welche die Menschheit nach physiologischen und anatomischen Kriterien in Stämme und Rassen eintheilen wollen. Welche traurige Rolle alle die antropologischen Messungen von Schädel u. dgl. spielen, wird jeder ermessen, der je sich aus diesen Untersuchungen über die verschiedenen Typen der Menschheit Rath erholen wollte. Alles geht durcheinander, die »mittleren« Zahlen und Maasse geben gar kein greifbares Resultat. Was der eine Antropologe als Germanischen Typus beschreibt, das passt nach dem andern ganz auf die Slaven. Es gibt mongolische Typen unter den »Ariern« und man kommt jeden Augenblick in die Lage, nach »anthropologischen« Kriterien »Arier« für

---

und Ganzen heute noch massgebend sind!) möge folgende Stelle aus Movers über die biblischen Canaaniter dienen: »Wenn die vorisraelitischen Bewohner Palästinas, deren Benennung Canaaniter von dem Landesnamen Canaan abgeleitet ist, von einem einzigen aus dem Landesnamen Canaan abstrahirten Stammvater abgeleitet werden, so liegt darin freilich ein gewichtiges Zeugniss, dass diese Völker seit langer Zeit einander nahe gestanden; allein wer die Art dieser Genealogien kennt und für den vorliegenden Fall sie erwägt, wird nicht in Abrede stellen, dass alle von den Alterthumsforschern daraus gezogenen Consequenzen und Voraussetzungen von einer ursprünglichen Einheit der nur in einem weiteren und uneigentlichen Sinne des Wortes von den Israeliten so genannten Canaaniter, von einer gleichzeitigen Einwanderung derselben, von der Vertreibung oder Unterjochung angeblicher Urbewohner u. s. w. im Grunde keine bessere Basis haben als z. B. der Name Hellen und Hellenen für derartige Hypothesen und Combinationen bieten würde. Unterwerfen wir die Sache einer näheren Prüfung, so kann nach den biblischen Angaben nichts deutlicher sein, als dass die vorisraelitische Bevölkerung des palästinischen Binnenlandes, welche im alten Testamente im übertragenen Sinne des Wortes Canaaniter heisst in der Urzeit keinen einzigen eng verbundenen Volksstamm gebildet hat . . .« (Die Phönizier II S. 62.) Und doch werden sie als von einem gemeinsamen Stammvater Canaan abstammend dargestellt!

Semiten zu halten und umgekehrt. Wir haben es eben bei dem in physischer Beziehung wirr durcheinandergehenden gordischen Knoten der Menschheit mit einem auf physischem Gebiete unlösbarem Problem zu thun — und können uns nur an die thatsächlichen socialen und nationalen Gruppen halten, auf deren Bildung ganz andere, nicht physische Momente den entscheidenden Einfluss übten.

Darnach sehen wir im Laufe der Entwicklung der Menschheit immer und überall aus heterogenen Gruppen die wir einfach Rassen nennen wollen, höhere Gemeinschaften entstehen, die sich wieder im Gegensatz zu andern heterogenen Gruppen und Gemeinschaften als Rassen darstellen. Denn ebenso wie es genau genommen, im naturwissenschaftlichen Sinne heutzutage gewiss keine Rassen mehr gibt; da es heutzutage keine Menschenstämme gibt die sich im primitivsten Zustande der Einheitlichkeit der Urschwärme befänden: so kann man andererseits alle die heterogenen ethnischen ja sogar socialen Gruppen und Gemeinschaften die im Kampfe mit einander die Träger des Geschichtsprozesses sind, sehr wohl als Rassen bezeichnen.

Denn die Rasse kann heutzutage gar nie und nirgends blos ein naturwissenschaftlicher Begriff im engern Sinne des Wortes sein, sondern sie ist überall nur mehr ein geschichtlicher Begriff; sie ist nicht das Produkt eines blossen Naturprozesses in der bisherigen Bedeutung dieses Wortes, sondern sie ist ein Produkt des Geschichtsprozesses der allerdings auch ein Naturprozess ist. Die Rasse ist eine im Laufe der Geschichte, in und durch die sociale Entwicklung entstandene Einheit — und zwar eine Einheit, die ihren Ausgangspunkt wie wir das sehen werden, in geistigen Momenten (Sprache, Religion, Sitte, Recht, Cultur etc.) findet und erst von da aus zu dem mächtigsten

phyſiſchen Momente, zu dem wahrhaften Kitt der ſie zuſammenhält, zu der Einheit des Blutes gelangt.

In dem Maaſse nun, in welchem ſich heterogene ethniſche Einheiten durch gröſsere oder geringere Zahl geiſtiger oder körperlicher Gemeinſamkeiten weiter oder näher oder vollkommen fremd gegenüber ſtehen, in dem Maaſse gibt es gröſsere oder kleinere Raſſengegenſätze. Aber auch der geringſte Raſſengegenſatz iſt ſchon genügend um unter Umſtänden Kampf und Krieg hervorzurufen.

Ob es aber weiter von einander abſtehende oder ſich durch die eine oder andere Gemeinſamkeit berührende Raſſen ſind, das ändert nie etwas an der Natur des Kampfes und Krieges. Denn Kampf und Krieg haben ihre beſondere zwingende Natur, ihr beſonderes blutdürſtiges Geſetz das ſich immer und überall den Kämpfenden allgewaltig aufdrängt und jeden Kampf heterogener ethniſcher und ſocialer Elemente zu einem »Raſſenkampfe« macht, möge nun der Gegenſatz dieſer Raſſen ein gröſserer oder geringerer ſein. In dieſer Bedeutung nun bezeichnen wir die Kämpfe der verſchiedenſten und mannigfaltigſten heterogenen ethniſchen und ſocialen Einheiten, Gruppen und Gemeinſchaften die das Weſen des Geſchichtsprozeſſes ausmachen als »Raſſenkämpfe« und werden im Nachfolgenden uns beſtreben, das Weſen derſelben, die Art und Weiſe ihres Verlaufes, ihre Bedeutung für den Naturprozeſs der Geſchichte, ihre Begleiterſcheinungen und ihre Reſultate kennen zu lernen.

---

31. Der Stamm.

Wir wollten ſociale Gemeinſchaften betrachten kamen aber nur dazu, einen ewigen Wechſel von Erſcheinungen und ewig trügeriſche Bezeichnungen zu conſtatiren.

Gibt es denn aber wirklich keinen feften Pol in diefer Erfcheinungen Flucht? Gibt es keine Gemeinfchaft, die wir als feften Typus betrachten könnten, um fie fozufagen als einheitliches Maafs für die fociale Bewegung und Entwicklung gebrauchen zu können. Allerdings ift der Staat ein folcher Typus — doch wie wir gefehen haben erft für ein fehr vorgefchrittenes Stadium der Entwicklung, da er felbft bereits ein fehr complicirtes und vielfach ethnifch zufammengefetztes Gemeinwefen ift. Nun, wir können dem Staate ein viel einfacheres, primitiveres Gemeinwefen entgegenftellen, das fich zu ihm wie ein chemifches Element zu einem vielfältig zufammengefetzten Körper verhält — und das auf einer primitiveren focialen Entwicklungsphafe und auf einer niedrigeren Culturftufe faft diefelbe Rolle fpielt, wie auf einer fpäteren der Staat. Diefe ethnifche oder vielleicht fociale Gemeinfchaft ift der Stamm, jener fyngenetifche Kreis der die gewöhnlichen unterften Gruppen bildet in welche wilde und culturlofe Völkerfchaften fich theilen — und welche im öffentlichen Leben und der Gefchichte diefer Völkerfchaften (fo viel man eben von Gefchichte auf einer noch ftaatslofen und vorftaatlichen Stufe fprechen kann) jene felbftändige Rolle fpielen, welche in Culturwelten den Staaten zukommt. Nun wäre es gewifs intereffant das Wefen und die allgemeinen Merkmale des Stammes kennen zu lernen: leider aber hat fich foviel uns bekannt, die Wiffenfchaft mit diefem Gegenftande faft gar nicht befchäftigt.

Weder in Ethnographien, noch in Antropologien, weder in Geographien oder Statiftiken und am allerwenigften in Gefchichtswerken finden wir Antwort oder Auskunft auf die Frage was ein Stamm fei und welches feine Merkmale find, wenn wir uns nicht mit jener abgedrofchenen, alten, als felbftverftändlich fich gebenden Erklärung begnügen, dafs fich »durch Vermehrung der Fa-

milien der Stamm bilde.« Da aber für uns eine ſolche Erklärung ſchon deſshalb weil ſie nur eine Conſequenz der monogeniſtiſchen Anſchauung iſt, keinen Werth hat: ſo bleibt uns nichts übrig als uns aus den zerſtreuten Nachrichten über die Stämme verſchiedener Völker ſelbſt das Weſen des Stammes klar zu machen.

Wäre der Stamm in der That nur eine ausgewachſene Familie, oder eine durch natürliches Anwachſen erfolgte Vermehrung von Familien, wie käme es dann, daſs die Stämme ſich durch Jahrhunderte und Jahrtauſende ſo ſcharf von einander unterſcheiden und ſich als blutsfremd und feindlich gegenüberſtehen? Wenn ſich die Stämme nur auf dem Wege der natürlichen Vergröſserung der Familienzahl gebildet hätten, woher kämen plötzlich jene unüberbrückbaren Klüfte, jene unüberſteiglichen Scheidewände und Grenzen die in ein und derſelben Völkerſchaft den Stamm vom Stamme ſcheiden? Iſt es denkbar, daſs von einem Urſprung abſtammend, der wachſende Strom der Geſchlechter an einem Punkte plötzlich alle Gemeinſamkeit vergeſſend ſich in Zweige ſpalte die für Jahrhunderte und Jahrtauſende nur ewige Feindſchaft auf Tod und Leben gegen einander hegen? Nein! wer das Weſen dieſer Gruppen nüchtern betrachtet, der muſs zur Ueberzeugung kommen, daſs wir es bei den Stämmen mit Reſten urwüchſiger Horden- und Menſchenſchwärme zu thun haben, die von jeher ſich als blutsfremd, als verſchiedenartig, gegenüberſtanden. Der Haſs und die Leidenſchaft der Stämme untereinander iſt kein gewordener ſondern ein urſprünglicher, und möge das Menſchenmaterial dieſer Stämme antropologiſch noch ſo gemiſcht ſein, ſo iſt doch der Geiſt derſelben ſo zu ſagen ein originärer, und hat ſeine Beſonderheit und Originalität allen andern Stämmen gegenüber aufrechterhalten und dieſem Geiſt der einzelnen Stämme aſſimilirt ſich all dasjenige Materiale, welches aus

andern Quellen ſtammend (alſo etwa aus hexogamen Ehen) im Stamme aufgeht. Gewiſs alſo haben wir heute auch bei den primitivſten Völkerſchaften keine phyſiſch reinen, ungemiſchten Stämme mehr: dem Geiſte nach aber haben ſich in vielen Völkerſchaften gewiſs noch die urſprünglichen, originären ethniſchen Einheiten in dieſen Stämmen erhalten. Denn an dem Geiſte der ethniſchen wie auch der ſocialen Einheiten, an ihrer Eigenthümlichkeit, bringt Blutmiſchung keine merkliche Aenderung hervor — das fremde Blut taucht in dem geiſtigen Blutskreiſe des Stammes unter wie die Süſswaſſerſtröme im Meere ohne das Meerwaſſer merklich zu ändern.

Wenn es ſich alſo darum handelt, die Geſetze des gegenſeitigen Verhaltens, ſo zu ſagen die Kräfte, Reactionen und Beziehungen der ethniſchen Elemente zu einander zu beobachten: ſo kann uns das Leben und Weben der Stämme wo wir dasſelbe in der Gegenwart noch antreffen oder wo dasſelbe aus geſchichtlicher Vergangenheit bekannt iſt, einen unſchätzbaren Beobachtungsgegenſtand abgeben.

Was uns nun vor allem am Leben dieſer Stämme auffällt iſt die Thatſache, daſs ſich dasſelbe, wo wir es finden, ziemlich unverändert ſeit den älteſten Zeiten erhält. Nur im Staat ſcheint das urſprüngliche Leben der Stämme von Grund aus einer Umwandlung unterlegen zu ſein — nur der Staat konnte dasſelbe von Grund aus ändern. Wo dieſer es nicht that oder nicht vermochte, da beſitzt das Leben der Stämme eine derartige zähe Stabilität, daſs es ſich heutzutage noch in denſelben Formen vollzieht wie vor Jahrtauſenden — ja! daſs es ſich mitten in der chriſtlichen Culturwelt Europa's im weſentlichen von demjenigen nicht unterſcheidet das ſich mitten in der Culturwelt des Islams erhalten hat und ebenſowenig von dem welches in ungeſchwächter Kraft noch heute bei den wilden

Indianerſtämmen am Red River oder am Amazonenſtrom fortdauert. Wir wollen dafür einige Beiſpiele citiren. »Das Leben der Wanderſtämme in Nordarabien wie im Innern des Landes (Arabien), ſo reſumirt Dunker die zahlreichen einſchlägigen Berichte, hat wenig Veränderung erlitten; bis auf den heutigen Tag ſind nicht allzu groſse Abweichungen von den Sitten und Zuſtänden der alten Zeit eingetreten . . . .

»An der Spitze des Stammes ſteht das Haupt der älteſten Familie, von welcher die übrigen ihren Urſprung ableiten; alle Abkömmlinge des Stammvaters, der dem Stamm den Namen gegeben hat, gehorchen willig deſſen nächſten Nachkommen, denn das Recht der Erſtgeburt iſt heilig . . . Die Mehrzahl der Stämme ſteht ſich ſtolz und feindſelig gegenüber. Sie überfallen einander, plündern die Zelte, rauben Weiber, Kinder und Knechte und treiben die Heerden fort . . . In ſolcher Lebensweiſe, welche ſeit Jahrtauſenden bis heute im Ganzen dieſelbe geblieben iſt, übten die Araber der Wüſte die Tugenden der Ehrfurcht, Pietät und Anhänglichkeit für ihre Stammeshäupter . . .« [1])

Neben dieſes Bild aus Arabien ſtelle man nun jenes von Vambery aus dem Leben der (ebenfalls islamitiſchen) Völkerſchaften der mittelaſiatiſchen Wüſten (ſ. ob. S. 165). Dazu noch was derſelbe Schriftſteller, von den Schrecken des Steppenbrandes ſprechend, erzählt: »Oft wird dieſs (der gelegte Steppenbrand) als eine Waffe von einem Stamme gegen den andern angewandt und die Verwüſtung ſoll eine ſchreckliche ſein.« [2])

Daſs in noch primitiveren Zuſtänden das Verhältniſs der heterogenen ethniſchen Beſtandtheile, der verſchiedenen

---

[1]) Dunker I 251, 252.

[2]) Vambery Skizzen aus Mittelaſien S. 64.

Stämme zu einander noch viel graufiger fich geftaltet, erwähnten wir fchon früher. So erzählt — um dafür noch ein Beifpiel anzuführen — der Afrikareifende Schweinfurt von den Monbuttu, dafs fie aus zwei heterogenen Volksbeftandtheilen beftehen, von denen der eine ein nomadifches Leben führt, der andere anfäfsig ift. Jene Nomaden nun find die herrfchende Claffe und verfpeifen die letzteren. Das freilich gefchieht heute nur noch bei den wildeften Naturvölkern.

Aber hat andererfeits das Chriftenthum es vermocht, dem Leben der Stämme wo es fich inmitten feiner Culturwelt noch erhalten hat, einen humanen Character aufzuprägen — den ewigen, graufamen und wilden Kriegen und Fehden zwifchen den einzelnen Stämmen ein Ende zu machen? Hören wir was Dumont von den Albaniern erzählt: Les Albanais des montagnes n'ont jamais été soumis à personne. Ils forment des clans, phars et tschetas, mots qui signifient foyer . . . Il n'y a pas de lien entre les differentes tribus d'Albanie . . . En temps de paix chacune d'elles reste isolée dans sa montagne; leurs pays est divisée en clans qui s'adminiftrent comme il leur plait ou plutôt — car le mot administrer est faux — qui vivent a leur guise. (Vrgl. dazu ob. S. 165, 166.)

Nachdem Dumont die Albanefen als Nomaden und Räuber gefchildert die jede fchwerere friedliche Arbeit fcheuen, in welcher Beziehung fie feiner Anficht nach den homerifchen Helden gleichen: fpricht er von dem Hafs der Stämme gegeneinander und wie trotz des grofsen religiöfen Indifferentifmus, die Religion (griechifcher und römifcher Ritus!) oft den Vorwand abgeben mufs zu Kriegen und Fehden; »ce qui fait qu'une tribu croit à son dieu, c'est la haine de la tribu voisine.«

Schliefslich macht Dumont die ganz richtige allgemeine Bemerkung, dafs »en dehors de tout caractère de

raçes, le même état primitif impose des moeurs semblables.« [1])

Und ganz denſelben Character wie das Leben der Stämme in Arabien, in Mittelaſien und in Europa trägt das Leben der unzähligen Indianerſtämme Amerikas. Von dem Stamme der Warrans, welcher der zahlreichſte von allen iſt, erzählt Appun, daſs er »in ſtrenger Abſonderung von jedem andern Indianerſtamme« lebt. Ihre Hauptfeinde ſind die Cariben, ein anderer Indianerſtamm, »welche öfters kriegeriſche Einfälle in ihr Gebiet machen, ſie nach Indianerweiſe bei Nacht überfallen und ſie ohne Unterſchied des Geſchlechts und Alters tödten.« »In früheren Zeiten, erzählt Appun von dieſen Cariben, unternahmen ſie häufige Raubzüge in das Innere Guyanas und verhandelten die dabei gemachten Gefangenen als Sklaven an die Holländer und Engländer, behielten aber die ſchönſten der erbeuteten Frauen und Mädchen für ſich . . .« [2]) Aehnliche Verhältniſſe wie zwiſchen Warrans und Cariben finden aber zwiſchen den meiſten Indianerſtämmen ſtatt und wir wollen dafür ſtatt weiterer Beiſpiele hier nur noch das Zeugniſs A. Humboldts anführen: »Die wilden Nationen ſind in eine groſse Menge von Stämmen abgetheilt die ſich einander tödtlich haſſen und die ſich nie unter einander verbinden. . .« [3])

Fragen wir nun nach der ungefähren numerären Gröſse eines Stammes ſo fehlen uns freilich in dieſer Beziehung all und jede Spezialunterſuchungen, doch glauben wir nach gelegentlichen Bemerkungen von Reiſenden ſagen zu dürfen, daſs in normalen Zuſtänden ein Stamm aus 500 bis 1500 Seelen beſteht — wobei wir daran denken, daſs

---

1) Revue de deux Mondes 1872 B. VI. 120.

2) Appun, die Indianerſtämme Guyanas. Ausland 1871. S. 162, 182.

3) Reiſen in Centralamerika Wien 1825 IV 79.

wohl ſehr viele Stämme der Zahl nach kleiner werden und auch ganz ausſterben, daſs aber andererſeits dem Wachsthum der Stämme gewiſſe natürliche Grenzen gezogen ſind, ſo daſs im Zuſtande des Stammeslebens kein Stamm über ein gewiſſes Maximum hinauskommt.

Als Anhaltspunkte für unſere beiläufige Abſchätzung der Gröſse eines Stammes dienten uns unter anderen folgende Bemerkungen. Appun ſagt von den Indianerſtämmen: »Meiſt bewohnen mehrere Familien ein und dieſelbe Hütte . .« »Die Niederlaſſungen der Mitglieder eines Stammes beſtehen meiſtens aus 6—10 Hütten . .« Wenn wir alſo im Durchſchnitt eine Familie mit 5 Seelen annehmen und unter mehreren Familien fünf durchſchnittlich verſtehen ſo entfällt auf eine Hütte im Durchſchnitt 25 Seelen; es wird alſo eine Niederlaſſung von 10 Hütten ungefähr 250 Seelen betragen — doch wäre es gewiſs ein Irrthum einen Stamm nur aus einer ſolchen Niederlaſſung beſtehen zu laſſen — häufiger beſteht ein Stamm gewiſs aus einigen ſolchen Niederlaſſungen.

Eine andere Angabe über die Zahlenſtärke eines Stammes finden wir bei Pieſſe aus Anlaſs der Schilderung von Algier und Tunis.

Nachdem er den arabiſchen Stamm als eine Vereinigung von Familien geſchildert die ſich von einem gemeinſamen Urſprung ableiten und die Verhältniſſe zwiſchen dieſen Stämmen ganz ſo ſchildert, wie die oben von uns angeführten Schriftſteller meint er, daſs die Zahlenſtärke eines Stammes von 500—40.000 Seelen ſchwanke, doch fügt er hinzu, daſs die Zahl der Mitglieder jedenfalls kleiner iſt als das Territorium auf welchem der Stamm ſich befindet, ernähren könnte (?) [1])

[1]) C'est la reunion de famille qui se croient generalement issues d'une souche comune qui forme la tribu arabe. Ce qui distingue cette

Wir erwähnten ſchon oft, daſs wir den Stamm, ſo wie wir ihn heute zumeiſt finden oder ſo wie er uns aus geſchichtlichen Zeugniſſen entgegentritt keineswegs für ein Urgebilde, für eine primäre Bildung, ſondern daſs wir ihn bereits als eine ethniſch zuſammengeſetzte, alſo ſociale Geſtaltung anſehen. Den Grund dazu ſehen wir in der ſocialen und herrſchaftlichen Organiſation des Stammes. Denn auch bei den meiſten uns in Gegenwart und geſchichtlicher Vergangenheit entgegentretenden Stämmen finden wir eine Theilung der Arbeit zwiſchen den Herren und den Knechten — welche letzteren aus Kriegsgefangenen, gekauften oder geraubten Sklaven etc. beſtehen.

Dieſe Unterſcheidung der Herkunft, der Abſtammung wird auch bei ſehr primitiven Stämmen ſtreng aufrechtgehalten.

Der Syngeniſmus hält auch im Stamme ſelbſt die Unterſcheidung zwiſchen den vollbürtigen Angehörigen des Stammes, dem Adel und den Fremden, die dienſtbar geworden ſind aufrecht. So berichtet der erwähnte franzöſiſche Berichterſtatter über die groſse Rolle die der Adel in dem Berberſtamme Algeriens ſpielt. Alle adeligen Familien des Stammes betrachten ſich untereinander als näher verwandt den nichtadeligen, den Gemeinen, gegenüber. [1])

---

petite société c'est l'esprit de solidarité et d'**union contre les voisins** qui, de son berceau a passé à ses derniers descendants et que la tradition et l'orgueil, aussi bien que le souvenir des perils éprouvés en commun, tendent encore à fortifier . . . Le sort des tribus a été extrêmement variable; quelques-unes sont entièrement éteintes; d'autres sont très reduites; d'autres encore sont restées puissantes et nombreuses; on peut dire que le nombre des individus formant une tribu varie de cinq cents à quarante mille; il est en tout cas fort inferieur au chiffre de la population que les terres occupées par la tribu pouvaient nourrir. . .« Itineraire histor. et descr. de l'Algerie, de Tunis et de Tanger par L. Piesse. Paris.

[1]) Ainsi toutes les familles nobles d'une tribu se regardent comme

Von dieſer Seite betrachtet, als Herrſchaft der einen Klaſſe über die andere, ſtellt uns der Stamm ſchon die beginnende Organiſation des Staates dar — und er unterſcheidet ſich von letzterem nur noch durch die geringere Complicirtheit der ſocialen Unterſchiede und den Mangel der Seſshaftigkeit und Stabilität des Ganzen. Man könnte den Stamm als das noch frei umherſchweifende Embryo des Staates bezeichnen — an dem ſchon die Umriſſe der künftigen ſtaatlichen Organiſation ſichtbar ſind.

Nur bei wenigen, noch ganz primitiven Stämmen Afrikas, Amerikas und des höchſten Nordens von Aſien treffen wir jene ſociale Unterſchiedsloſigkeit und ethniſche Gleichartigkeit und Gleichheit ſeiner Mitglieder die uns ein Bild des menſchlichen Urſchwarmes bietet.

Aber die unvergleichlich gröſste Mehrzahl der geſchichtlich nachweisbaren oder gegenwärtig noch in Stämmen lebenden Völkerſchaften ſtellt uns eine ſociale Complicirtheit dar, die noch auf einem anderen als den oben berührten Umſtand der Zweitheilung in Herren und Knechte in Voll- und Minderbürtige beruht. Es iſt das diejenige Complicirtheit die in Folge von Bündniſſen und Vereinigungen von gleichmächtigen Stämmen untereinander erfolgt. Dieſe Bündniſſe und Vereinigungen auf Grundlage gleicher Rechtsſtellung, alſo Gleichberechtigung, ſind eine der ewig wiederkehrenden Formen des ſocialen Naturprozeſſes die ſich unter gewiſſen natürlichen Umſtänden überall, bei den Völkerſchaften aller Welttheile wiederholt; ja, dieſe Bündniſſe und Vereinigungen ſcheinen eine nothwendige Durchgangsphaſe zu einer höhern culturellen Stufe, insbeſondere aber auch ein Uebergangsſtadium zu ſtabileren, ſtaatlichen Zuſtänden zu ſein.

---

unies plus particulièrement par les liens du sang, alors même qu'a des epoques tres reculées elles auraient eu des souches très distinctes. Piesse l. c.

Wie wir das aus den Vorgängen der bekannten Geschichte und der Gegenwart schliessen können: entsteht ein Bündniss immer da wo sich zwei ethnische oder sociale Gemeinschaften als »ebenbürtig« d. h. als gleich mächtig erkennen.

Wenn die beiderseitigen Versuche sich gegenseitig zu bezwingen und zu unterjochen misslangen, dann drängt sich unausbleiblich jedem Theile die Ueberzeugung auf, dass es vortheilhafter wäre im Bunde mit dem gleichmächtigen Gegner sich auf dritte, den verbündeten Kräften nicht gewachsene Stämme zu werfen. Diese Erwägung schafft immer und überall Bündnisse und sie wird dieselben auch gewiss zwischen primitiven, sich das Gleichgewicht haltenden Stämmen aller Zeiten und Zonen geschaffen haben.

Der günstige Erfolg aber eines ersten Doppelbündnisses wird, das ist klar, mit der Zeit zu ausgedehnteren, zu Trippel- und Quadrupelalianzen u. s. w. geführt haben — kurz — die Bündnisse und Unionen zwischen gleichmächtigen Stämmen zu Eroberungszwecken, bilden neben der Unterjochung der schwächeren durch die stärkeren Stämme, eine weitere Serie von Vorgängen deren Resultate zu immer complicirteren socialen Gestaltungen und geschichtlichen Entwicklungen führen.

Dass aber dieses durch Bündnisse und Unionen potenzirte Eingreifen der Stämme es ist, welches dem socialen Naturprozess seine mächtigsten und nachhaltigsten Impulse gibt darüber belehrt uns ein Blick auf die Geschichte. Die wichtigsten Culturvölker des Alterthums treten uns in ihren ersten Anfängen als eine Mehrheit von, zu Eroberung und Herrschaft verbündeten Stämmen entgegen; so die indischen Arier, die Meder und Perser, die Phönizier, die Juden, die Griechen und Römer, die Araber.[1]) Und auch

[1]) Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass die zwölf Stämme

die mittelalterliche Völkerwanderung in Europa zeigt uns überall verbündete Stämme auf kriegerische Unternehmungen ausziehen — so die Cimbern und Teutonen, die Skythen und Sarmaten, die Vandalen, Alanen und Sueven; die Heruler, Rugier, Turcylinger; die Franken und Alemannen, Markomannen und Quaden, Gothen und Gepiden, Geten und Daken u. s. w. u. s. w.

---

32. Staaten, Stände und Berufsclassen.

Schon der Umstand, dass wir immer und überall seit den ältesten Zeiten die Bevölkerungen der Staaten aus heterogenen ethnischen Bestandtheilen bestehend finden: beweist, dass wir es hier nicht mit einer zufälligen oder »künstlichen«, sondern mit einer Erscheinung zu thun haben, die nothwendigerweise aus dem Wesen des geschichtlichen Naturprozesses folgt. Es handelt sich nur darum, die Nothwendigkeit dieser Erscheinung zu begreifen, ihren causalen Zusammenhang mit dem geschichtlichen Prozess aufzudecken.

Zur Erkenntniss dieses Zusammenhanges wird uns die Betrachtung folgender Thatsachen führen.

Die Art und Weise des Zusammenseins der heterogenen ethnischen Bestandtheile im Staate ist keineswegs eine regel- und gesetzlose: im Gegentheile befinden sich die verschiedenen ethnischen Bestandtheile eines Staates

---

der Juden eine solche Verbindung heterogener Stämme zur Eroberung und Herrschaft darstellen; in der Kaaba, dem Centralheiligthum der Araber, waren die Götzen aller herrschenden arabischen Stämme vertreten.

immer und überall, nach ihren Gesammtheiten und gruppenweise in einem ganz bestimmten Verhältniss zu einander, nämlich in dem Verhältniss der Herrschaft der einen über die anderen. [1]) Dieses Herrschaftsverhältniss ist aber gleichzeitig auch immer ein Verhältniss der Theilung der volkswirthschaftlichen Arbeit unter die einzelnen Bestandtheile.

Wenn wir nun den Gründen dieser letzteren Erscheinung nachgehen, so wird uns der erwähnte Zusammenhang zwischen der ethnischen Zusammensetzung der Staaten und dem Naturprozess der Geschichte klar werden.

Sehen wir zunächst von den sogenannten Nationalstaaten ab, von denen wir wissen, dass eine allen ihren ursprünglich heterogenen Bestandtheilen mehr oder weniger gemeinsam gewordene Cultur die frühere Heterogeneität derselben verdeckt, ja theilweise ganz verwischt hat.

Wenden wir uns den Staaten mit »national gemischter« Bevölkerung zu. Hier finden wir überall die Thatsache, dass sich die heterogenen ethnischen Bestandtheile zu einander entweder in dem Verhältnisse der Unter- und Ueberordnung der einen über die andern also im Herrschaftsverhältniss, oder dass sie sich im Kampfe um die Herrschaft oder endlich in dem Zustand mehr oder weniger momentanen Gleichgewichtes befinden, der durch irgend ein staatsrechtliches Compromiss erhalten wird. Dabei versteht es sich aber von selbst, dass von vollkommen gleichen Verhältnissen nicht in zwei Staaten der Erde geredet werden kann: vielmehr stellt jeder Staat ein ganz eigenthümliches, individuelles Gepräge dar und es kann ebenso

---

[1]) Ueber das Wesen des Staates vrgl. ausser unsere oben bereits citirten zwei Schriften noch: Rechtsstaat und Socialismus Innsbruck 1880 und »Verwaltungslehre« Innsbruck 1882.

wenig zwei ganz gleiche Staaten geben, wie es überhaupt auf keinem Gebiete der Natur zwei ganz gleiche Individuen gibt.[1]) Ueberall entfcheidet die Befchaffenheit der ethnifchen Beftandtheile, die verfchiedenen Bedingungen in denen fie fich befinden, der verfchiedene Entwicklungsgang der gegebenen Herrfchaftsorganifation, über Befchaffenheit und Form der einzelnen Staaten-Individualität.[2]) Ueberall aber müffen wir, wenn wir den gefchichtlichen Entwicklungsprozefs eines gegebenen Staates ins Auge faffen, anerkennen, dafs deffen gegenwärtige Befchaffenheit und Geftalt, oder um es mit einem verftändlichen Ausdruck zu bezeichnen, deffen Verfaffung, nur ein Moment eines nie ftillftehenden Entwicklungsprozeffes darftellt, einen Durchgangspunkt, zu dem der betreffende Staat durch eine unendlich lange Kette vergangener Herrfchaftsumwälzungen gelangte und von denen aus er einer unendlich langen Kette künftiger Herrfchaftsumwälzungen entgegeneilt. Viele Länder nun, gleichviel ob fie fogenannte felbftändige Staaten oder Territorien und nur Theile von Staaten find, ftellen uns in ihrer noch ganz offen daliegenden ethnifchen Schichtung diefen fortwährenden Entwicklungsprozefs dar, wo ein herrfchender

---

[1]) Vrgl. philofophifches Staatsecht § 14.

[2]) Aus diefem Grunde betrachten wir es auch als eitle Scholaftik, wenn fich, wie das neuerdings gefchieht, Staatsrechtslehrer den Kopf darüber zerbrechen, was denn Oefterreich eigentlich fei: Bundesftaat, Staatenbund, Staatenftaat, Staatenreich, Einheitsftaat, Zweiheitsftaat und wie diefe leeren Bezeichnungen alle lauten. Wir fragen, was wäre damit gewonnen wenn es auch gelänge, ein allgemeines Einverftändnifs auf irgend welche diefer Bezeichnungen zu erzielen? Oefterreich würde nichts deftoweniger keinem zweiten Bundesftaat oder Staatenbund oder Staatenftaat u. dgl. der ganzen Welt gleichen, es würde trotz der Annahme irgend einer diefer Bezeichnungen doch nur Oefterreich d. h. eine wie jeder andere Staat eigene und keiner andern ähnliche Staatindividualität bleiben.

Stamm von ehedem ſelbſt wieder der beherrſchte geworden iſt.

So z. B. wurden die Angelſachſen, welche England eroberten und die daſelbſt angetroffenen Einwohner unterjochten, ihrerſeits wieder von den Normannen beſiegt und unterworfen, die angelſächſiſchen Herrſcher von ehedem mußsten ſich der normanniſchen Herrſchaft beugen. Ein ähnliches Verhältniſs liegt in Britiſch-Indien vor. Schon das alte Indien ſtellt uns eine Herrſchaftsorganiſation auf Grundlage heterogener ethniſcher Schichtung dar — und über die oberſte Schichte der dort Herrſchenden befeſtigten die Engländer ſeit dem vorigen Jahrhundert wieder ihre Herrſchaft. [1])

Wo nun eine gemeinſame Cultur, eine durch die Arbeit von Jahrhunderten errungene gemeinſame »Nationalität« das urſprüngliche ethniſche Gefüge eines Volkes nicht verdeckt, da werden wir überall die ſociale Schichtung der herrſchenden Claſſen über mehr oder weniger abhängige und beherrſchte finden. Aber auch da wo eine dauernde Herrſchaftsorganiſation einer ſocialen Gemeinſchaft ein mehr einheitliches Gepräge aufdrückte, tritt uns eine Claſſenſchichtung entgegen, die ſich im Groſsen und Ganzen durch erbliche Berufe und Beſchäftigungen erhält, und die wir bei einigermaſsen eingehender hiſtoriſcher Analyſe als mit einſtigen, heterogenen ethniſchen Gegenſätzen zuſammenhängend erkennen müſſen. So finden wir in allen auch den national einheitlichſten Staaten Europas in deutlicher Unterſcheidung die drei Claſſen des Adels, der Bürger und der Bauern und dieſe drei Geſellſchaftskreiſe auf deren mehr oder weniger bedeutende Unterabtheilungen und Nuancirungen wir vorderhand nicht ein-

[1]) Weitere Beiſpiele für dieſe wechſelnden Herrſchaftsverhältniſſe ſiehe weiter unten in dem Abſchnitt V: »Geſchichtliche Hinweiſungen«.

gehen — ſind im groſsen Ganzen was ihre Angehörigen anbetrifft, durchaus gegeneinander abgeſchloſſen und erhalten ſich mehr weniger in dieſer Abgeſchloſſenheit durch Vererbung von Vermögen, Beruf und geſellſchaftlicher Stellung. Gegen dieſe Thatſache helfen keine Verfaſſungsparagraphen von gleichen Bürgerrechten die ſeit der franzöſiſchen Revolution in Europa Mode geworden ſind; und weit entfernt gegen dieſelbe zu ſprechen beſtätigen dieſe Thatſache vielmehr die ſeltenen, von aller Welt bewunderten und angeſtaunten Ausnahmsfälle, wenn es einmal ein Bauer zu hohen Ehren und Würden bringt oder einige bürgerliche Advocaten und Profeſſoren eine Miniſterbank garniren. Trotz jener Paragraphe und dieſer wenn auch noch ſo häufigen »Ausnahmen« bleibt die Gliederung der modernen europäiſchen Geſellſchaft in die drei Stände des Adels, der Bürger und Bauern und die zwiſchen denſelben beſtehenden ziemlich ſchroffen Abſtände eine wichtige ſociologiſche Thatſache.

Wenn wir nun aber auf die hiſtoriſchen Anfänge und Vorausſetzungen dieſer ſocialen Gliederung zurückgehen und denſelben nachforſchen, ſo finden wir überall die Thatſache der heterogenen ethniſchen Zuſammenſetzung des Volkes in Folge einer, urſprünglich von einem fremden Stamm, meiſt über Eingeborne, gegründeten Herrſchaft. Freilich laſſen ſich dieſe Verhältniſſe aus Mangel an glaubwürdigen hiſtoriſchen Zeugniſſen, noch mehr aber in Folge der Entſtellung der Thatſachen durch tendentiöſe Geſchichtſchreibung nicht überall mit derſelben Evidenz nachweiſen: wenn wir es uns jedoch einmal klar gemacht haben, daſs wir es bei dem ſocialen Naturprozeſs, wie bei jedem andern mit Erſcheinungen zu thun haben, die von ein- und denſelben Kräften und Strebungen hervorgebracht, überall nach denſelben Geſetzen verlaufen; dann werden uns geſchichtliche Lücken und tendentiöſe Entſtellungen der That-

ſachen bei einem oder dem andern Volke nicht irre machen. Was wir als Ausdruck und Bethätigung eines allgemein gültigen Geſetzes bei ſo und ſo vielen Völkern und Staaten erkannt haben werden, das werden wir ohne geſchichtlichen Nachweis oder trotz eines tendentiöſen Zeugniſſes keineswegs als Ausnahme von der Regel gelten laſſen. Vielmehr werden wir mit Hilfe der einmal erlangten Kenntniſs des naturgeſetzlichen und nothwendigen Vorganges auf dem Gebiete des ſocialen Naturprozeſſes: die geſchichtliche Lücke ausfüllen, das tendentiöſe Zeugniſs richtig ſtellen. Was nun die erwähnte Gliederung der europäiſchen Völker in drei Berufsſtände anbelangt, ſo beruht dieſelbe in Ländern von jüngerer Cultur, alſo im Oſten Europas noch ganz deutlich und klar erkennbar, auf einer ethniſchen Heterogeneität — dieſe drei groſsen, geſellſchaftlichen Kreiſe ſtellen in den Ländern des europäiſchen Oſtens noch ganz unläugbar beſondere »ſtammverwandtſchaftliche« Kreiſe dar. Den Mittelſtand, die handel- und gewerbetreibenden Städter bilden hier meiſt überall Deutſche, ſo in Ungarn, Polen, Ruſsland, auch in Böhmen noch ſichtbar, unter und über welchen ſich zwei Geſellſchaftsclaſſen befinden, die der Bauern und des Adels, die ſich von jeher als zwei beſondere Blutskreiſe fremd gegenüberſtanden.

In allen Culturländern des weſtlichen Europas iſt dieſe Congruenz der Berufsclaſſen mit ethniſcher Verſchiedenheit heute nicht mehr ſo ſichtbar — doch hat ſich auch da überall der adelige Groſsgrundbeſitz bis in unſere Tage von dem bäuerlichen Kleingrundbeſitz als vornehmer und beſſerer Blutskreis ferngehalten und was die Städte anbelangt, ſo lehrt uns die Geſchichte die ſtammfremden Anfänge und Gründungen derſelben. (Vrgl. unten V. Cap. 46.)

Nun wird man uns vielleicht entgegenhalten, daſs wir einzelne zufällige geſchichtliche Erſcheinungen ungerechtfertigter Weiſe zu Geſetzen verallgemeinern; daſs man aus

dem Umſtande, daſs in einigen Ländern die ſocialen Claſſengrenzen mit ethniſchen Unterſcheidungen zuſammenfallen, oder daſs uns in andern Ländern geſchichtliche Ueberlieferung einen ſtammfremden Urſprung einer ſocialen Claſſe bezeugt, daſs man daraus noch nicht folgern könne, daſs dieſe Congruenz etwa in der Natur der Sache begründet, daſs ſie naturnothwendig und naturgeſetzlich ſei. Darauf erwiedern wir, daſs dieſes letztere allerdings der Fall iſt da eingehende Betrachtung uns zur Erkenntniſs bringt, daſs dieſe hiſtoriſchen Thatſachen nur eine nothwendige Conſequenz aus der Natur der Dinge ſind, und daſs jenes Zuſammentreffen ethniſcher Unterſchiede mit ſocialen Berufsclaſſen in den Anfängen der Entwicklung keine zufällige, ſondern eine tief im Weſen der Sache wurzelnde Erſcheinung iſt, was wir in Folgendem zu erweiſen hoffen.

---

33. Die Raſſengegenſätze in den Berufsclaſſen.

Die Coincidenz der Berufsclaſſen- und Stände mit ethniſchen und Raſſenunterſchieden der Bevölkerung eines Staates iſt nämlich ein Ausfluſs des Umſtandes, daſs die den Staat conſtituirende Organiſation der Herrſchaft nur zum Zwecke der volkswirthſchaftlichen Arbeitstheilung gewaltſam durchgeführt werden muſste.

Sollte nämlich der Ackerbau einen gröſseren und lohnenderen Ertrag liefern, ſollte er ein frei und ſorgenlos anderen Beſchäftigungen oder der freien Muſse gewidmetes Leben ermöglichen: dann muſste die Benützung oder wie die Socialiſten es nennen »Ausbeutung Vieler durch Wenige« Platz greifen. Nun liegt es wie wir geſehen haben und wie wir das noch weiter unten erörtern werden, in der Natur der Menſchen, daſs, wo eine »Ausbeutung« anderer Menſchen Platz greifen muſs, dieſelbe immer ihre Opfer auſserhalb ihres ſyngenetiſchen Kreiſes

ſucht. Es iſt das eine der vielen Aeuſserungen des Princips das wir Syngeniſmus [1]) nennen und welches als ſtets wirkſame Triebfeder menſchlicher Handlungen ſowohl hinter den Couliſſen der Geſchichte, wie des täglichen Lebens ſich bethätigt. Muſsten einmal zum Zwecke einer lohnenden und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau, Menſchen als Arbeitsvieh benutzt werden (und dieſe Nothwendigkeit ſtellte ſich auf einer der erſten Entwicklungsſtufen der Menſchheit bald heraus) muſsten einmal Menſchen in groſsen Maſſen zu dieſem Zwecke »ausgebeutet« werden (und dieſe ſeiner Zeit neue und nicht gerade unrichtige wirthſchaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern) ſo konnte es nach dem Princip des Syngeniſmus gar keinem Zweifel unterliegen, daſs zu dieſem Ausbeutungsobjecte ein fremder Stamm, irgend welche fremde Bevölkerung auserwählt werden muſste. Das iſt der tiefere in der Natur der Sache liegende Grund warum überall wo eine höhere Stufe landwirthſchaftlicher Entwicklung erreicht wird, uns gleichzeitig die zwei ethniſch-heterogenen Berufsclaſſen der Bauern und Herren entgegentreten.

In engem Zuſammenhange mit den obigen Verhältniſſen ſteht aber die Thatſache, daſs auch der europäiſche Mittelſtand, der Stand der Handel- und Gewerbetreibenden ſich urſprünglich ebenfalls aus Elementen recrutirte, die weder mit dem Herren- noch mit dem Bauernſtande ethniſch verwandt waren — alſo aus fremden Elementen. Denn die Bauern waren ja an die Scholle gebunden; ſie waren Eigenthum der Herren, welche gewiſs eiferſüchtig über ihr lebendes Inventar wachten, das doch ein Theil ihres Vermögens war. Der Bauer alſo muſste bei ſeinem oder vielmehr bei ſeines Herren Acker verbleiben; durfte den-

---

[1]) Vrgl. unteu S. 240 u. ff.

felben und die auf demfelben dem Herrn zu leiftenden Dienfte nicht verlaffen. Nun werden aber die Herren durch die Arbeit der Bauern mächtig und vermögend und daher confumtionsfähig; es konnte alfo nicht fehlen, dafs fie ihre über das tägliche Brod hinauswachfenden Bedürfniffe auch befriedigen wollten; diefe Befriedigung konnte ihnen zuerft nur durch den fremden Kaufmann werden der die Erzeugniffe anderer Zonen ihnen zuführte. Zeigte fich eine Ausficht auf ein dauerndes Gefchäft, fchien die herrfchende Claffe ein ftets zahlungsfähiger Confument zu fein — dann fchritt die fremde, auswärtige Handelswelt zu ftabilen Colonien und Anfiedlungen die natürlich unter dem Schutze der herrfchenden Claffen, deren Bedürfniffen fie entgegenkam, fich vollzogen. Das war überall in Europa der Anfang des Handels und der Gewerbe; allerdings fetzte fich an diefe fremden Keime der Handels- und Gewerbeclaffen mit der Zeit einheimifches Bevölkerungselement an, das fich theils aus dem Landvolk, theils aus den herrfchenden Claffen recrutirte: aber diefe allerfeits hinzufchiefsenden Elemente die in's ftädtifche Leben übergingen nahmen vorwiegend überall das Gepräge ihres neuen Berufes an, gaben mit ihren verlaffenen Lebensftellungen auch ihre früheren Sitten und Gebräuche auf und amalgamirten fich geiftig und fittlich mit der — Mittelclaffe, mit dem Stande der Handels- und Gewerbsleute. Auf diefe Weife bildete fich im Grofsen Ganzen überall in Europa zwifchen den gefchiedenen Blutskreifen der Landbevölkerung und des Adels der für fich wieder gefonderte Blutskreis des Mittelftandes, der ftädtifchen Bürger. Und diefe fociale Gefondertheit ift gerade fo recht der Boden auf dem Handel insbefondere gerne gedeiht.

Denn feinem innerften Wefen und auch wie wir gefehen haben feinem gefchichtlichen Urfprunge nach ift der Handel eine Ausbeutung der Fremden und als folche ift

er immer mit Vorliebe gegen ein heterogenes ethnisches oder sociales Element, gegen eine neue fremde Rasse gerichtet. Denn ursprünglich war aller Handel vorwiegend ein auswärtiger, und auch heutzutage hat der grössere Handel immer die Tendenz ein auswärtiger zu werden. Die Auswärtigkeit ist eigentlich der letzte Zielpunkt, die Krone alles Handels — weil er eben seit jeher immer die Tendenz hat die Fremden, das Ausland auszubeuten. Diesen Character und diese Tendenz hatte der Handel im Alterthume wie heutzutage immer und überall. Man denke nur an den Handel den seit den ältesten Zeiten Culturvölker mit Naturvölkern führen — man denke daran wie dieser Handel betrieben wird ohne die beiderseitigen Parteien social einander näher zu bringen; man denke an jenen Vorgang, wo die Kaufleute des handeltreibenden Volkes an den Küsten und Grenzstrichen wilder Naturvölker ihre Waaren niederlegen und sich entfernen und wie dann diese Wilden, die jede Annäherung an die Fremden scheuen, die verlassenen Waaren in Empfang nehmen und ihre Gegenwerthe an derselden Stelle zurücklassen. Jede der beiden Partien betrachtet die andere als die übervortheilte und ausgebeutete, wobei aber das Bewusstsein, dass es Fremde sind die man ausbeutet, jede Gewissensregung zum Schweigen bringt. Ein solcher Handel ist ursprünglich im Kreise eines Stammes, einer stammverwandten Gruppe gar nicht möglich. Freilich begünstigt auch der Umstand des Besitzes der verschiedenartigen Artikel, welche die verschiedenartigen Bedürfnisse entfernter Völkerschaften befriedigen den Eintritt der Handelsbeziehungen. Aber diese natürliche Thatsache trifft merkwürdig zusammen mit dem zweiten, den Handel so sehr begünstigenden Umstande, dass es immer Fremde sind, von denen man einen Gewinn zieht, der ohne Zweifel in den Augen jeder Partei als ein unredlicher, und nur

den Fremden gegenüber erlaubter erſcheint. Und ſpielt ſich denn dieſer characteriſtiſche Zug des Handels nicht auch im auswärtigem Handel des heutigen Europa mit uncultivirten Völkern z. B. Afrikas oder Oſtaſiens ab? Iſt es nicht im Grunde immer eine Ausbeutung der Unwiſſenheit jener Völker die da ſo ſchwunghaft betrieben wird. Ja, und iſt dieſe Ausbeutung noch obendrein nicht eine im höchſten Grade gewiſſenloſe, wenn jenen Völkern für die Erzeugniſſe ihrer geſegneten Länder Artikel in Tauſch hintangegeben werden, an deren giftigen und mörderiſchen Eigenſchaften ſie zu Grunde gehen? (geiſtige Getränke.) Und was beſchwichtiget das Gewiſſen der Europäer bei dieſem höchſt unredlichen Handel? doch offenbar nur der Gedanke, daſs es nur »Wilde«, nur Aſiaten und Afrikaner ſind, an denen man ſo handelt. So liegt denn in der Natur des Handels ein Zug zur Ausbeutung der Fremden und dieſer iſt es, der uns die immer und überall vorkommende ethniſche Verſchiedenheit des Handelsſtandes erklärt. Aber ebenſo wie die Hauptberufsclaſſen der Staaten, der Herren- oder Kriegerſtand, der Bauernſtand und der Handelſtand urſprünglich ſich überall aus heterogenen ethniſchen Elementen bildeten: ebenſo ſehen wir in den ſpäter in den Staaten entſtehenden Berufsclaſſen immer eine Tendenz zur kaſtenmäſsigen Abſchlieſsung, d. h. zur Raſſenbildung. Auch heutzutage iſt das tägliche Leben reich an Beiſpielen für dieſe Behauptung; aber gewiſs in viel höherem Grade und erfolgreicher trat dieſe Tendenz zur Kaſten- und Raſſenbildung in den Berufsclaſſen früherer Jahrhunderte hervor. Und dieſe Beiſpiele wo ſich notoriſch neu gebildete und entſtandene Berufsclaſſen zu Kaſten abſchloſſen, haben eben dazu verleitet auch die drei Hauptberufsclaſſen des Staates wo ſie ſich als ethniſch-heterogene Kreiſe darſtellten als urſprünglich geeinigte und erſt ſpäter getrennte ſociale Schichten aufzufaſſen.

Auf diefe Weife entftand die gewöhnliche Anficht, die fich die Entftehung diefer Hauptberufsclaffen auf eine ganz hausbackene Weife durch das Bedürfnifs nach Arbeitstheilung, dem die Menfchen in zweckmäfsiger Weife durch freiwillige Ergreifung verfchiedener Berufe entgegenkamen erklärt. Auch die gröfsten Denker kamen über diefe wirklich naive Erklärung nicht hinaus. »Bei der Vermehrung der Menfchen, fo ungefähr lautet diefe Argumentation, ftellte fich das Bedürfnifs nach Theilung der Arbeit heraus; nun wurden die einen Bauern, die Andern Handels- und Gewerbetreibende und die dritten wurden Herren.« [1]) Es liegt ein beneidenswerther Optimifmus in folchen Erklärungen die fich diefe Berufsclaffentheilung als ein Werk friedlicher Uebereinkunft, als eine Art contrat social vorftellen. Man unterläfst dabei ganz, fich die Frage zu beantworten, wie denn die Mehrheit der Menfchen in jenen frühen Jahrtaufenden zu der philantropifchen Refignation käme, fich freiwillig mit fchweren Berufszweigen zu belaften, und bequemere, angenehmere Berufszweige andern zu überlaffen. Wer würde heute z. B. bei einer folchen freien Uebereinkunft für fich den Beruf eines Sklaven übernehmen, oder auch den eines Gewerbetreibenden um Andern die Rolle von Herren zu überlaffen? Und gefchieht etwa heute die Berufswahl in vollkommener Freiheit? Ift es etwa in unferem »freien« Jahrhundert ein Act freien Entfchluffes? Nein, auch heute möchte fo mancher Bauer, wenn fchon nicht felbft es werden wollen, doch wenigftens feinen Sohn lieber zum Minifter oder

---

[1]) Diefer Gedanke begegnet uns in unzähligen Variationen bei Hiftorikern, Philofophen, Ethnografen und Sociologen. Auch ein fo nüchterner Beobachter wie Lotze wiederholt ihn in folgenden Worten: ». . die engere Zufammendrängung der Völker, der Uebergang zum fefshaften Leben entwickelte neue Bedürfniffe und verlangte neue Arbeiten die zu andern gefelligen Ordnungen führten« Mikrokosmos III 251.

wenigftens zum Grofsgrundbefitzer beftimmen? Ift ihm das möglich, ift fein Wunfch realifirbar? Darauf hören wir die Antwort: heute wäre es allerdings anders; heute hätten fich gewiffe Verhältniffe herausgebildet, die den Einzelnen zwingend umgeben und deren eiferne Schranken es nur feltenen Ausnahmen zu durchbrechen gelingt. Nun, man tröfte fich — in diefer Beziehung ift die Gegenwart nicht fchlimmer, ja vielleicht gar etwas beffer als die frühefte Vergangenheit. Was fich da auf focialem Gebiet abfpielt, diefe »zwingenden Verhältniffe« die den Einzelnen bei feiner Geburt erfaffen und bis zum Grabe geleiten, fie find nur der Ausdruck, die Aeufserung eines jener focialen Naturgefetze, die nur die Form ändern, deren Wefen fich feit Jahrtaufenden nicht änderte. Mögen uns diefe zwingenden Verhältniffe heute als Standes- und Claffenverhältniffe- und Schranken entgegentreten, einft waren es Stammesverhältniffe- und Schranken — die Form hat fich vielleicht geändert, der Kern blieb derfelbe. Heutzutage erfcheint uns der Zwang, der den Einzelnen im Grofsen und Ganzen in feiner focialen Sphäre fefthält nicht als ein phyfifcher, auch nicht als rechtlicher — wir nennen ihn einen »gefellfchaftlichen« Zwang — die Sache ift diefelbe. Nie und nimmer hat fich die fogenannte fociale »Arbeitstheilung«, die Scheidung der Berufszweige freiwillig vollzogen. Immer und überall waren es theils phififcher Zwang, theils natürliche, zwingende Verhältniffe, die diefe fociale Arbeits- und Berufstheilung herbeiführten. Gewalt oder Lift brachten fie zu Wege — fonft würde fie heute noch nicht exiftiren. Kein Menfch würde je fich freiwillig dazu entfchliefsen für einen »Herrn« Sklavendienft zu leiften; kein Volk würde je, ohne dafs es überliftet wurde, fich von einem fremden handeltreibenden Volke »ausbeuten« laffen. Freiwillig und nicht überliftet — würden fie alle lieber die »Entwicklung

der Menſchheit« auf ihrer erſten primitivſten Stufe feſtgebannt haben — Zwang und Liſt muſste angewendet werden, ward naturgeſetzlich und naturnothwendig angewendet, um dieſer Entwicklung immer weiter Bahn zu brechen. Und das iſt noch der einzige ſchöne Zug in der menſchlichen Natur daſs dieſer »ausbeutende« Zwang immer nur gegen Fremde geübt ward — fremde Stämme unterjochte man und zwang ſie zur Sklavenarbeit — fremde Stämme beutete man durch Handel und Gewerbefleiſs aus. So ruhen denn im Hintergrunde dieſer ganzen Menſchheitsentwicklung ſo zu ſagen naturgeſetzliche Triebfedern, die, durch die nothwendige Vorausſetzung der Vielheit blutsfremder urſprünglicher Menſchengruppen, mit ihren unſichtbaren Faſern in dem Geheimniſs der Schöpfung wurzeln.

---

34. Herrſchafts-Gewinnung, Ordnung und Erhaltung.

Was die heterogenen ethniſchen Elemente von Uranfang an, und die heterogenen ſocialen Beſtandtheile, in der weiteren Entwicklung der Geſchichte zuſammenführt, was ſie aufeinander anweiſt und bezieht und auf dieſe Weiſe den ſocialen Naturprozeſs in Bewegung ſetzt: das iſt, wie wir geſehen haben, die ewige Ausbeutungs- und Herrſchſucht der Stärkeren und Ueberlegeneren. Der Raſſenkampf um Herrſchaft in allen ſeinen Formen, in den offenen und gewaltthätigen, wie in den latenten und friedlichen, iſt daher das eigentlich treibende Princip, die bewegende Kraft der Geſchichte. Die Herrſchaft ſelbſt aber iſt das Pivôt an dem alle die Vorgänge des Geſchichtsprozeſſes hängen, die Achſe um die ſie ſich drehen. Denn ſociale Amalgamirungen, Cultur, Nationalität, und alle die höchſten Erſcheinungen der Geſchichte, ſie

treten nur zu Tage in Folge und durch das Mittel von Herrſchaftsorganiſationen.

Wollen wir daher alle dieſe Erſcheinungen ſo zu ſagen von hinter den Couliſſen betrachten, ihre innere Struktur und Entſtehung kennen lernen, ſo müſſen wir das Weſen der Herrſchaft, die Modalitäten ihrer Begründung, ihrer Ordnung und Einrichtnng, endlich ihrer Erhaltung in's Auge faſſen.

Jede Herrſchaft iſt immer das Reſultat eines Krieges — denn jeder Krieg, wenn er nicht ein bloſser Raubzug iſt, hat den Zweck, dauernde Herrſchaft zu begründen.[1]) In der Herrſchaft gelangen die Kräfte des Krieges zum Gleichgewicht, indem die Sieger Herrſcher bleiben und die Beſiegten vom kriegeriſchen Widerſtand ablaſſen. Aber der Kampf, das Eſſentielle des Krieges, hat in der Herrſchaft nur die Form des Krieges abgelegt um latent zu werden — und dieſer latente Zuſtand des Kampfes iſt es der zwiſchen Herrſchenden und Beherrſchten eine ewige Spannung der Kräfte erhält, die in Ruhe und Gleichgewicht zu erhalten, die höchſte Kunſt jeder Regierung iſt.

Nun liegt es im Weſen jeder Herrſchaft, daſs ſie nur von einer Minderheit geübt werden kann. Die Herrſchaft einer Mehrheit über eine Minderheit iſt undenkbar, weil ein Widerſinn. Ebenſo wie es in der Natur der Sache liegt, daſs eine Pyramide auf einer breiten Baſis ruhen muſs, von der ſie immer ſich verengernd zur Spite ſich erhebt, und wie es ein Ding der Unmöglichkeit wäre eine Pyramide auf die Spitze zu ſtellen und die Baſis in der

---

[1]) Auch der Raubzug begründet eine Herrſchaft doch nur über die geraubten Perſonen und Sachen. Der Krieg bezweckt dagegen eine dauernde Abhängigkeit der beſiegten Menſchengruppe, des beſiegten Volkes.

Luft ſchweben zu laſſen: ebenſo liegt es in der Natur der Herrſchaft, daſs ſie nur beſtehen kann als eine Machtübung einer Minderheit über eine Mehrheit. Dieſe Natur ſchöpft die Herrſchaft aus der Natur der Menſchen — daher iſt ſie überall die gleiche und waren und ſind immer und überall die Herrſchaften nach denſelben Prinzipien organiſirt.

In dieſer ihrer Modalität zeigt ſich auch die innere weſentliche Verwandtſchaft der Herrſchaft mit dem Kriege. Denn auch der Krieg kann ſeiner Natur nach nur unter Anführung eines Einzelnen oder ſehr Weniger unternommen werden; und dieſem dringenden Gebote ſeiner Natur unterliegen die Kriegszüge immer und überall auch bei den wildeſten Horden — ja ſogar bei den Thieren. Wie aber die Herrſchaft nur das Reſultat eines Krieges ſein kann, ein weiteres Stadium und friedlicher Schluſs desſelben, ſo geht meiſt die Organiſation des Krieges unmittelbar in die Organiſation der Herrſchaft über. Daraus erklärt ſich das gleiche Vorkommen der Einherrſchaft, welche Namen und Formen ſie auch hat, und der Herrſchaftshierarchie, in allen Zeiten und bei allen Völkern.

Nun hat es oft Lehrmeinungen gegeben, daſs die Herrſchaft nicht durchaus mittelſt des Krieges und kriegsähnlicher Organiſation einer Minderheit gegenüber einer Mehrheit, ſondern auch durch freiwillige Uebereinkunft zwiſchen den Mitgliedern eines Gemeinweſens begründet werden könnte — ja, und was noch mehr, man wollte ſogar aus der Geſchichte Thatſachen zur Unterſtützung dieſer Meinung beigebracht haben. Als auf eine eclatante Thatſache berief man ſich insbeſondere auf die Gründung der Nordamerikaniſchen Staaten. Dieſe Meinungen ſind eben ſo falſch wie die angeführten Thatſachen; bleiben wir um dieſelben noch einmal zu widerlegen bei der Gründung der Nordamerikaniſchen Union. Sehen wir ganz davon

ab, daſs die europäiſchen Einwanderer die amerikaniſchen Völkerſchaften ſyſtematiſch ausbeuteten um ſich im neuen Lande Subſiſtenzmittel zu verſchaffen; ſehen wir davon ab, daſs, als ſich die amerikaniſchen Völkerſchaften zur ſtabilen Beherrſchung nicht eigneten, ſie von den Europäern verdrängt und ausgerottet wurden; ſehen wir endlich davon ab, daſs man, in Folge deſſen um eine arbeitende Bevölkerung zu haben (als Baſis der Pyramide) ſeit 1620 ſich Negerſklaven aus Afrika importiren muſste. Betrachten wir nur unter welchen Modalitäten denn die Coloniſation und Beſiedlung des neuen Continent's durch die Europäer vor ſich gieng?

Die Europäer übertrugen einfach ihre heimiſchen Herrſchafts-Organiſationen auf den neuen Continent; ſie kamen bereits hin als Befehlende und Abhängige, als Herrſchende und Beherrſchte — und nur auf dieſe Weiſe konntèn ſie dort eine dauernde Herrſchaft gründen. Ja! die Formen in denen ſie dort die neuen Herrſchaften gründeten unterſchieden ſich im Weſen gar nicht von denjenigen in denen überhaupt bei Eroberungen und Landnahmen Herrſchaft begründet wurde [1]) und in denen einige Jahrhunderte früher die Normanen ihre Herrſchaft in England gründeten — nur daſs die neuen Herrſchaftsbegründer in Amerika ſich ihre Untergebenen nicht mit dem Degen in der Hand erſt unterwarfen, ſondern dieſelben als bereits kraft der heimiſchen Herrſchaftsorganiſation von ihnen Abhängige, und zwar als Schuldner, mit hinüber brachten und daſs ſtatt der mittelalterlichen Ritter mächtige Kaufherren nnd Verwaltungsräthe der von den engliſchen Königen conceſſionirten Geſellſchaften an der Spitze dieſer Herrſchaftsorganiſation ſtanden.

Hören wir z. B. wie Friedrich Ratzel dieſe erſte

[1]) Vrgl. »Rechtsſtaat und Socialiſmus« §§. 12—30.

Herrſchaftsbegründung und Organiſation in Amerika ſchildert: »Die Conceſſion für Ausbeutung und Beſiedlung Virginiens erhielt eine Londoner Geſellſchaft, an deren Spitze unter anderen der bekannte Geograph Richard Hakluyt ſtand . . . Dieſe Conceſſion ſchuf übrigens weiter nichts als eine Geſellſchaft für Handel, Pflanzung und Fiſcherei, die das Land das ſie in Beſitz nahm, vom König zu Lehen hatte, der ein Director und ein Rath der Actionäre in London und ein Präſident nebſt Rath am Ort der Anſiedlung vorſtand und welche vollkommen freie Hand hatte in allem, was nicht den Geſetzen des Mutterlandes widerſprach; ſie hatte das Recht alle Unterthanen des Königs, die auswandern wollten, als Anſiedler aufzunehmen und dieſelben ſollten derſelben Freiheiten ſich erfreuen wie die Engländer des Mutterlandes; ſchwere Vergehen durften nicht an Ort und Stelle ſondern muſsten in England abgeurtheilt werden; aber die politiſchen Rechte waren den Anſiedlern vorenthalten, ſie hatten keinen Einfluſs auf die Zuſammenſetzung weder des Colonial- noch des obern Rathes . . . Auch zahlreiche weiſse Einwanderer kamen nach Virginien, welche nicht die Mittel hatten, ihre Ueberfahrt zu zahlen und daher bis zur Tilgung der für dieſelbe eingegangenen Schuld in einer zeitlichen, der Sklaverei übrigens ſehr ähnlichen Gebundenheit (indented servants nannte man ſie) für einen Herrn arbeiten muſsten und es geſchah auf dieſe Weiſe, daſs eine ſtarke Arbeiterbevölkerung ſich in der Colonie anſammelte, aus welcher verhältniſsmäſsig wenig gröſsere Landbeſitzer ſich hervorhoben. Unter dieſen letzteren waren jüngere Angehörige engliſcher Adelshäuſer nicht ſelten und der reiche Pflanzer der auf ſeiner weiten Domäne ſaſs, wo er nur Diener und Sklaven um ſich ſah, während Tagreiſen ihn von ſeinesgleichen

trennten, faſt ſelbſtverſtändlich Vertreter in der Legislatur, Friedensrichter, Führer der Miliz ſeines Bezirkes wurde das Ebenbild des altengliſchen Squire.« [1])

Wir ſehen alſo wie die Natur der Herrſchaft ſich immer gleich bleibt und wie die letztere, in welch verſchiedenen Formen ſie auch gewonnen, erworben und begründet wird, im weſentlichen immer und überall diejenige Geſtalt und Organiſation erlangt, die ihrem innerſten Weſen entſprechend iſt.

Anders wie ſie hier geſchildert iſt, konnte auch bei gewaltſamer Eroberung und Landnahme keine Herrſchaft ſich geſtalten, und welche »conſtitutionellen« und »republikaniſchen« Formen auch die nordamerikaniſchen Gemeinweſen ſpäter annahmen, es wäre naiv zu glauben, daſs unter dieſen Formen das Weſen der Herrſchaft ſich je und bis heutzutage im mindeſten änderte.

Aus dieſem überall gleichen Weſen der Herrſchaft als einer Abhängigkeit Vieler von Wenigen erklärt ſich die im Princip und in den Grundzügen überall gleiche Art und Weiſe der Einrichtung, die Organiſation derſelben. Ueberall nämlich erfordert es die Natur der Sache, daſs zwiſchen den oberſten Wenigen und der unterſten Maſſe ſich eine Mittelſchichte ſolcher herausbildet die im Intereſſe der Oberſten, die Unterſten in den Cadres der Organiſation feſthalten und nach oben und unten vermittelnd die kräftigſte Stütze des ganzen Baues werden. Möge ſich ein ſolcher »Mittelſtand« auf welche Art und Weiſe immer nach wechſelnden Verhältniſſen und Umſtänden herausbilden, aus inneren oder äuſseren Elementen, aus einheimiſchen oder heterogenen, in welch letzterem Falle er ſich oft in mehrere Stände und Berufe criſtalliſirt, immer wird er dieſelbe für die ganze Organiſation heilſame Aufgabe

[1]) Ratzel, Amerika II 53.

erfüllen; der Mangel aber dieſer heilſamen Zwiſchenbildung würde ſich durch häufige Erſchütterungen, durch eine gewiſſe Gebrechlichkeit und Gefährlichkeit des ganzen Baues kundgeben und oft den allzufrühen Zuſammenſturz desſelben verſchulden.

Denn der ſchwächſte Punkt jeder Organiſation der Herrſchaft beſteht eben darin, daſs der nothwendige Gegenſatz zwiſchen Herrſchenden und Beherrſchten auch abgeſehen von jedem coincidirenden ethniſchen, wirthſchaftlichen, intellectuellen, ſittlichen oder ſonſt welchen Gegenſatz ſehr leicht zu jeder Zeit den Krieg, dem die Herrſchaft ſeinerzeit ein Ende machte, wieder entzündet und die ganze Herrſchaftsorganiſation wieder in Frage ſtellt.

Dieſe in der Natur der Sache liegende und ſie ſtets bedrohende Gefahr iſt den Herrſchenden inſtinctiv immer mehr oder weniger bekannt und dieſes inſtinctive Gefühl der drohenden Gefahr führt die Herrſchenden immer und überall zu einer ſo zu ſagen reflexiven Handlungsweiſe, welche dieſer Gefahr vorzubeugen beſtimmt iſt und die den Inhalt all und jeder Regierungspolitik der herrſchenden Minorität gegenüber der beherrſchten Majorität bildet.

So wie aber dieſe ganze Handlungsweiſe und die Geſammtheit der zu derſelben gehörenden Maſsregeln im Groſsen und Ganzen reflexiviſch erfolgt, d. h. in der Art von Reflexivbewegungen, ſo iſt es klar, daſs dieſelbe uns immer und überall ein und denſelben eigenartigen Naturprozeſs darſtellt, der den Gegenſtand eines beſonderen Theiles der Staatswiſſenſchaft und zwar die Verwaltungswiſſenſchaft bildet. In dieſem Sinne haben wir das Weſen und den Character dieſes Theiles des groſsen ſocialen Naturprozeſſes in einem beſonderen Buche darzuſtellen uns bemüht auf das wir hier nur verweiſen,[1]) indem wir uns begnügen

[1]) S. unſere »Verwaltungslehre etc.« Innsbruck, Wagner 1882.

zur Characterisirung der Tendenz dieser »Verwaltung« einiges hervorzuheben, was ihren Zusammenhang mit dem großen socialen Naturprozeß in besseres Licht setzen soll.

Wenn man häufig den Satz wiederholt, daß jede Herrschaft durch dieselben Mittel erhalten wird, durch die sie gegründet wurde so ist daran so viel richtig, daß keine Herrschaft ihre wahre Abstammung, die Gewalt, verläugnen darf und daß sie durch fortwährende Pflege uud Aufrechthaltung und eventuell Geltendmachung ihrer Macht dieser ihrer Herkunft und ihrem Ursprunge immer treu bleiben muß. Andererseits aber besagt obiger Satz zu wenig in so ferne die Anwendung bloß materieller Gewalt keineswegs hinreicht eine gewonnene Herrschaft auch zu erhalten und dazu vielmehr ein System von Maßregeln und die Entwicklung einer Thätigkeit erforderlich ist von der bei der Gründung der Herrschaft nicht die Rede sein konnte. Und damit werden wir bei dem Punkte angelangt sein, wo der Strom jeder einzelnen Herrschaftsentwicklung durch das von ihm hervorgebrachte ihm eigenthümliche Culturgebiet hindurchfließend in das Meer der Geschichte mündet.

Die Tendenz nämlich jener Maßregeln und Thätigkeit der die Herrschaft Uebenden geht ganz reflexivisch dahin, den ursprünglichen ethnischen Gegensatz zwischen ihnen und den Beherrschten zu mindern und dadurch jene ewige Gefahr des wiederausbrechenden Krieges zu beseitigen. Am handgreiflichsten und erkennbarsten tritt aber dieser Gegensatz in der Verschiedenheit der Sprache auf. Die Sieger sprechen eine andere als die Besiegten. Diese Verschiedenheit muß weichen, wenn die Last der Herrschaft nicht unnöthigerweise durch den auf jedem Schritt und Tritt sich entgegendrängenden ethnischen Gegensatz noch vergrößert und verbittert werden soll. Eine der Sprachen muß der andern den Platz räumen und Herrscher und Be-

herrſchte müſſen im Intereſſe der erſteren in einer Sprache verkehren, und durch die Gemeinſamkeit der Sprache verbunden werden. Welche Sprache ſiegt nun ob? die der herrſchenden Minderheit oder die der beherrſchten Mehrheit? Nach vielen Beiſpielen zu urtheilen, ſcheint das Letztere der Fall zu ſein. So haben um nur einige Fälle zu citiren die erobernden Warägen die Sprache des unterjochten ruſſiſchen Volkes; die erobernden germaniſchen Longobarden die des unterjochten italieniſchen Volkes; die erobernden Normanen zuerſt die Sprache der unterjochten Franzoſen, ſodann die der unterjochten Angelſachſen angenommen. Dieſer Vorgang iſt auch ſonſt am leichteſten zu erklären. Denn erſtens iſt es begreiflich, daſs die Minorität die Sprache der Majorität annimmt insbeſondere da die Organiſation der Herrſchaft es mit ſich bringt, daſs die einzelnen Familien aus der herrſchenden Klaſſe im täglichen Leben räumlich weit von einander entfernt in ſtetem Contact und in der Umgebung ihrer andersſprachigen Untergebenen ſich befinden, und daſs ſie auf dieſe Weiſe in ihrer angeſtammten Sprache wenig, in derjenigen ihrer Untergebenen viel verkehren. So geräth langſam die angeſtammte Sprache der herrſchenden Minorität außer Uebung und in Vergeſſenheit und die Sprache der beherrſchten Majorität ſiegt ob. Und noch ein zweiter Grund trägt dazu bei. Die Herrſchenden kennen nur ein Intereſſe — das der Erhaltung ihrer Herrſchaft. Dieſes geht ihnen über alles. Daſs ſie practiſche, geiſtig überlegene Leute ſind, das bewieſen ſie durch die That. Sie kennen in der Politik keine Sentimentalität; die überlaſſen ſie den Beherrſchten und haben an derſelben ihre Freude. Sprache iſt ihnen nur ein Mittel der Verſtändigung — ſie erlernten leicht die Sprache des unterjochten Volkes und ihrer geiſtigen Ueberlegenheit kommt es auf die Formen des Ausdrucks in denen ſie ſich offenbart, nicht an. Die

practischen Interessen also des täglichen Lebens und das Interesse der Herrschaft einerseits; eine überlegene nonchalance die das Gefühlsmoment der Anhänglichkeit an die angestammte Sprache überwindet — führen zur Annahme der Sprache der beherrschten Majorität.

Es gibt aber auch Beispiele des umgekehrten Vorganges, wo eine siegreiche Minorität der unterworfenen Majorität ihre Sprache aufoctroyirte.

Ebenso instinctiv und reflexivisch wie die Beseitigung der Verschiedenheit der Sprache, erfolgt, wenn auch in längerem auf zäheren Widerstand stoßsenden Prozesse die Beseitigung der Verschiedenheit der Religion.

Während der Mensch an der Sprache seiner Gemeinschaft als an etwas Liebgewordenem hängt, woran ihn nur das Gefühlsmoment der Anhänglichkeit festhält: ist es mit den angestammten Religionsvorstellungen schon etwas ganz anders. Das Festhalten an der Religion wird durch Momente der Furcht und des Aberglaubens unterstützt. Den Abfall von den angestammten Göttern betrachtet man als schwere Versündigung die nicht ohne Strafe bleiben kann. Gegen die neuen Götter hegt man tiefes Misstrauen. Da geht nun die Verschmelzung schwerer vor sich. Doch ist auch hier die herrschende Minorität zu Compromissen geneigter,[1]) läſst auch wohl dem unterworfenen Volke seine

---

[1]) Diesen gesunden Herrschaftsinstinct findet man nicht nur bei Herrschenden unter Culturvölkern, sondern auch unter Halbwilden. So erzählt Holub von dem König des Bakwenastammes Sechele: Derselbe wurde in seiner Jugendzeit Christ, »als er aber bemerkte, daſs die Mehrzahl seines Stammes am Heidenthum hielt, sein Bruder Khosilintschi von dem Volke sehr geachtet wurde und durch seine (Secheles) Bekehrung die von ihm aufgegebenen heidnischen Gebräuche, deren Leitung dem jeweiligen Könige zufielen und mit dem Genuſs der ersten Feldfrüchte und der Regenmacherei etc. verbunden waren, nunmehr von seinem Bruder geleitet und vollstrekt wurden und dieser in der Gunst des Volkes

Götter als untergeordnete Mächte und begnügt ſich mit der Proclamirung der eigenen als der oberen und mächtigeren. So entſteht denn langſam eine gemeinſame Religion in der man noch lange die urſprünglichen Elemente unterſcheiden kann. Und auch die mit den religiöſen Vorſtellungen in Verbindung ſtehenden Sitten und Gebräuche vermiſchen ſich zu einem gemeinſamen Complex. Das Ende aber dieſes Prozeſſes iſt meiſt das Schwinden der Verſchiedenheit der Religion zwiſchen Herrſchenden und Beherrſchten und nur da wo dieſs erfolgt, können die erſteren ihre Herrſchaft auch an die feſten Pfeiler der Religion anlehnen — was immer für jede Herrſchaft ein mächtiges Element der Erhaltung, eine ſtarke Gewähr des Beſtandes bildet.

Die Gemeinſamkeit dieſer zwei Momente, der Sprache und der Religion, iſt die unerläſslichſte Vorbedingung jedes weitern gedeihlichen Ausbaues und immer gröſserer Befeſtigung der Herrſchaft — erſt auf dieſen Grundlagen können ein einheitliches Recht, eine gewiſſe Gemeinſamkeit wirthſchaftlicher, politiſcher und nationaler Intereſſen ſich entwickeln und die urſprünglichen heterogenen ethniſchen Elemente die ſich in dem Gegenſatz von Herrſchenden und Beherrſchten fortſetzten, ſich in eine bis zu einem gewiſſen Punkte nicht nur ſcheinbare Einheit verwandeln, die als ſolche ihre in der Natur der menſchlichen Gemeinſchaften tief wurzelnden Bedürfniſſe der kriegeriſchen und ausbeutenden Bewegung nach auswärts auf Koſten anderer ähnlicher und auch ähnlich zu Stande gekommener Einheiten zu befriedigen ſucht.

ſtieg, entſchloſs ſich Seſchele wohl bis zu einem gewiſſen Punkte, ſo z. B. den Beſuch der Kirche, der Taufe ſeiner Kinder u. ſ. w. Chriſt zu bleiben ſonſt aber, ſoweit dies mit ſeiner Macht als Herrſcher zuſammenhieng, die heidniſchen Gebräuche auszuüben und theilweiſe auch zu leiten.» (Afrika I 405.)

Damit will offenbar nicht gesagt sein, dass mit der Beseitigung dieser zwei wichtigsten trennenden Momente, mit der Herstellung politischer, sprachlicher und religiöser Einheit jene Gefahr der innern Kriegsausbrüche und Erschütterungen für immer beseitigt ist; es bleiben der trennenden Gegensätze zwischen Herrschenden und Beherrschten noch immer genug, Gegensätze die nicht nur in der Thatsache der Herrschaft selbst, sondern in unvermeidlichen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, intellectuellen und culturellen Unterschieden wurzeln: doch ist ohne jene sprachliche und religiöse Einheit der feste Ausbau der Herrschaft und die ruhige Entwicklung des Staates noch viel schwieriger, wenn nicht vielleicht ganz unmöglich.[1])

---

[1]) Wenn es eines Beispieles bedarf, dass auch in den ausgesprochensten »Nationalstaaten« der einstige tiefe, auf ethnischer Heterogeneität beruhende Gegensatz gleichsam unter der Asche fortglimmt und noch immer nicht aufgehört hat ein Element der Gefahr zu sein das bei socialen Umwälzungen und Revolutionen immer noch mächtig hervorbrechen kann, so möge das höchst interessante Zeugniss Gobineaus über das Verhältniss des französischen Landvolkes zum französichen Adel und Bürgerthum hier Platz finden. Nachdem Gobineau den weiten Abstand zwischen den »civilisirten« Ständen Frankreichs und dem Landvolke hervorgehoben, von der tiefen Kluft gesprochen die zwischen den obern 10 Millionen und den untern 26 Millionen in Frankreich herrscht, von dieser »tacurnité qui dans toutes nos provinces, est le caractère le plus marqué du paysan vis-a-vis de ce qu'il appelle le bourgeois« und von der »ligne de demarcation si infranchissable eutre lui el les propriètaires les plus aimés de son canton« fährt er fort: »Et enfin avec quelle ténacité ils continuent à regarder tout ce qui n'est pas, comme eux, paysan, sous le même aspect que les hommes de la plus lointaine antiquité consideraient l'etranger! A la vérité, ils ne les tuent pas, grâce à la terreur, même singulière et mystérieuse, que leur inspirent des lois qu'ils n'ont point faites; mais ils le haïssent franchement, s'en défient, et, quant à ce qui est de le rançonner, s'en donnent à coeur joie, lorsqu'ils le peuvent sans trop de risques. Sont ils donc méchants? Non, pas entre eux; on les voit échanger de bons procédés et des complaisances. Seulement ils se regar-

Nur diese von uns als Vorbedingung jeder gedeihlichen staatlichen Entwicklung hingestellte sprachliche und religiöse Gemeinsamkeit zwischen Herrschenden und Beherrschten gibt die Möglichkeit einer Entwicklung der Gesammtheit zu nationaler Einheit — ein Factor, der von unberechenbarer moralischer Tragweite ist, zum Zwecke der

---

dent comme une autre espèce, espèce, à les en croire, opprimée, faible, qui doit avoir son recours à la ruse, mais qui garde aussi son orgueil très-tenace, très-meprisant. Dans quelques-unes de nos provinces, le laboureur s'estime de beaucoup meilleur sang et de plus vielle souche que son ancien seigneur . . . Qu'on n'en doute pas, le fond de la population française n'a que peu de points communs avec sa surface; c'est un abîme au-dessus du quel la civilisation est suspendue et les eaux profondes et immobiles, dormant au fond du gouffre, se montreront quelque jour, irrésistiblement dissolvantes. Les événements les plus tragiques ont ensanglauté le pays, sans que la nation agricole y ait cherché une autre part que celle qu'on la forçait d'y prendre. Là, où son intérêt personnel et direct ne s'est pas trouvé en jeu, elle a laissé passer les orages sans s'y méler, même par la sympathie. Effrayées et scandalisées à ce spectacle, beaucoup de personnes ont prononcé que les paysans étaient essentiellement pervers; c'est tout à la fois une injustice et une très-fausse appréciation. Les paysans nous regardent presque comme des ennemis. Ils n'entendent rien à notre civilisation, ils n'y contribuent pas de leur gré, et, en tant quils le peuvent, ils se croient autorisés à profiter de ses desastres. Si on les considère en dehors de cet antagonisme, quelque fois activ, le plus souvent inerte, on ne revoque plus en doute que de hautes qualités morales, quoique souvent très-singulièrement appliquées ne résident chez eux. J'applique à toute Europe ce que je viens de dire de la France . . (Gobineau l. c. I 165 ff.) Wir stimmen in Letzterem Gobineau vollkommen bei und wenn er seine obigen Behauptungen auf eigene Beobachtungen in den westlichen Ländern Europas stützt, so können wir aus unsern Beobachtungen im Osten Europas denselben vollkommen beitreten. Doch glauben wir noch mehr sagen zu können; wir glauben, dass es nur genauer Beobachtungen in den Staaten der andern Welttheile bedürfte, um diese Verhältnisse als die überall gleichen zu constatiren. Es sind das eben Verhältnisse die aus der überall gleichen Natur des socialen Prozesses entspringen.

Erhaltung der einheitlichen Herrſchafts-Organiſation und zur moraliſchen Kräftigung derſelben für die unvermeidlichen und jedem politiſchen Gemeinweſen auch nothwendigen Kämpfe nach Auſsen, ſei es in Angriff oder Vertheidigung.

In weiterer Linie ſcheint aber eine ſolche Einigung und Herſtellung einer groſsen auf Gemeinſamkeit der Cultur gegründeten Nationalität in dem Zuge des menſchlichen Geſchichtsprozeſſes zu liegen der auf dieſem Wege, und wie es ſcheint nur auf dieſem Wege, zur Herſtellung eines eigenartigen groſsen Culturgebietes gelangen kann.

35. Herrſchaftsorganiſation und Cultur.

Wir haben ſchon oben (S. 179) darauf hingewieſen, daſs die Entwicklung des Staates und aller der durch ihn geſetzten Verhältniſſe zur Cultur führen. Auch ſahen wir, daſs uns im Laufe der Geſchichte als Producte des ſocialen Naturprozeſſes Culturerſcheinungen entgegentreten, die auf gewiſſen territorialen Gebieten ſich entwickeln und als deren Subſtrate oder Subjecte wir Culturvölker oder Culturnationen anerkennen müſſen, die im Laufe dieſer Culturentwicklung zum mindeſten einmal in einem politiſchen Gemeinweſen, in einem Staat ihren politiſchen Einigungspunkt gefunden haben.[1]) Cultur iſt nun vorwiegend eine ſogenannte geiſtige Erſcheinung. Sie beſteht nämlich in einem Complex von durch Erkenntniſſe gewonnenen Aufchauungen und in einer dieſen Anſchauungen gemäſs geſtalteten Lebensordnung zu welch letzterer auch die entſprechende Anwendung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Verbeſſerung und Verſchönerung des geſammten Lebenswandels gehört.

[1]) Vrgl. unſer »Recht der Nationalitäten etc.« S. 289.

Solcher Culturen hat es ſeit bekannter Geſchichte viele gegeben und gibt es noch heutzutage viele. Da keine derſelben ſich je über den ganzen Erdball ausbreitete noch auch heutzutage ausbreitet, ſondern jede immer nur ein gewiſſes territoriales Gebiet und die auf demſelben wohnenden Menſchen (in höherem oder geringerem Grade) umfaſst, ſo ſprechen wir mit Recht von verſchiedenen Culturgebieten. Eine hohe Cultur iſt der Qualität nach das Höchſte was die ſociale Entwicklung hervorbringt. Die Beſchreibung der verſchiedenen auf einander folgenden oder neben einander beſtehenden Culturen hat ſich in neueſter Zeit die Culturgeſchichte zum Gegenſtand genommen. Aber Sache der Sociologie iſt es das Weſen und die Beſtandtheile dieſer Culturen zu unterſuchen, zu erforſchen auf welche Weiſe, durch Wirkung welcher Factoren im ſocialen Leben die Entſtehung der Culturen und Culturgebieten vor ſich geht, ſodann wie ſich die einzelnen Culturen zu einander verhalten, ob in ihrem Auf- und Niedergang welche Wechſelwirkung und welcher Zuſammenhang ſtattfindet?

Das Eſſentielle der Cultur liegt keineswegs in der Ausbildung einer einzigen geiſtigen Richtung, ſondern die Geſammtheit der geiſtigen Gebiete die ein Volk bei ſich entwickelt hat, bildet deſſen Cultur. Solche Gebiete ſind, wie wir ſchon erwähnten, Volkswirthſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt, Recht, Sitte u. ſ. w.

Je nachdem ein Volk einige oder mehrere dieſer Gebiete vorwiegend bearbeitet und pflegt, je nachdem es auf einem oder mehreren oder auch auf allen dieſen Gebieten Gröſseres oder minder Bedeutendes leiſtet oder geleiſtet hat, ſpricht man von einer bedeutenden oder minder bedeutenden, von einer hohen oder ſehr hohen Cultur und wie dieſe Gradbeſtimmungen ſonſt noch lauten mögen.

Wie bei all und jeder natürlichen Entwicklung iſt man

auch bei der Cultur nicht im Stande und nicht berechtigt, einen genauen Punkt anzugeben, eine bestimmte Grenze zu setzen, wo Cultur anfängt und jenseits welcher Culturlosigkeit herrscht.

Denn auch überall da wo wir von gänzlichem Mangel einer Cultur sprechen, liegen gewiss schon Keime, ja gewisse Anfänge derselben vor — die schliesslich auch schon Cultur sind, wenn auch eine sehr primitive. Eines aber darf wohl mit Recht behauptet werden, dass jede Cultur ein Zusammenleben einer grösseren Anzahl von Menschen, eine wenn auch noch so geringe sociale Gemeinschaft zur Voraussetzung haben müsse. Ohne Vergesellschaftung keine Cultur!

Während aber eine Vergesellschaftung überhaupt, sei es auch die primitivste, die nothwendigste Voraussetzung, die conditio sine qua non jeder Cultur bildet: so wirkt andererseits die Cultur in höherem Sinne vergesellschaftend, und zwar nationalisirend und rassebildend auf ihre Träger und Erzeuger zurück. So sehen wir denn in jedem mächtig entwickelten Staatswesen durch die Mitwirkung all der Factoren politischer Zusammengehörigkeit und socialer Gemeinsamkeit eine immer grössere Culturgemeinschaft sich entwickeln, welche die einst heterogenen Elemente der ursprünglichen Vergesellschaftung einer immer grösseren nationalen Homogeneität entgegenführt. [1])

[1]) Mit Recht daher setzt sich Niebuhr in seiner römischen Geschichte (Seite 9) die Aufgabe, zu zeigen, »wie römische Herrschaft die Nation schuf.« Gobineau schildert diesen Entwicklungsprozess im allgemeinen folgendermassen: »Mais certaines autres (agrégations d'hommes) de beaucoup plus imaginatives et plus énergiques comprennent quelques choses de mieux que le simple maraudages; elles font la conquête d'une vaste terre, et prennent en propriété non plus les habitants seulement, mais le sol avec eux. Une véritable nation est dès lors formée. Souvent

Ist es nun aber der Staat, also die Herrschaftsorganisation, welche auf Entstehung und Entwicklung der Culturen den mächtigsten Einfluss übt: so frägt es sich, ob zwischen diesen zwei Thatsachen, zwischen Staat und Cultur, ein Causalnexus obwaltet? Denn würden diese zwei Thatsachen nicht zusammen gehören, so könnten sie nicht als Momente eines Naturprozesses aufgefasst werden. Dieses hat nur dann eine Berechtigung, wenn wir zwischen diesen zwei Thatsachen einen wirklichen und nothwendigen Causalnexus nachweisen können. Letzteres ist nun allerdings der Fall.

Der wichtigste Unterschied nämlich zwischen den meisten Thieren und dem Menschen ist der, dass die ersteren es nicht verstehen, andere Wesen oder ihresgleichen zu ihren Diensten zu verwenden; mit andern Worten, dass sie zur Herrschaft unfähig sind. So lange nun ein syngenetischer Menschenschwarm nur auf sich selbst angewiesen ist (wobei er seine Genossen, seine Stammverwandten

---

alors, pendant un temps, les deux races continuent à vivre côte à côte sans se mêler; et cependant, comme elles sont devenues indispensables l'une à l'autre, que la communauté de traveaux et d'intérêts s'est à la longue établies, que les rancunes de la conquête et son orgueil s'émoussent que, tandis que ceux qui sont dessous tendent naturellement à monter au niveau de leurs maîtres, les maîtres rencontrent aussi mille motifs de tolérer et quelquefois de servir cette tendence, le mélange du sang finit par s'opérer et les hommes des deux origines, cessant de se rattacher à des tribus distinctes, se confondent de plus eu plus« l. c. I 45. Ranke (Weltgeschichte S. IX) gibt nur zu, dass »nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so grosser Macht und so eigenthümlichem Gepräge wie die englische, französische, die italienische sind nicht wohl Schöpfungen des Landes und der Rasse als der grossen Abwandlungen der Begebenheiten.« Wir sehen nicht ein, warum das was von französischer, englischer und italienischer Nationalität gilt, nicht ebenfalls von Assirischer, Babylonischer, Persischer, Egyptischer, Chinesischer Nationalität gelten sollte — und auch von griechischer, römischer und deutscher?

doch nicht benützt), so lange der ursprüngliche Menschenschwarm aus vollkommen gleichen und gleich freien Individuen besteht, von denen jedes der Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse, sei es vereinzelt oder gemeinschaftlich nachgeht: so lange kann von einer Cultur keine Rede sein. Denn auch die geringste Cultur, die ersten und primitivsten Entwicklungsphasen derselben sind durch eine Theilung der Arbeit bedingt, kraft deren dem Einen die niedrigeren und schwereren, dem Andern die höheren und leichteren Arbeiten (zu denen auch das Befehlen gehört) zufallen.

Das Wesen einer solchen Theilung der Arbeit liegt aber darin, dass die Einen für die Andern arbeiten; nur eine solche Theilung der Arbeit setzt diejenigen für die gearbeitet wird in die Lage, ihren Geist höheren Gegenständen zuzuwenden, über höhere Dinge nachzudenken und einem »menschenwürdigen« Dasein nachzustreben.

Würden alle Menschen, gleich den Thieren, nur darauf angewiesen sein, ihres Lebens Nothdurft sich selbst zu besorgen: sie würden ewig in thierähnlichem Zustande verbleiben. Sollen sie sich über denselben erheben, so müssen die Einen von ihnen den drückendsten Arbeiten und Sorgen durch die Arbeit der Andern enthoben werden.

Nun wissen wir (s. ob. S. 217), dass Niemand freiwillig sich in das Joch des andern spannt; dass niemand freiwillig die drückenden und niedern Arbeiten auf sich nimmt, um dem andern Bequemlichkeit, ja oft geradezu Möglichkeit des Müssiganges zu verschaffen. Wäre dieser erste Schritt auf der Bahn des Fortschrittes und der Cultur von der Opferwilligkeit der Einen für die Andern, etwa vom Comte'schen »Altruismus« abhängig: er würde nie gemacht worden sein. Weder eine solche Opferwilligkeit für unbekannte höhere Zwecke, noch weniger aber eine prophetische Einsicht und Voraussicht künftigen gemeinsamen Wohlergehens

kann von dem Menſchen überhaupt und den rohen Naturmenſchen insbeſondere erwartet werden. Nur auf den unmittelbaren Vortheil, auf die unmittelbare Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe auf die unmittelbare Bequemlichkeit bedacht; würde jeder immer die Rolle des Herrn und Niemand die Rolle des Arbeiters und des Sklaven wählen. Hienge es von der Einſicht und dem guten Willen der Menſchen ab, wir ſtünden heute noch auf der Stufe auf der wir die Feuerländer an der Südſpitze Südamerika's ſinden.

Glücklicherweiſe hängt der Naturprozeſs der Geſchichte nicht vom Belieben der Einzelnen ab; die Natur ſcheint ſich, wie in vielen andern Dingen, ſo auch in dieſem Punkte vorgeſehen zu haben. In die Bruſt der Menſchen legte ſie gewaltige, unwiderſtehliche Triebe, die dieſen Prozeſs ebenſo unterhalten und ſeine Entwichlung ohne Unterlaſs fördern, wie die verſchiedenen phiſiſchen Kräfte die ſyderiſchen, chemiſchen vegetabiliſchen und animaliſchen Prozeſſe unterhalten und fördern.

Nachdem die Menſchheit in unzähligen ſyngenetiſchen Schwärmen die Erde bevölkerte, brachte der Selbſterhaltungstrieb und der Egoiſmus der einzelnen Schwärme einerſeits und der tiefe Abſcheu und mitleidsloſe Haſs gegen die heterogenen Schwärme andererſeits, jenen groſsen Naturprozeſs der Geſchichte in's Rollen. Die Frage: wer für den andern arbeiten, wer dem andern Dienſte leiſten, wer die Unterſtufe bilden ſolle, damit die Anderen eine höhere Staffel cultureller Entwicklung beſteigen können, brauchte nicht vom freien Willen, von einverſtändlicher Wahl abzuhängen. Dieſe Frage war mit Naturnothwendigkeit bald entſchieden. Im »Raſſenkampf« um Herrſchaft entſchied der ſtärkere Schwarm dieſe Frage zu ſeinen Gunſten.

Daſs dieſer Vorgang auf einem Naturgeſetze beruht, das können wir ebenſogut aus dem ganzen Verlauf bekannter Geſchichte und den Begebenheiten der Gegenwart erweiſen wie der Chemiker das vor Aeonen Jahren vor ſich gegangene Verdampfen des Waſſers unter dem Einfluſs der Sonne aus der täglichen Anſchauung der Gegenwart erweiſen kann.

Auch daſs Selbſterhaltungstrieb und Egoiſmus der einen ſocialen Gruppe mittelſt Gewalt und Uebermacht die ſchwächere Gruppe ihren Zwecken dienſtbar macht, ihrer Herrſchaft unterwirft und gewaltſam eine Theilung der Arbeit dictirt und regelt, iſt ein Vorgang, deſſen Ausnahmsloſigkeit und Naturgeſetzmäſsigkeit wir immer und überall zur Genüge beobachten können.

Denn ſchlieſslich iſt Herrſchaft nichts anderes als eine durch Uebermacht geregelte Theilung der Arbeit bei der den Beherrſchten die niedrigeren und ſchwereren, den Herrſchenden die höheren und leichteren (oft nur das Befehlen und Verwalten) zufällt. Wie aber ohne Theilung der Arbeit keinerlei Cultur denkbar iſt, ſo iſt ohne Herrſchaft keine gedeihliche Theilung der Arbeit möglich, weil ſich, wie geſagt, freiwillig niemand zur Leiſtung der niedrigeren und ſchwereren Arbeiten hergeben wird.

Und nun gelangen wir zu einem Punkt wo wir, wenn wir die Natur teleologiſch auffaſſen wollen, ihre groſse »Weisheit« in der Ergreifung der richtigſten und entſprechendſten Mittel zu ihren Zwecken, bewundern können.

Wenn nämlich ſchon heutzutage, inmitten unſerer ſo ſehr vorgeſchrittenen Cultur zur Anordnung und Regelung der Theilung der Arbeit eine gewiſſe Strenge und Hartherzigkeit unumgänglich ſind, wenn man oft die eckelhafteſten und ſchwierigſten Arbeiten von Menſchen ausführen laſſen muſs: wie viel mehr muſste das in jenen Ur-

zeiten der Fall ſein, wo der Menſch den rohen Gewalten der Natur gegenüber ſo ſchutz- und wehrlos, ohne paſſende und entſprechende Werkzeuge und Maſchinen, ohne Mittel die Thierwelt zu beherrſchen, daſtand. Welcher Grauſamkeit und welch herzloſer Aufopferung von Menſchen bedurfte es in den Urzeiten der Menſchheit um ſo manches Werk ausführen zu laſſen, das heutzutage mittelſt kunſtvoll erſonnener Maſchinen leicht hergeſtellt wird. Würden die Menſchen »menſchlich« fühlen, würden ſie in jedem Menſchen einen »Bruder« ſehen, ſo manches groſse Culturwerk würde gar nicht in Angriff genommen, geſchweige denn ausgeführt werden können.

Dieſe Klippe nun, die ein »menſchliches« Fühlen jeder Culturentwicklung entgegenſtellen würde, hat die Natur gar klug und weiſe umſchifft. — Wohl begabte ſie auch den Urmenſchen mit »menſchlichem« Fühlen doch nur gegenüber den Mitgliedern ſeines eigenen Schwarmes. Dieſes ſyngenetiſche Gefühl, oder um es mit einem Worte zu bezeichnen, der Syngeniſmus, iſt wieder eines jener ewigen ſocialen Naturgeſetze, deren Exiſtenz uns Geſchichte und Erfahrung immer und überall wenn auch in den verſchiedenſten Culturſtufen und ſocialen Geſtaltungen angepaſsten Formen nachweiſt. Aber neben dieſem Syngeniſmus wurzelte tief in der Natur des Menſchen der Fremdenhaſs, der Abſcheu gegen das fremde Blut, die vollkommene Gefühlloſigkeit gegen die Leiden der heterogenen ſocialen Gruppe. Und nur dieſer Fremdenhaſs ermöglichte die Anbahnung der Cultur durch gewaltſame Regelung der Arbeitstheilung, wobei den Fremden, nachdem man geiſtig ſo weit vorgeſchritten war, daſs man ſie nicht mehr verſpeiſte, all die ſchweren Arbeiten, welche zur Anbahnung eines Culturlebens und zur Herſtellung von Culturwerken nöthig ſind, auferlegt wurden.

Auf diefe Weife nun erleichterte und ermöglichte die Natur durch die urfprüngliche Heterogeneität der ethnifchen Elemente und die zwifchen diefen Elementen obwaltenden feindlichen Gefühle die Organifation der Herrfchaft der Einen über die Anderen, welche eine conditio sine qua non einer gedeihlichen Arbeitstheilung war, welche letztere wieder den Caufalnexus herftellt, zwifchen den Herrfchaftsorganifationen und der Entwicklung menfchlicher Cultur.

Betrachten wir nun etwas näher das Wefen der gewaltfamen Arbeitstheilung, fo ftellt fich uns diefelbe allerdings als eine »Ausbeutung« der Einen durch die Andern dar und zwar als eine Ausbeutung der Arbeitenden und Beherrfchten durch die Befehlenden und Herrfchenden jedoch nicht ohne eine gewiffe Gegenleiftung der Letzteren an die Erfteren. Diefe Gegenleiftung befteht in der Aufrechthaltung der herrfchaftlichen oder ftaatlichen Ordnung deren fortfchrittliche Entwicklung fchliefslich auch den fcheinbar Ausgebeuteten gewiffe Vortheile bringt, indem fie denfelben mannigfach an den durch diefe Ordnung und deren Entwicklung erlangten Culturgütern und Wohlthaten theilhaftig werden läfst.

Neben der gewaltfamen Arbeitstheilung läuft aber paralell durch die gefchichtliche Entwicklung eine zweite, nicht gewaltfame Arbeitstheilung die man eine freiwillige nennen könnte, wenn fie nicht ebenfalls gleich der erfteren beim Zufammentreffen gewiffer hiezu paffenden heterogenen ethnifchen Elemente mit Naturnothwendigkeit fich vollziehen würde.

Es ift das diejenige Arbeitstheilung, vermöge welcher die einen urfprünglich ebenfalls heterogenen ethnifchen Elemente die andern, wenn auch nicht mit Gewaltmafsregeln zwingen, ihnen im Taufch und Handel Dienfte zu leiften, oder für ihre freiwillig angebotenen Dienfte andere Güter

als Lohn zu geben — mit andern Worten, es ist der Handel, das Gewerbe, die Industrie. Und so wie jene gewaltsame Arbeitstheilung einerseits sich uns als Ausbeutung darstellt, ebenso das Gewerbe, die Industrie und der Handel, (ob. S. 213) trotzdem auch diese den scheinbar Ausgebeuteten schliesslich gewisse Vortheile bieten und sie in gewissem Maasse an den Gütern und Wohlthaten steigender Cultur theilnehmen lassen.

---

36. Syngenismus.

Wir betrachteten bis jetzt vorwiegend die socialen Gruppen in ihrem gegenseitigen Verhältnifs; wir sahen wie der durch natürliche Gefühle der Fremdheit, des Hasses und Abscheus geschürte und immer rege erhaltene Rassenkampf um Herrschaft jene ganze sociale Entwicklung zu Wege brachte, die wiederum durch die mannigfaltigsten socialen Gemeinschaften und Herrschaftsordnungen hindurchgehend auf den verschiedensten Punkten der Erde und in den verschiedensten Zeitaltern die grossartigsten Culturerscheinungen erzeugte.

Dabei haben wir aber vorwiegend so zu sagen die auswärtigen Verhältnisse dieser socialen Gruppen und Gemeinschaften ins Auge gefasst; wir sahen nur ihr gegenseitiges Einwirken aufeinander — nur die Kräfte und Strebungen, die sie in ihrem wechseitigen Verkehr untereinander geltend machen.

Nun wollen wir aber in das Innere dieser Gruppen eindringen; wir wollen jetzt jene Kraft näher betrachten, die wir Syngenismus nannten, und von der wir gelegentlich bemerkten, dafs sie je die einzelne Gruppe zu einer solchen macht, d. h. dafs sie dieselbe zu einer Einheit, zu einer »Rasse« zusammenschliesst.

Dabei wollen wir uns ebenfalls der erprobten Methode bedienen, zuerſt Thatſachen der Geſchichte und des wirklichen Lebens zu beobachten und aus der Regelmäſsigkeit und Stetigkeit ihres Erſcheinens und ihrer Wiederkehr auf das ihnen zu Grunde liegende Geſetz oder Princip zu ſchlieſsen. Wenn wir nun die politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände und Vorgänge der Gegenwart in welchem Lande immer genau betrachten, ſo werden wir bemerken, daſs alle Handlungen der Einzelnen immer den Geſinnungen gewiſſer, ihnen naheſtehender Kreiſe und Gruppen entſprechen, daſs die Einzelnen quasi immer nur Vollſtrecker und Executoren der Abſichten dieſer Kreiſe und Gruppen ſind; daſs dieſe Einzelnen bei ihren Handlungen die Intereſſen dieſer Kreiſe und Gruppen, in deren Mitte ſie ſtehen und zu denen ſie gehören, in Schutz nehmen und fördern. Was immer im öffentlichen Leben geſchieht, empfängt ſeinen Impuls und entſpringt aus den Intereſſen, Gefühlen und Geſinnungen ſolcher ſocialen Kreiſe und Gruppen. Und wenn das öffentliche Leben einen fortwährenden Kampf der entgegengeſetzten Intereſſen und Strömungen darſtellt, ſo können wir bei genauer Betrachtung konſtatiren, daſs dieſe Intereſſen und Strömungen ihre Quell- und Springpunkte in ſolchen ſocialen Kreiſen und Gruppen haben. Dieſe letzteren ſind nun verſchiedenartig, ſowohl was Umfang und Gröſse, als auch was die ſie bildenden Grundlagen und ſie zuſammenhaltenden Intereſſen betrifft. So ſehen wir die mannigfachſten Abſtufungen von kleinen Coterien und Familienkreiſen, die, ſei es an Höfen von Machthabern, ſei es in Städten und Dörfern das eigentliche Regime führen, ihre Angehörigen pouſſiren und beſchützen, die ihnen Fremden von jedem Einfluſs und jeder Bedeutung fern zu halten ſuchen. Wir ſehen ſodann ganze Geburtsſtände, die anderen Ständen und Claſſen gegenüber, gewiſſe eigene Sitten und Anſchauungen haben,

ſich anderen Ständen und Claſſen gegenüber einer gewiſſen Gemeinſamkeit der ſocialen Stellung und gewiſſer Intereſſen bewuſst ſind, und ſich womöglich auch ihren Blutskreis von den Blutskreiſen der andern Stände und Claſſen rein zu erhalten beſtreben. An dem öffentlichen Leben nehmen ſodann ſolche ſocialen Kreiſe (Stände, Claſſen etc.) durch ihre Angehörigen Theil, die bei ihnen jederzeit Unterſtützung und Hilfe finden und dagegen in all ihren Handlungen und Thaten das Intereſſe derſelben wahren und fördern. Daſs in Staaten, wo ſeit längerer Zeit ſtabile Zuſtände herrſchen, ſolche Verhältniſſe vorhanden ſind, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Muſtern wir die Verhältniſſe an irgend einem europäiſchen Groſsſtaat, der längere Zeit keinen bedeutenderen politiſchen und ſocialen Umwälzungen ausgeſetzt war, z. B. Ruſsland und wir werden finden, daſs die oberſte Macht in gewiſſen ſyngenetiſchen Kreiſen ruht, die ſich um die herrſchende Dynaſtie gruppiren. Einfluſs und Macht geht da im Groſsen und Ganzen von Vater auf den Sohn über, pflanzt ſich in denſelben Familien fort, und ein, enger oder loſer geſchloſſener Kreis von Familien ſteht jederzeit an der Spitze der Regierung. Nun ſind ſolche Verhältniſſe aber keineswegs etwa Desſpotien oder abſoluten Monarchieen eigenthümlich: auch in Republiken die längere Zeit ſich einer Stabilität der öffentlichen Zuſtände erfreuen, finden wir ganz dieſelben Verhältniſſe. Neben dem nordiſchen Coloſs möge die Zwergrepublik in den Pyrĕnäen, Andorra, uns als Gegenſtück die Wahrheit unſerer Behauptung bekräftigen. In einem Zeitungsberichte über dieſe Republik leſen wir: »Sämmtlicher Beſitz befindet ſich in Andorra in den Händen einiger weniger Patrizierfamilien, deren Mitglieder auch zu allen Ehrenſtellen berufen werden. Die Regierung wird durch einen auf Lebenszeit gewählten Syndicus ausgeübt, dem ein aus 24 Mitglieder caps grossos

(Grofsfchädel) d. h. aus den erften Familien auf 4 Jahre gewählter Gemeinderath zur Seite fteht.« Die Verhältniffe liegen aber nicht anders, man möge die ganze Stufenleiter kleinerer und gröfserer Staaten zwifchen Andorra und Rufsland noch fo genau muftern. Nur dort, wo eine plötzliche Umwälzung, eine politifche oder fociale Kataftrophe den normalen Entwicklungsgang unterbrochen hat, fehen wir freilich auch diefe fyngenetifchen Kreife zerftört und zerriffen. Wir können aber ganz ficher fein, dafs hier überall diefe fyngenetifche Tendenz fich bald zeigen, und wenn der neue Zuftand fich erhält, auch fiegreich zur Geltung gelangen wird. Eine Revolution brachte Napoleon I. zur Herrfchaft: doch kaum ftabilifirten fich die Zuftände einige Zeit, fo war der Emporkömmling bald mit dem ganzen fyngenetifchen Kreife feiner nähern und weitern Verwandten umgeben und geleitet vom richtigen Inftinct, bemüht, fich felbft in den fyngenetifchen Kreis der europäifchen Herrfcher einzufpinnen.

Doch haben wir es gewifs nicht nöthig, Beifpiele für den Syngenifmus als wirkende Kraft in der Gefchichte und im politifchen Leben anzuführen. Braucht man doch nur diefe Thatfache zu nennen und jedem nur einigermafsen mit Gefchichte und Politik vertrauten werden fich unzählige Beifpiele aus Vergangenheit und Gegenwart von febft in den Sinn drängen.

Etwas anderes aber ift's was uns dabei intereffirt.

Ift die Gefchichte ein Naturprozefs, entfprechen die in ihr immer und überall fich wiederholenden Erfcheinungen feften unabänderlichen Gefetzen, fo mufs auch der Syngenifmus d. i. die Erfcheinung, dafs fich überall im focialen Leben gewiffe Menfchengruppen, die unter einander eine nähere Zufammengehörigkeit fühlen, als einheitlicher Factor im Kampfe um die Herrfchaft geltend zu machen fuchen, fo mufs, fagen wir, auch diefe immer und überall fich wie-

derholende Erſcheinung einem ſolchen ewigen unabänderlichen Naturgeſetze entſprechen.

Wollen wir dieſes letztere kennen lernen, ſo müſſen wir zuerſt die Erſcheinung ſelbſt ihrem Weſen nach genau unterſuchen, wir müſſeu trachten dieſelbe auf ihren naturgeſchichtlichen Grund zurückzuführen, ihre natürlichen Wurzelfaſern die ſich in die einzelnen Individuen verzweigen oder vielmehr die dieſe Individuen umklammern und feſthalten, dieſe Wurzelſafern des Syngeniſmus müſſen wir blos zu legen trachten.

Was kann nun der Grund des Syngeniſmus als einer objectiven im Leben und Geſchichte uns entgegentretenden Erſcheinung ſein? Offenbar nur ein G e f ü h l der Einzelnen, vermöge deſſen dieſelben ſich an die eine Menſchengruppe enger angeſchloſſen und näher angezogen fühlen als an andere Menſchengruppen. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daſs dieſes Gefühl, wie alle menſchlichen Gefühle, irgend eine Urſache, eine Vorausſetzung haben muſs, als deren Folge es auftritt, eine Quelle aus der es flieſst. Denn ein ſolches Gefühl kann unmöglich ein angebornes, es kann nur ein anerzogenes, ein angewöhntes ſein, das uns freilich durch Erziehung und Gewohnheit, (zweite Natur!) als ein n a t ü r l i c h e s und ſogar a n g e b o r e n e s e r ſ c h e i n t.

Suchen wir nun in Erfahrung und Geſchichte die reale Grundlage, ſozuſagen die phiſiſche Unterlage dieſes Gefühles. Das primitivſte gewiſs vor aller ſ o c i a l e n Entwicklung ſchon vorhandene Gefühl das den Syngeniſmus erzeugt hat, iſt das der Zuſammengehörigkeit des S c h w a r m e s. Es iſt nicht gerade Blutsverwandtſchaft, die aus gemeinſamer Abſtammung entſteht, es iſt einfach das Bewuſstſein der gemeinſamen Schwarmangehörigkeit. Auf der unterſten Stufe der Entwicklung iſt dieſelbe gewiſs nicht viel von dem Gefühl oder Bewuſstſein verſchieden,

welches die Mitglieder einer Elephantenheerde haben und welche fie unter einander enger verbindet als einem Rudel anderer Thiere. Auf diefer unterften Stufe ift diefes Gefühl ein Gefühl der Gleichheit der Mitglieder der einen Gruppe im Gegenfatz zu den Mitgliedern der andern Gruppe. Ein folches Gefühl befeelt überall die menfchlichen Horden, und feftigt und erhält ihre Einheit im Gegenfatz zu andern Horden und Stämmen. Diefes urfprüngliche, fyngenetifche Gefühl hat fich in feiner ganzen Natürlichkeit und Kraft bis heutzutage erhalten. Es verbindet die Glieder blutsgemeinfchaftlicher Kreife und folche Menfchengruppen, die ein Bewuftfein oder doch ein Glaube an eine gemeinfame Abftammung erfüllt. Seiner Natur nach ift es ein Gefühl natürlicher Gleichheit, ein Gefühl der Identität des Wefens, welches von jeher und Kraft eines natürlichen Triebes, einer natürlichen Sympathie, alle andern menfchlichen, focialen Gefühle an Stärke übertrifft. Die Unterlage diefes Gefühles ift die wahrgenommene Thatfache der phififchen und auch geiftigen Aehnlichkeit und die daraus fich entwickelnde Idee der Gleichheit.

Im Laufe der focialen Entwicklung der Menfchheit haben wir jedoch Gelegenheit, ähnliche Gefühle des nähern Zufammengehörens, der wärmeren Sympathie zwifchen den einen Menfchengruppen als Gegenfatz zu anderen zu beobachten, Gefühle, die fchon eine andere als die foeben angedeutete phififche Unterlage haben. Wir bemerken nämlich, dafs verfchiedene Momente, mehr geiftiger als phififcher, mehr cultureller als blutsverwandtfchaftlicher Natur die einen Menfchengruppen im Gegenfatz zu den andern mehr mit einander verbinden, näher aneinander fchliefsen. So ift es eine fehr allgemeine Erfcheinung, dafs fich die Mitglieder eines Staatswefens anderen Völkern gegenüber mehr folidarifch fühlen, und dafs fie diefe Solidarität durch

irgend welche gleichen höhern Eigenſchaften zu begründen ſuchen. Dieſe Begründung entſpricht dem natürlichen Drange für jede Erſcheinung eine Erklärung zu ſuchen. So pflegten ſich die meiſten Völker als beſonders edle, ausgezeichnete, als »auserwählte« den andern Völkern gegenüber zu ſetzen und durch dieſe höhere Eigenſchaft die gröſsere Solidarität ihrer Volksgenoſſen untereinander, ihre ſyngenetiſchen Gefühle für die Mitglieder ihrer Volksgemeinſchaft zu begründen; ſo ſetzten ſich die Juden als auserwähltes Volk den Nichtjuden, die Griechen als höher begabte und edlere Menſchen den Barbaren der ganzen Welt ſolidariſch entgegen; ähnlich verfuhren die Römer, die das »römiſche Bürgerthum« enger mit einander verknüpfte; das Chriſtenthum endlich ſetzte ſeine des Seelenheils theilhaftig werdenden Gläubigen den Ungläubigen entgegen, was übrigens die Mohamedaner und andere Religionsgenoſſenſchaften ganz ebenſo thaten. Kurz wir ſehen, es gibt auſser den uns als natürliche erſcheinenden, auch gewiſſe culturelle Momente, die eine den uns als urſprünglich erſcheinenden ſyngenetiſchen Gefühlen ähnliche und analoge Solidarität gewiſſer kleinerer und gröſserer Menſchengruppen erzeugen, welche Solidarität dann in der Geſchichte der ſocialen Entwicklung durch das Zuſammenſchlieſsen der einen Menſchengruppen gegen die andern im Raſſenkampfe um Herrſchaft eine ähnliche Rolle ſpielt, wie jener urſprüngliche Syngeniſmus der uns auf rein natürlicher Grundlage der Blutsgemeinſchaft ſich entwickelt zu haben ſcheint.

Wir ſehen alſo den Syngeniſmus überall — doch in den mannigfaltigſten Abſtufungen, Formen und Arten — worüber nur noch einige Worte.

Wenn es immer und überall irgend ein Grund iſt, der eine gröſsere Anzahl von Menſchen enger aneinander ſchlieſst, im Gegenſatz und im ewigen Kampfe gegen andere

Menſchen, ſo muſs es nach der Verſchiedenheit dieſes Grundes verſchiedene Arten und Formen des Syngeniſmus geben.

Von dieſen Gründen erſcheinen uns die einen, wie wir das ſoeben ausführten, als mehr oder minder natürlich andere als mehr oder minder hiſtoriſch oder culturell. Tritt uns eine Gruppe entgegen, die ſich irgend einer näheren Verwandtſchaft, einer Blutsverwandtſchaft bewuſst iſt, ſo ſcheint uns das durch ein ſolches Bewuſstſein, oder einen ſolchen Glauben erzeugte ſyngenetiſche Gefühl ein natürliches.

Sehen wir ſociale Gemeinſchaften, die durch irgend welches höhere geiſtige Intereſſe z. B. eine gemeinſame Religion, oder gemeinſame Cultur verbunden ſind, ſo erſcheint uns das aus einem ſolchen Intereſſe entſpringende Zuſammengehörigkeitsgefühl als ein höheres, moraliſches, culturelles.

Eines aber haben alle dieſe ſyngenetiſchen Gefühle gemeinſam, nämlich daſs ſie die Menſchen zu ſocialen Gruppen verbinden. Je nach der Art nun, der Zahl und Stärke jener Gründe iſt das ſyngenetiſche Gefühl ſchwächer oder ſtärker, verbindet bald eine gröſsere oder geringere Anzahl loſer oder enger mit einander und bildet ſo die mannigfachſten ſocialen Gemeinſchaften, die Stämme, Völker, Nationen und Raſſen, welche, wie wir ſahen, die Träger, Subjecte und Subtrate des ſocialen Naturprozeſſes ſind.[1])

[1]) Von dieſem Punkte unſerer Erörterungen aus zweigt ſich ein Seitenweg ab, den wir heute nicht betreten wollen, da wir uns denſelben für eine ſpätere Zeit vorbehalten. Es iſt der ſo einladende Weg der Durchforſchung des Verhältniſſes des Einzelnen zu ſeiner ſyngenetiſchen Gruppe — ein Weg der unſerer Anſicht nach für die Individualpſychologie eine ſehr bedeutende Ausbeute liefern kann. Die bisherige Pſychologie baut meiſt auf der Natur des Individuums und auf ſein Verhältniſs zum »Nebenmenſchen«, zum »Mitmenſchen«, zum »Nächſten«, wie man das nennt. Aber dieſer »Nebenmenſch«, »Mitmenſch« und »Nächſter« ſcheint uns eine idealiſtiſche Abſtraction. In der Wirklichkeit

37. Materielle und moralifche Unterlage des Syngenifmus.

Betrachten wir nun etwas genauer, erftens die verfchiedenen Gründe oder fo zu fagen die materiellen und moralifchen Unterlagen diefer fyngenetifchen Gefühle und zweitens die ihnen entfprechenden focialen Gemeinfchaftsbildungen. Als folche Gründe treten uns aus Leben und Gefchichte die mannigfaltigften Momente entgegen, von denen wir als die wichtigften folgende bezeichnen können: 1) der gemeinfchaftliche Blutsumlauf der durch ungehindertes Connubium vermittelt wird (Blutsgemeinfchaft); 2) Sprachgemeinfchaft; 3) Religionsgemeinfchaft mitfammt der an diefelbe fich knüpfenden Gemeinfchaft der Sitten und Gebräuche; 4) Cultur- und Bildungsgemeinfchaft; 5) Gemeinfchaft der materiellen Intereffen. Jedes diefer Momente an und für fich befitzt die Kraft mittelft eines fyngenetifchen Gefühles eine fociale Gruppe zu bilden. Nun ift es aber klar, dafs je nach der Anzahl diefer Momente eine fociale Gruppe durch ftärkere oder minder ftarke fyngenetifche Gefühle mit einander verbunden fein kann. Denn es gibt Gemeinfchaften und Gruppen die bald durch das eine, bald durch das andere, bald durch mehrere diefer und auch anderer Momente und zwar in den verfchiedenften Combinationen verbunden find. Im Allgemeinen

---

ift er nicht da. In der Wirklichkeit gehört jeder Menfch irgend einer fyngenetifchen Gruppe an und wenn die Pfychologie nur jenes »Nebenmenfch«-Abftractum in Betracht zieht fo rechnet fie mit einer ganz unbeftimmten Gröfse und kann zu keinen pofitiven Refultaten gelangen.

Hingegen würde unferer Anficht nach die Betrachtung des Verhältniffes des Einzelnen zu feiner Gruppe und zu den fremden Gruppen die Grundlage für Erkenntniffe liefern die einen wichtigen Theil einer pofitiven Individual-Pfychologie bilden könnten. Doch davon ein andermal.

läfst fich aber der Satz anfftellen, dafs die Gröfse und Ausdehnung der Gruppen im umgekehrten Verhältnifs fteht zu der Zahl der ihnen gemeinfamen fyngenetifchen Momente, fo dafs je gröfer an Menfehenzahl die Gruppe ift, defto weniger fyngenetifche Gefühle ihr gemeinfam find. Die ftärkften, fo zu fagen concentrirteften fyngenetifchen Gefühle, die auf der gröfsten Anzahf gemeinfamer fyngenetifcher Momente beruhen, verbinden die kleinften Gruppen — je gröfser die Gruppen werden, defto fchwächer werden diefe Gefühle da fie auf einer immer geringeren Anzahl folcher fyngenetifchen Momente beruhen.

Am ftärkften find alfo jene primitivften Menfchengemeinfchaften fyngenetifch miteinander verbunden, die neben gemeinfamem Blutsumlauf, gemeinfame Sprache, Religion und alles was damit zufammenhängt, alfo Sitten, Gebräuche, Lebensweife, befitzen. Je ftärker fie aber untereinander verbunden find, defto gröfser wird ihr Hafs und Abfcheu gegen jede fremde Gruppe fein, mit der fie keines diefer Momente gemeinfam haben und die daher naturnothwendig ihr nicht als Menfchen, fondern als »Gefchöpfe« erfcheinen, die eben nur dazu gut find bei der erften fich darbietenden Gelegenheit ausgerottet zu werden. Und diefes Verhältnifs ift im gegebenen Falle fo naturnothwendig, dafs keine Religion, nicht einmal das Chriftenthum (der Maffen) hier eine Aenderung hervorbringen kann. Die chriftlichen Boers in Südafrika betrachteten die Bufchmänner und Hottentotten, da fie mit ihnen eben kein einziges der erwähnten fyngenetifchen Momente gemeinfam hatten als »Gefchöpfe« die man wie das Wild des Waldes ausrotten darf.

Nicht beffer verfuhr die allerchriftlichfte Nation der Spanier mit den Eingebornen Amerikas. Die Maffen ftehen eben unter der Herrfchaft der focialen Naturgefetze und nicht unter dem der »Moralgefetze« — und es macht

in dieser Beziehung keinen Unterschied ob es heidnische, oder »gläubige« Massen sind. [1])

Dieser ursprüngliche Gegensatz zweier heterogenen ethnischen Elemente erleidet nun aber eine langsame Wandlung von dem Augenblicke an, wo der offene Kampf auf Tod und Leben in einen latenten friedlichen Kampf der Interessen mittelst der Organisation der Herrschaft übergeht. Der Contact der Sieger und Herren mit den Sklaven an denen sie ein Interesse haben, macht nothwendigerweise im Laufe der Zeit die frühere unüberbrückbar geschienene Kluft zwischen den heterogenen Elementen immer kleiner und läfst sie am Ende vielleicht ganz verschwinden. Das erste was dem gemeinsamen Interesse der Herren und Sklaven zum Opfer fällt, ist die Besonderheit der Sprache. Jener in den Uranfängen der Menschheit schon wirkende spracherzeugende Trieb der gegenseitigen Verständigung macht sich nun zwischen Herren und Sklaven geltend — und hat eine Verständigung zur Folge, die auf irgend eine Weise immer zu einer gemeinsamen Sprache führt — meist durch das Verschwinden der einen und Obsiegen der andern Sprache.

Damit ist aber zur Vermenschlichung des Verhält-

[1]) Bei griechischen Dichtern und Prosaikern finden wir oft Aeufserungen, dafs Hellenen mit Barbaren nie Freundschaft schliefsen können. Rocholl l. c. 17. Von den Türken sagt Lepsius: »Sie haben eine angeborne Verachtung gegen alles was nicht zu ihrer Nation gehört.« (Briefe über Aegypten 72.) Die Eingebornen Australiens im Innern des Landes werden von den Weifsen gefürchtet, »denn sie sollen die Lagerfeuer derselben, namentlich in der Nähe der Goldfelder beschleichen und die Schlafenden tödten. Auf der andern Seite sind aber die bewaffneten Goldsucher auch sofort mit Büchse und Revolver bei der Hand, wenn sie einen dunkelfärbigen Menschen in den Büschen gewahr werden, so dafs dort ein Vernichtungskrieg der ärgsten Art sich abspielt, dem die Eingebornen in nicht gar zu langer Zeit völlig zum Opfer fallen werden.« (Ausland 1882 S. 1037.)

nisses zwischen diesen ethnisch-heterogenen Elementen ein unendlich wichtiger Schritt gethan. Denn gemeinsame Sprache nähert die Menschen einander, und erst die gegenseitige Verständigung läßt die Menschen sich gegenseitig als Menschen erscheinen. Dieses Verhältniß bleibt sich immer und überall dasselbe und wir können es in tausendfachen Formen noch im Leben der Gegenwart, auch unter civilisirten Völkern beobachten.

Das zweitnächste Moment, dessen Verschiedenheit die socialen Gruppen trennt und dessen Vergemeinsamung sie einander näher bringt ist die Religion und alles was damit in Zusammenhang ist (Sitten, Gebräuche, Lebensweise etc.) Dieses Moment hat nun aber eine viel größere Zähigkeit als das erstere. Denn die Besonderheit liegt hier in den Vorstellungen der Menschen die sich in den einzelnen Gruppen von Generation auf Generation mittelst Erziehung und gemeinschaftlichen Lebens fortpflanzen.

Zudem fehlt es hier an dem so mächtigen zur Vergemeinsamung zwingenden Trieb des Sich-Verständigens und hängen auch die Menschen mit größerer Hartnäckigkeit an dieser mit ihrem innersten geistigen Wesen eng verknüpften Welt der »wahrsten Vorstellungen«. Erfolgt aber einmal die Vergemeinsamung der Religion, dann ist wieder eine gewaltige Scheidewand zwischen Mensch und Mensch gefallen, ja, die gemeinsame Religion ist ein Mittel, große Völkermassen, auch verschiedensprachige, zu gemeinsamen geschichtlichen und culturellen Actionen zu verbinden.

Das dritte Moment, der gemeinsame Blutsumlauf ist seiner Natur nach so zu sagen das conservativste. Denn wenn auch die Vergemeinsamung der Religion meistens das formal-rechtliche Hinderniß des gemeinsamen Blutumlaufs aus dem Wege räumt, so überdauert doch die Tendenz der Abschließung desselben in kleinere Kreise alle

anderen Vergemeinſamungstendenzen und liegt in dieſem dritten Momente ſo zu ſagen die Gewähr, daſs die Bäume der Menſchheitsverbrüderung nicht in den Himmel wachſen.

Dieſes iſt um ſo mehr der Fall, da auf die Abſchlieſsung der Blutskreiſe eine Menge anderer materieller und Machtintereſſen von beſtimmendem Einfluſſe ſind, wie denn überhaupt dieſe letzteren Intereſſen die Sorge dafür übernehmen, daſs die Menſchheit in die mannigfachſten ſyngenetiſchen und ſocialen Kreiſe geſpalten bleibt, daſs der ewige Kampf aus dieſen mannigfaltigen Spaltungen immer neue Nahrung zieht, und daſs der oft geträumte und prophezeite Verbrüderungsprozeſs der Geſammtheit (wenn ein ſolcher im Plane der Natur liegt, was wir nicht wiſſen können) noch lange, lange ein unrealiſirbares Ideal bleibt.

Wir haben hier in kurzen Zügen Prozeſſe angedeutet, deren Verlauf Jahrhunderte und Jahrtauſende in Anſpruch nimmt; Prozeſſe, deren Darſtellung Aufgabe einer Wiſſenſchaft iſt die erſt im Entſtehen begriffen; nenne man ſie Geſchichtswiſſenſchaft, Sociologie oder Naturgeſchichte der Menſchheit. Material für dieſe Wiſſenſchaft liefert wohl in Fülle die bisherige Geſchichtsſchreibung und Ethnographie. Doch iſt dieſes Material bisher unſeres Erachtens nicht nach den richtigen Geſichtspunkten geordnet, nicht auf die wahren Zielpunkte der Wiſſenſchaft angelegt und gerichtet.

Zumeiſt wird bisher alle Geſchichtsſchreibung von beſchränkten ethnocentriſchen Geſichtspunkten beherrſcht. Jeder Hiſtoriker will etwas verherrlichen und meiſt dasjenige, was ihm am nächſten ſteht, alſo ſeine Partei, ſein Volk, ſeinen Staat, ſeine Claſſe u. ſ. w. Man kann getroſt ſagen, daſs der gröſste Theil der Geſchichtsſchreibung bisher überhaupt nur dieſem ſubjectiven Bedürfniſſe der Menſchen entſprang, ihr Eigenes und Nächſtes zu verherrlichen und dabei das Fremde und Fernſtehende

zu erniedrigen und zu verunglimpfen. Daher kommt es, dafs die europäifche Gefchichtsfchreibung Europa als die Krone der Schöpfung und den Gipfelpunkt der gefchichtlichen Entwicklung bezeichnet — die chinefifche Gefchichtsfchreibung dasfelbe von China behauptet, die amerikanifche von Amerika — und dasfelbe thut im Bereiche von Europa wieder jede Nation in Bezug auf fich felbft, und fofort jedes Volk, Völkchen und Stämmchen. Aber für die objective Darftellung der Gefetze des gefchichtlichen Naturprozeffes ift bisher von der Gefchichtsfchreibung blutwenig gethan.

---

38. Wie die Amalgamirung vor fich geht.

Wir haben die Einzelvorgänge des gefchichtlichen Naturprozeffes in ihren Umriffen kennen gelernt; wir haben den Kampf der ethnifchen Elemente der zum Staate führt, und im Staate unter veränderten Formen fich fortfetzt, gefehen; wir haben auf jene, die einzelnen focialen Beftandtheile zufammenhaltende Kraft, den Syngenifmus hingewiefen, der in diefem Kampfe fo zu fageu die verfchiedenen Heerkörper bildet, die Schlachtreihen ordnet und zufammenhält; wir haben endlich als letztes Refultat der Staatsentwicklung die Bildung von Culturgebieten conftatirt.

Nun haben wir noch ein wichtiges Mittelglied in diefem ganzen Prozefs etwas eingehender zu betrachten, eine Erfcheinung, die von fehr complicirter Natur ift.

Wir haben nämlich bei der Betrachtung der heutigen Staaten fociale Beftandtheile conftatirt, von denen keines eine wirkliche ethnifche, etwa auf gleicher Abftammung beruhende Einheit darftellt. Aus dem ganzen Gange unferer Unterfuchungen vielmehr hat es fich ergeben, dafs

jedes dieſer ſocialen Beſtandtheile bereits das Reſultat eines vorhergegangenen Amalgamirungsprozeſſes iſt. Und dasſelbe was von den heutigen Staaten gilt, gilt wie wir wiſſen auch von den Staaten der hiſtoriſchen Vergangenheit, ſo weit unſer forſchender Blick nur in das Dunkel vergangener Jahrhunderte vordringen kann. Sowohl die uns in den hentigen Staaten, als auch die in den Staaten der hiſtoriſchen Vergangenheit uns entgegentretenden ethniſchen und ſocialen Beſtandtheile ſind immer bereits höhere Einheiten, die in ſich früher einfache heterogene Elemente zuſammenſchlieſsen und ſo geht es fort bis ſich unſer Blick in undurchdringliches Dunkel vorhiſtoriſcher Zeiten verliert.

Auf Grund dieſer Beobachtungen und Thatſachen conſtatirten wir es daher ſchon oben, daſs ſich durch die ganze Geſchichte der Menſchheit ein fortwährender Amalgamirungsprozeſs hindurchzieht, der von den kleinſten primitiven ſyngenetiſchen Gruppen ausgehend, nach irgend einem uns unbekannten raſſebildenden Geſetz dle einen heterogenen Gruppen immer mehr zu groſsen Geſammtheiten, zu Völkern, Nationen und Raſſen zuſammenſchlieſst und amalgamirt und ſie immer gegen andere ebenſo zuſammengeſchloſſene und amalgamirte Völker, Nationen und Raſſen in den Kampf und d u r c h denſelben zu immer neuen Herrſchafts- und Culturgebieten führt, die wieder das Heterogene zuſammenſchmelzen und amalgamiren. [1])

[1]) »Durch den immer mehr vervielfältigten Contact der Raſſen und Nationen wird eine immer vollſtändigere Miſchung des Blutes herbeigeführt und es werden gewiſſe Erfindungen, Werkzeuge und Sitten nach und nach allgemein bekannt und über die ganze Erde verbreitet; die Nationen erhalten ein immer mehr übereinſtimmendes Gepräge, wie ein ſolches ſchon jetzt den ſämmtlichen Culturvölkern der weiſsen Raſſe aufgedrückt iſt, welche ſo viele Aehnlichkeiten in ihren Sitten und Einrichtungen und eine gewiſſe allgemeine Form der Bildung bei aller Verſchie-

Dabei können wir die Beobachtung machen, dass anscheinend ethnische Einheiten, die sich vor einigen Jahrhundert als fremd gegenüberstanden und bis auf's Blut befehdeten: nach einigen Jahrhunderten als einheitliche ethnische Gemeinschaften im Kampfe gegen neu aufgetretene andere ethnische Gemeinschaften zusammenstehen. Man denke nur an die Kämpfe der Römer mit italischen Völkerschaften und dann an ihre nationale Verschmelzung und gemeinsamen Kampf gegen Gallier oder Germanen; man denke an die Kämpfe zwischen Franken und Sachsen unter Karl dem Grossen und einige Jahrhunderte später an ihren gemeinsamen Kampf als Deutsche gegen Franzosen; oder an die Kämpfe der Angelsachsen gegen die Normanen und einige Jahrhunderte später an ihre gemeinsamen Kämpfe als Engländer gegen andere Nationen.

Nun gelangen wir zur allerwichtigsten Frage: was ist es, das die zuvor heterogenen ethnischen Elemente immer wieder zu homogenen umwandelt, oder, da man diese homogenen ethnischen Elemente kurzweg Rassen nennt, (z. B. germanische Rasse, slavische Rasse, romanische Rasse) was ist es, das die historische Rasse constituirt? was ist es, das die Rassengegensätze der Vergangenheit in Rasseneinheit der Gegenwart umwandelt und das nach demselben immer gleich wirkenden Gesetz die Rassengegensätze von heute in die Rasseneinheit der Zukunft unter Umständen umwandeln kann?

Die Antwort auf diese Frage die uns den wichtigsten Schlüssel zur Lösung des Problems des geschichtlichen Naturprozesses in die Hand gibt, haben wir bereits durch das im vorigen Abschnitt über Syngenismus und die natürlichen und politischen Unterlagen desselben Gesagte vor-

---

denheit erkennen lassen, die historische Verhältnisse und Klima bedingen mögen.« Perty Ethnographie 1859 S. 299.

bereitet. Dafs es nicht einheitliche Abftammung, etwa von einem oder mehreren Urpaaren ift, welches das Bindemittel der in der Gefchichte auftretenden ethnifchen Einheiten ift, und ihrer Einigung zu Grunde liegt, darüber belehrt ein nach welcher Richtung immer geworfener Blick auf die hiftorifchen und gegenwärtigen Raffenkämpfe. Niemand wird die gegen die Deutfchen im Jahre 1870 kämpfenden Franzofen in diefer Bedeutung als ethnifche Einheit auffaffen — noch die im Kampfe gegen die Oefterreicher im Jahre 1859 geeinigten Italiener — und ebenfo wenig die Römer die gegen die Carthager oder die Griechen die gegen die Perfer kämpften.

Worin aber das ideale Moment das diefe ethnifchen Einheiten zufammenhält und fie uns als Raffen erfcheinen läfst liegt, das wiffen wir bereits.

Wir haben es fchon kennen gelernt was denn eigentlich den urfprünglichen Menfchenfchwarm oder auch den primitiven Stamm eines Naturvolkes wie wir fie z. B. in Amerika oder Afrika finden, als ethnifche Einheit conftituirt. Wir fahen, dafs es in erfter Linie der freie Kreislauf des Blutes innerhalb diefer Gemeinfchaft ift, welcher fie von jedem fremden Schwarm oder Stamm fondert und die Grundlage der natürlichen fyngenetifchen Gefühle im Gegenfatz zu dem ebenfo natürlichen Fremdenhafs bildet.

Wir haben gefehen, dafs es ferner die Gemeinfamkeit jener finnlich-geiftigen Erzeugniffe die wir als Ausflufs der natürlichen focial fich vollziehenden Function des menfchlichen Organifmus kennen lernten, alfo der Sprache, der Religion mit allem was daran hängt, alfo der Sitten und Gebräuche u. f. w. ift, welche diefe Einheit conftituirt.

Wo immer nun alle diefe Momente (Blutumlauf, Sprache, Religion, Sitten nnd Gebräuche) zufammentreffen, da haben wir eine ethnifche Einheit vor uns der man meiftens die

Bezeichnung Raſſe gibt und für welche wir dieſe Bezeichnung gerne acceptiren.

Nun iſt aber nach allen unſeren vorhergehenden Ausführungen klar, daſs wir es bei dieſen natürlichen Merkmalen der Raſſe mit lauter Momenten zu thun haben die alle natürlich und geſchichtlich oder mit einem Wort, naturgeſchichtlich geworden ſind. Daher iſt die oft wiederholte Behauptung vollkommen richtig, daſs es heutzutage keine Raſſe auf der Welt gibt in jener (allerdings naiven) Bedeutung der einheitlichen Abſtammung. Solche Raſſen hat es aber vielleicht nur einmal, und in hiſtoriſchen Zeiten gewiſs nie gegeben.

Dagegen beſteht aber in der Raſſenbildung d. h. in der Bildung ethniſcher Einheiten in dem von uns oben erwähnten Sinne der wichtigſte Inhalt der Geſchichte der Menſchheit — dieſe Raſſenbildung mit allen ihren Begleiterſcheinungen iſt der weſentlichſte Kern der ſogenannten Weltgeſchichte der aber freilich von der ſo ſich nennenden Wiſſenſchaft ganz überſehen wird, wie wohl ſie unbewuſst und andern Geſichtspunkten folgend, vieles behandelt was zu dieſer eigentlichen Weltgeſchichte gehört.

Wenn nun aber dieſe Raſſenbildung der weſentlichſte Kern der »Weltgeſchichte« iſt, ſo liegt es uns ob die Grundzüge dieſes Bildungsprozeſſes darzulegen, um unſere Behauptung zu rechtfertigen, daſs die Darſtellung desſelben Beruf und Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft zu bilden habe. Das wollen wir auch weiter unten verſuchen.

Zu jeder ſolchen Raſſenbildung gehören als Vorausſetzung vor allem mindeſtens zwei heterogene Beſtandtheile oder wenn man will, zwei frühere Raſſen — die dann in der neuen aufgehen ſollen.

Es frägt ſich nun, wie geſchieht dieſe Bildung — d. h. dieſe Amalgamirung zweier Raſſen zu einer?

Diefe Frage ift die intereffantefte von allen, denn fie bezieht fich unmittelbar auf die Art und Weife wie die Natur bei dem wichtigften Act des focialen Prozeffes vorgeht, auf die Mittel deren fie fich dabei bedient, auf die Politik die fie dabei beobachtet. Und wir werden fehen, dafs diefe letztere fehr fchlau ift — in fo ferne es fich um Erreichung gewiffer Zwecke handelt (wenn man fich diefes Ausdruckes bedienen darf) aber auch fehr graufam und rückfichtslos gegenüber den Menfchen, die als Mittel und Werkzeuge zu der Erreichung jener Zwecke dienen müffen.

Denn der zukünftigen Amalgamirung der heterogenen Raffen, die die Natur offenbar anzuftreben fcheint (da fie es in fehr vielen Fällen bereits erreichte), fteht der uns fchon bekannte natürliche Antagonifmus, die natürliche Antipathie der heterogenen Raffen im Wege.

Auf welche Weife kommt nun diefe Amalgamirung zu Stande? Von friedlichen Mitteln kann hier vorerft nicht die Rede fein. Denn der Einzelne wurzelt ja mit feinem ganzen Wefen tief im Wefen feiner Raffe. Er ift fich des gemeinfamen Blutumlaufs bewufst — er fühlt fich daher als ein Tropfen im gemeinfamen Kreislauf des Blutes: und fcheut »von Natur« die Vermifchung mit dem fremden Blute. An feiner eigenen Raffe hängt der Einzelne durch das Band der gemeinfamen Sprache; und es ift ein theures Band. Angeboren faft und von Kindheit angelernt fcheint ihm die Sprache fein geiftiges Blut — fein geiftiges Wefen. Seine ganze geiftige Natur hängt daran, die theuerften Erinnerungen feines Lebens. An ihr rankte von niederem Keime fein Geift immer höher fich empor — was wäre er ohne diefe Stütze? Und ift's ein Wunder, wenn man denen die diefe Sprache fprechen einen höheren Grad von Sympathie entgegenbringt, gewiffe wärmere Gefühle für fie hegt als für jene »Barbaren« denen diefe fchönfte aller Sprachen fremd, ja die diefe Sprache gar verachten!

Und nun Religion, Sitten nnd Gebräuche! Wie mufs man diejenigen haffen, die das Theuerfte was man im Gemüthe bewahrt, den Glauben an den »Gott der Väter« nicht theilen. Sind denn das auch noch Menfchen — die kein moralifches befferes »Ich« befitzen — die an felbfterdachte »falfche« Götzen glauben — deren Sitten und Gebräuche abfcheulich, unvernünftig und eckelhaft find?

Das find die natürlichften, einfachften Gefinnungen und Gefühle die der naive und gläubige Einzelne in der Religion, den Sitten und Gebräuchen feiner Raffe wurzelnde Menfch den Menfchen — nein! den »niedern Gefchöpfen« der fremden, andersgearteten Raffe entgegenbringt.

Und all diefe natürlichen und naturnothwendigen, aus der Thatfache und dem Bewufstfein abgefonderten Blutumlaufs, eigener Sprache, Religion, eigener Sitten und Gebräuche ftammenden Gefühle bilden das, was wir fchon oben als Thatfache kennen gelernt haben — den Raffenhafs, den Abfcheu gegen das heterogene ethnifche Element. Und fo befchaffen, mit folchen gegenfeitigen Antipathien ausgeftattet, treffen diefe heterogenen Elemente immer wieder und immer wieder aufeinander um — entweder fich zu amalgamiren oder das fchwächere, nicht amalgamirungsfähige Element vom Erdboden zu vertilgen. Sprechen wir von der erften Eventualität.

Würde man es beim erften feindlichen Zufammenftofs den Mitgliedern der einen Raffe fagen worauf die Natur es abgefehen hat, auf ihr Verfchmelzen mit ihren Feinden — alle edleren Gefühle in ihnen würden fich hoch aufbäumen, ihr ganzes befferes Ich würde laut gegen eine folche Zumuthung proteftiren. Denn nur aus der Gebundenheit an ihre Raffe entfpringen ihre edelften Gefühle. Das Einftehen für ihren eigenen Blutskreis ift ja der Patriotifmus — der Cultus der eigenen Sprache, der eigenen

Religion und was damit zusammenhängt (Sitten und Gebräuche) ist die edelste Erhebung ihres Geistes, der Aufschwung zum Ideal — was wären sie ohne dieses? Das alles stempelt sie ja zu Menschen in der höchsten Bedeutung dieses Wortes — das erhebt sie über das Thier.

Und doch — so ist's beschlossen im Rath der Götter! Wie kommt nun aber diese Amalgamirung zu Stande?

Nur im ewigen Rassenkampfe, in Krieg und »Frieden« — es geht nicht anders. Der Mensch müsste aufhören Mensch zu sein — er müsste — wenn er es überhaupt könnte — sich dessen entäussern wozu ihn die Natur machte: wenn er freiwillig verzichten sollte auf die »höchsten Güter« die er auf die Welt mit sich brachte — auf sein »edelstes Blut«, auf seine »schönste Sprache«, auf seine »wahrste Religion«, auf seine »vernünftigsten ehrwürdigsten Sitten und Gebräuche«. Und doch sind sie auf einander angewiesen, und müssen eins werden — so will es der Plan der Natur.

Und so beginnt denn der Kampf — der seine friedliche und rechtlich-werdende Form in der Organisation der Herrschaft, im Staate findet. Der Prozess ist ein langer, jahrhunderte-langer. Der Antagonismus zweier Naturgesetze, von denen das eine den Menschen, das andere die Menschheit beherrscht liefert den Boden für die Tragödie des Lebens, für das blutige Drama der Geschichte — liefert den köstlichsten Stoff für den Dichter, Künstler und »Geschichts-« oder eigentlich Geschichtenschreiber.

Wir erwähnten es schon, dass in diesem Kampfe der Rassen um Herrschaft, das was zuerst der künftigen einheitlichen Rassenbildung zum Opfer fällt, die Sprache ist.

Welcher allgewaltige Factor dabei bestimmend ist, das haben wir oben gesehen. Nur die im offenen Kriege be-

findlichen Raffen können jedes gemeinfamen Verftändigungsmittels entbehren. Sobald aber der friedliche Kampf, die Herrfchaft oder der gemeinfame wirthfchaftliche Verkehr beginnt — da ftellt fich das Bedürfnifs einer gegenfeitigen Verftändigung unvermeidlich ein und eine Sprache mufs Siegerin bleiben. Welche Sprache aber Siegerin bleibt, das hängt von Umftänden und Verhältniffen ab in deren Analyfe wir hier nicht eingehen können.

Die obfiegende Sprache verhilft fodann leicht den mit ihr organifch zufammenhängenden Sitten, Gebräuchen und religiöfen Vorftellungen zum Sieg, fo dafs man annehmen kann, dafs der Annahme der Sprache nicht lange die der Sitten, Gebräuche nnd Religion folgen mufs.

Dann ift aber auch, wie wir gefehen haben, die tiefe Kluft zwifchen den heterogenen Raffen fchon überbrückt, und nun kann durch das thatfächlich geübte oder wenigftens rechtlich und fittlich mögliche Connubium ihre endliche Ausfüllung erfolgen. Auch diefe letzte Phafe hat ihre fchweren Geburtswehen. Zahllofe Tragödien des Lebens legen den Grund. Die Dichter wiffen davon viel zu fingen und zu fagen. Gebrochene Herzen, perfönliches Mifsgefchick, verfehlte Lebensläufe, traurige Schickfale, zu Grunde gerichtetes Erdenglück — alles das mufs hoch fich aufthürmen, ehe diefe Kluft ausgefüllt wird.

Doch endlich gefchiehts und der Blutumlauf ift hergeftellt — der letzte Ring, das letzte Glied in der Kette ift angefügt — die Raffe ift gebildet.

Ift fie aber einmal gebildet, dann mufs fie ja der Natur der Sache nach all diejenigen Eigenfchaften haben, jene ganze Befchaffenheit und Qualität die jedes ihrer Beftandtheile in feinem früheren einheitlichen Zuftande hatte. Denn diefe Befchaffenheit ift ja bedingt durch den freien ungehemmten Blutumlauf, durch die Gemeinfchaft der Sprache, Religion und Cultur. Hat aber die neue Raffe

dieſe Beſchaffenheit, ſo muſs naturnothwendig und unausbleiblich zwiſchen ihr und *jeder andern* mit der ſie in Berührung kommt *derſelbe Kampf* beginnen der einſt zwiſchen ihren eigenen Elementen wüthete.

Nun könnte man meinen die Entwicklung der Menſchheit müſste zu einem Punkte gelangen, wo die einzelnen Raſſen auf ihren telluriſchen Standorten ſich conſolidiren und in keine weiteren näheren Berührungen mit einander kommen, daher die Kämpfe aufhören müſſen.

Einer ſolchen Stagnation ſteht aber ein *ewiges Bewegungsgeſetz* entgegen, vermöge deſſen die Raſſen in *fortwährendem Kreiſen um den Erdball* begriffen ſind und vermöge deſſen die consolidirte Raſſe von dem Punkte auf dem ſie ſich befindet auf die oder jene Weiſe *in Strömung geräth* und den Standort der fremden Raſſe *aufſucht* um mit derſelben in neue Berührung zu kommen und den Kampf der zu erlöſchen und in Stagnation zu gerathen drohte von neuem wieder zu beginnen. Dieſes ewige Kreiſen der Raſſen und dieſs ewige Suchen der fremden Raſſen mag in verſchiedenen Zeiten in etwas veränderten Formen vor ſich gehen. Einſt und örtlich wohl auch noch heute ſpielt es ſich ab in Form von *Wanderzügen* nomadiſcher Stämme — ſodann in *Kriegszügen* und *Eroberungen* mit *Landnahmen*, endlich in *Coloniſationen* und langſamen *Migrationen* wie heutzutage z. B. aus Europa nach Amerika, Aſien und Auſtralien. Aber die Sache bleibt dieſelbe; es duldet die einheitlich gewordenen Raſſen nicht am Orte *wo der Raſſenkampf in Stagnation zu verfallen droht* — es treibt ſie fort zu neuen Berührungen mit fremden Raſſen und zu neuen Kämpfen.

Dieſes Bewegungsgeſetz mit allen ſeinen Conſequenzen iſt die eigentliche Seele der Geſchichte — denn in immer neuem Kreislauf bringt es *Raſſenkampf*, *Sprachen-*

einheit, gemeinſame Cultur und breitet die lebensfähigen Elemente immer weiterhin aus unter fortwährender Verdrängung vom Erdboden der nicht lebensfähigen.

Nun muſs man freilich, wenn man dieſe Tendenz der Geſchichtsbewegung in's Auge faſst zum Schluſſe kommen, daſs es einſt »nur eine Heerde« geben wird: doch liegt nach dem bisherigen Gang der Geſchichte in dieſer Beziehung, ein ſolcher Zeitpunkt in ſo unabſehbarer Ferne, daſs wir heutzutage noch füglich den »ewigen« Raſſenkampf als das Geſetz der Geſchichte und den »ewigen« Frieden« als den Traum der Idealiſten bezeichnen können ohne zu fürchten je durch Thatſachen widerlegt zu werden.

V.

Geschichtliche Hinweisungen.

39. Aegypten.

Wir haben bisher die Geſchichte der Menſchheit als Naturprozeſs, die Art und Weiſe wie ſich derſelbe abſpielt, die Geſetze nach denen er verläuft, die Formen in denen dieſer Verlauf in Erſcheinung tritt und die Vorgänge aus denen er ſich zuſammenſetzt, darzuſtellen verſucht. Wir wollen nun unſere obige Darſtellung ſozuſagen illuſtriren indem wir es unternehmen an einigen Beiſpielen zu zeigen, daſs die uns bekannte »Weltgeſchichte« in der That nichts anderes zur Erſcheinung bringt, als die von uns behaupteten natürlichen und naturnothwendigen immer und überall nach denſelben Geſetzen ſich abſpielenden Vorgänge.

Freilich können dieſe unſere Hinweiſungen nicht die ganze Weltgeſchichte in ihrer uns bekannten Vollſtändigkeit umfaſſen — denn wir müſsten eben eine »Weltgeſchichte« ſchreiben was hier nicht unſere Abſicht ſein kann; vielmehr müſſen wir uns auf einige Hauptzüge der geſchichtlichen Vorgänge beſchränken, und dieſelben ſozuſagen nur als Stichproben vorführen.

Nach den gangbaren Vorſtellungen, wonach die Menſchheit von einem Schöpfungscentrum ihren Ausgang genommen haben ſollte, dachte man ſich auch die Entwicklung der Geſchichte als von einer einzigen »Wiege« der Cultur ausgehend — und alle Geſchichtsdarſtellungen begannen daher immer von einer ſolchen vermeintlichen

Wiege die man nach Umſtänden in das Binnenland am Ganges oder was öfter geſchah an die Ufer des Nil ſetzte. Sodann war man beſtrebt, womöglich den einheitlichen Entwicklungsſtrom menſchlicher Geſchichte von dieſem ſeinem Urſprunge, an in ſeinen Verzweigungen und Veräſtelungen bis zu unſern Zeiten darzuſtellen.

In Wahrheit kennen wir keinen Zeitpunkt, und wenn wir auch unſern Blick noch ſo weit zurückwenden, wo die Geſchichte der Menſchheit an einem Punkte hervorbrechen würde: vielmehr leuchten uns durch das Dunkel des graueſten Alterthums bereits von vielen Punkten her zugleich viele Culturcentren entgegen — eine Thatſache die gewiſs mit dem polygenetiſchen Anfang des Menſchengeſchlechts in allen Theilen der bewohnbaren Erde im Zuſammenhange ſteht.

Wenn man jedoch die uns erhaltenen oder beſſer geſagt die bis heute aufgefundenen hiſtoriſchen Denkmäler nach ihrem Alter ordnet, ſo dürften vielleicht die älteſten ſich auf Aegypten beziehen und das Voranſtellen dieſes Landes in den chronologiſch geordneten Geſchichtsdarſtellungen rechtfertigen.

Aber dieſe erſten hiſtoriſchen Denkmäler zeigen uns noch immer keinerlei Anfang — ſondern führen uns offenbar in medias res — denn ſie zeigen uns Aegypten bereits als ein von vielen heterogenen Menſchenſtämmen umſtrittenes Land wo offenbar alte Staatenordnungen bereits den Verſuch machen, den Kampf der heterogenen ethniſchen Elemente in friedlichen Bahnen zu erhalten. [1])

---

[1]) Vrgl. Duncker Geſchichte des Alterthums 3. Aufl. I 28. Treffend gibt Perrot den Eindruck wieder den man empfängt, wenn man mit unbefangenem Blicke in die immer weiter und tiefer vor der geſchichtlichen Forſchung ſich aufthuende Vergangenheit ſich verſenkt. Indem er die neueſten egyptologiſchen Entdeckungen beſpricht die uns das älteſte Aegypten bereits als auf einer hohen Culturſtufe befindlich erſcheinen

»Das reiche, ſich ſelbſt genügende Aegypten, erzählt Ranke, reizte die Habgier benachbarter Stämme, welche andern Göttern dienten. Unter dem Namen der Hirtenvölker haben fremde Dynaſten und Stämme Aegypten Jahrhunderte lang beherſcht.«

Fürwahr, die Darſtellung der »Weltgeſchichte« konnte mit keinen characteriſtiſcheren Worten begonnen werden, als es hier Ranke thut. Denn in dieſen vom älteſten Aegypten ausgeſagten Worten ſpiegelt ſich ſozuſagen die Quinteſſenz der ganzen Menſchheitsgeſchichte. Wir fragen, wo und wann im Laufe der Geſchichte könnten dieſe Worte nicht zur Anwendung kommen? Immer waren es doch nur reiche und geſegnete Fluren um die man kämpfte — und immer waren es »benachbarte Stämme, welche andern Göttern dienten« d. h. fremde Stämme, die um ſolche Länder ſtritten. Ob wir chineſiſche, indiſche, griechiſche, italieniſche Geſchichte erzählen immer und überall werden wir uns obiger Worte Ranke's bedienen können — es iſt dieſelbe Situation die ſich immer und überall wiederholt.

Und zugleich mit den Jahrtauſende alten Staatsordnungen, die uns ſchon beim erſten Dämmerlicht egyptiſcher Geſchichte durch die Kaſten eben ſo wohl, wie durch die Pyramiden bezeugt werden: tritt uns im Nillande ein unentwirrbares ethniſches Problem entgegen, an deſſen Löſung alle Verſuche moderner Wiſſenſchaft ſcheitern müſſen. Nur ſo viel ſteht feſt, daſs wir es da ſchon in dem graueſten Alterthum mit einem Völkergemiſch zu thun

---

laſſen, bemerkt er: Quelque haut que l'on remonte dans le passé dont les profondeurs comme celle d'un gouffre béant, donnent le vertige à l'imagination, toujours on trouve l'Egypte déja formée, adulte déjà et pourvue des tous ses organes, maitresse des pensées quelle developpera et penetrée des croyances dont elle vivra durant tant des siècles.« Rev. d. d. M. 1879.

haben, welches Jahrtaufende alte Kämpfe und Amalgamirungsprozeffe vorausfetzt.

Und auch diefes fcheint ficher zu fein, dafs in diefen Jahrtaufende langen Kämpfen und Amalgamirungsprozeffen die einftigen Urbewohner des Landes theils verfchwunden theils durch andere Volkstämme aufgefaugt wurden — denn darüber gibt es unter den Gelehrten keinen Streit mehr, dafs auch die älteften von der Forfchung im Nillande nachgewiefenen Bewohner nicht mehr Autochtonen des Landes find. [1])

Von diefen erften hiftorifch nachweisbaren Bewohnern des Landes rühren die grofsartigen Baudenkmale her die noch heute das Staunen der Reifenden erwecken. Diefe Denkmale laffen einen Schlufs ziehen auf die Beherrfchung grofser geknechteter Maffen durch eine ebenfo hochgebildete wie prunkliebende und kunftfinnige Minorität. Aber die Stunde diefer ftolzen Pyramidenbauer fchlug einft — ihre Herrfchaft wurde von Nomadenftämmen, die von

---

[1]) »Nun find aber die Aegypter keine Antochtonen des Nillandes, fondern find wie fich beweifen läfst, aus Afien dort eingewandert.« Friedrich Müller Ethnographie I 31. Aber auch andere »chamitifche Stämme« welche alle den Norden und Nordoften Afrikas bewohnen, find nach Müller lange vor den Aegyptern dort eingewandert. l. c. 32. »Die egyptifche Bevölkerung . . . war durch die fyrifche Wüfte aus Afien gekommen, um fich hier im Nilthale niederzulaffen.« Lenormant der diefe Thatfache als eine wiffenfchaftlich entfchiedene hinftellt, glaubt, dafs man die frühere Annahme »das egyptifche Volk ftamme von einer afrikanifchen Raffe ab« mit derfelben nur auf diefe Art in Uebereinftimmung bringen kann, wenn man annimmt: die civilifirte Raffe, welche von Afien her in das Nilthal kam, mufste hier eine afrikanifche, noch ganz im Zuftande der Barbarei lebende Bevölkerung vorfinden, die fich unterwarf, aber deren Blut fich nur bis zu einem gewiffen Grade mit dem der neuen Ankömmlinge vermifchte.« Das halten wir allerdings für das Wahrfcheinlichfte. Vrgl. Lenormant Anfänge der Cultur I 121 (Jena 1875) vrgl. auch Duncker Gefchichte des Alterthums I S. 11.

Osten über Aegypten hereinbrachen, gestürzt. »Unerwartet zogen aus den östlichen Gegenden von Geschlecht unangesehene Menschen mit kühnem Entschluss heran und nahmen das Land mit Gewalt und ohne grosse Mühe. Sie bemächtigten sich der Herrschenden, verbrannten grausam die Städte und zerstörten die Heiligthümer der Götter. Gegen die gesammte Einwohnerschaft handelten sie auf das Feindseligste (wahrscheinlich aber nicht anders als einst die Vorfahren der Pyramidenerbauer gegen die Autochtonen oder sonstigen in Aegypten angetroffenen Insassen?) indem sie die einen niedermachten, die Weiber und Kinder der Andern in die Knechtschaft führten. Endlich machten sie auch einen aus ihrer Mitte zum Könige, dessen Namen Salatis war. Dieser nahm seinen Sitz zu Memphis, erhob Tribut aus dem obern und untern Lande und legte Besatzungen an die geeignetsten Orte . . . Salatis starb nachdem er 19 Jahre regiert hatte. Ihm folgten (hier folgen fünf Namen).

Diese sechs waren die ersten Herrscher; sie führten Krieg und suchten die Wurzel Aegytens immer mehr auszurotten . . .«

So schildert Manetho eine der frühesten historisch bekannt gewordenen Episoden dieses ewig sich gleichenden Prozesses. Wahrlich, auf welchen Krieg des Mittelalters und der Neuzeit könnte man nicht Manetho's Schilderung anwenden? Wie oft ist seit der Zeit, blühenden Culturen nicht der Garaus gemacht worden von politischen Parvenu's von »Barbaren« oder wie Manetho sie nennt von »Menschen unangesehen von Geschlecht doch mit kühnem Entschlusse!«

Und auch der Umstand ist charakteristisch, dass diese Barbaren der Wüste die soeben eine blühende Cultur zu Boden traten, nichtsdestoweniger die Kunst zu herrschen bald gewiss in nicht minderem Grade sich aneigneten, als es je bei ihren Vorgängern im Nilthale der Fall war.

»Sie erhoben Tribut, befeftigten die Städte und legten Befatzungen in die geeignetften Orte.« Wir fagen, auch das ift für den ganzen Naturprozefs der Gefchichte charakteriftifch; denn fo wie bekanntlich »mit dem Amt« meiftens der Verftand kommt, fo haben es immer noch die culturlofeften Barbaren verftanden, wenn fie einmal Sieger wurden auch Herrfcher zu fein. [1]) Freilich, ewig diefe Herrfchaft zu erhalten war ihnen ebenfowenig gegeben wie ihren Vorgängern — das brachten aber im Laufe der Gefchichte auch die civilifirteften und tapferften Völker nicht zu Stande — denn das fcheint gegen das Naturgefetz der Gefchichte zu verftofsen. Rund taufend Jahre herrfchten fie — und ihre Zeit war um. Für den Amalgamirungsprozefs aber mit dem Stamm ihrer Vorgänger, der geftürzten Pyramidenerbauer, mit den »alten« Aegyptern die ihrerzeit im Nillande nicht weniger neu und fremd waren, für diefen Amalgamirungsprozefs der bei all diefen Herrfchaftsumwälzungen, der Natur das Wichtigfte zu fein fcheint, forgten nach Ausrottung der wehrhaften Männer des vordem herrfchenden

[1]) Es mag hier daran erinnert werden, was Lepsius von den modernen Beherrfchern Aegyptens, den Türken fagt: »Diefe Kawas, welche ein eigenes Chor von Unteroffizieren des Pafcha bilden, find hier zu Lande (in Aegypten) eine ganz befondere und wichtige Claffe von Leuten. Nur Türken werden dazu genommen und diefe befitzen fchon durch ihre Nationalität ein angebornes Uebergewicht über jeden Araber. Es mag wenig Völker geben die fo viel Anlage zum Herrfchen haben, wie die Türken, die wir uns doch oft als halbe Barbaren, roh und formlos zu denken pflegen . . . Ein türkifcher Kawas jagt ein ganzes Dorf Fellah's oder Araber vor fich her und imponirt entfchieden felbft noch den ftolzern Beduinen. Der Pafcha gebraucht das Corps diefer Kawas zu befonderen Sendungen und Commiffionen im ganzen Lande. Sie find die oberften ausführenden Diener des Pafcha und der Gouverneure der Provinzen . . .« So werden auch die Hykfos einft über Aegypten geherrfcht haben und fo herrfchen immer und überall die fiegenden Minoritäten über die befiegten Maffen.

Volkes jene »Kinder und Weiber der Andern die in die Knechtschaft geführt wurden« wie Manetho berichtet. Auch dieser Vorgang ist typisch — und speziell scheinen es immer in erster Reihe die Weiber zu sein die das Blut des besiegten Stammes in das der Siegenden hinüber leiten.

War die Herrschaft der »alten« Aegypter von Osten her gestürzt worden, so ereilte die Herrschaft der Hyksos ihr Schicksal von Süden her. Dort oben am Oberlauf und an den Quellen des Nil's wimmelte es und wimmelt bis heute von den verschiedenartigsten Stämmen. Einer derselben unter König Raskenen gab den Hyksos den ersten tödtlichen Stofs; seine Nachfolger vollendeten das Werk und gründeten wieder ein »neues« Reich. Und wenn auch berichtet wird, dafs die Hyksos den Boden Aegyptens verliefsen und gen Osten zogen und zwar angeblich 240.000 Mann, so ist das gewifs nur ein Häuflein von »Intransingenten« wie sie immer und überall zu finden sind, und die im schlimmsten Falle es vorziehen »Emigranten« zu sein als sich der neuen Ordnung der Dinge zu fügen. Der Auszug dieses Häufleins hat aber gewifs wie nie und nirgends auch damals in Aegypten die Thatsache nicht ändern können, dafs das »neue« Volk alle ethnischen Elemente des vorhergegangenen Geschichtsprozesses, die Hyksos nicht ausgenommen, in sich vereinigte und so mit vermehrten und nun neu belebten ethnischen Impulsen ausgestattet, einem neuen Amalgamirungsprozesse und neuer Culturentwicklung entgegengieng.

Und zwar ist es diefsmal die »glänzendste Periode« der egyptischen Geschichte die durch den Einbruch eines frischen Stromes »äthiopischen« Blutes in das bisherige Völkergemisch Aegyptens angebahnt wurde und es ist gewifs bedeutsam für den Charakter dieses ganzen Umschwunges, dafs der eigentliche Besieger der Hyksos und

der entſcheidende Begründer des »neuen« Reiches ſeinen Thron mit einer »ſchwarzen« Ehehälfte theilte.

Spielte ſich die bisherige Geſchichte Aegyptens, ſo viel ſie uns bekannt iſt dadurch ab, daſs auswärtige ethniſche Elemente in's Land einbrachen und mit den hier angeſeſſenen den Kampf um Herrſchaft unterhielten: ſo iſt das »neue« Reich vielleicht in Folge des langen Amalgamirungsprozeſſes in ſo weit kraftvoll in ſich ſelbſt, daſs es für eine geraume Zeit kein neues Eindringen fremder Elemente duldet, hingegen aber mächtig nach auswärts ſtrebt und ſeine überſprudelnde Kraft in gewaltigen Eroberungszügen nach allen Weltgegenden geltend macht und auf dieſe Weiſe den weitern Geſchichtsprozeſs fördert. Denn, um es hier gleich einzuſchalten, für das geſchichtliche Leben eines Landes kann es nur zwei Möglichkeiten geben — entweder es erhält die ethniſchen Impulſe durch das Eindringen fremder Elemente von auſsen oder es holt ſich dieſelben durch Expanſionsbewegungen nach auſsen. Entweder erobert werden oder erobern, das iſt die unvermeidliche Alternative die jedem Staatsweſen geſtellt iſt; iſt es kräftig ſo tritt es erobernd auf, ermangelt es der genügenden Kraft zu Eroberungen, ſo muſs es fremder erobernder Kraft unterliegen. Denn der allgewaltige Naturprozeſs der ethniſchen Amalgamirung bricht ſich Bahn für jeden Fall — ob es die Völker wollen oder nicht — ja in der Regel ſogar gegen ihren Willen. Und ſo duldete es die neuen Herrſcher Aegyptens nicht ruhig in ihrem Lande — die friedliche Arbeit im Nillande mit all den unſinnigen Rieſentempelbauten erſchöpfte noch immer nicht ihre Thatkraft. Hinaus ſtrebten ſie, immer fremde Völker zu beherrſchen, Gefangene zu machen, in Form von Tribut fremden Schweiſs und fremdes Blut zu trinken und last not least ſchöne Sklavinnen aus der Fremde heimzuführen.

Die blinden Werkzeuge eines allgewalltigen Naturgesetzes! — mögen ſie wüthen und »groſse Thaten« vollbringen — auch ihre Stunde kommt wo ſie die Rolle des Hammers wieder mit der des Amboſs vertauſchen müſſen.

Weit hinaus über die Grenzen Aegyptens und Afrikas trugen die Herrſcher der nun folgenden Dynaſtien ihre ſiegreichen Waffen. Der eine von ihnen (Thutmoſis III.) unterwarf ſich die aſiatiſchen Länder und Völker bis an den Euphrat, bis wohin er die Grenzen ſeines Reiches erweiterte; ja, eine Inſchrift erwähnt ſogar, daſs ihm ein Volksſtamm des öſtlichen Meſopotamiens Tribut zahlen muſste — während eine andere Inſchrift bezeugt, daſs ihm ſein Statthalter in Gold, Ebenholz und Elfenbein den Tribut von Völkern Aetiopiens und Nubiens einſchickte. Dieſe groſsen Thaten zuſammenfaſſend preiſst ihn eine gleichzeitige Hyeroglypheninſchrift als denjenigen, der die »ganze Erde gezüchtigt.« [1])

Lange noch dauerte dieſe Eroberungspolitik. Sie feierte groſse Triumphe unter Sethos I., Ramſes II. und III. Aſſyrer, Meder, Perſer, Baktrer und die fernen bereits europäiſches Land bewohnenden Skythen fühlten die ſchwere Hand der ägyptiſchen Eroberer — ebenſo die Libyer im Weſten und die Aethiopier im Süden Aegyptens.

Dieſe ſiegreichen Eroberungszüge, die Tribute der beſiegten Völker und die Schaaren heimgeführter Gefangenen ſetzten die Herrſcher Aegyptens in den Stand, neue Rieſenbauten zu vollführen die ihren Ruhm verewigen, ihre Kriegsthaten ſpäten Jahrtauſenden überliefern ſollten. Der Palaſt von Luxor, die Sphynxenallee von Luxor bis Karnak, das »Haus des Amenophis« und zahlreiche ähnliche Denkmale zeugen noch heute von dem Reichthum und der

---

[1]) Duncker I 107.

Macht, welche diefe ägyptifchen Eroberer auf ihren weiten Zügen in drei Welttheilen erwarben und von den Schätzen die fie da zufammenraubten und nach Aegypten brachten.

Doch der langen Periode des Auffchwunges und der Macht folgte naturnothwendig wieder eine Zeit der Erfchlaffung und des Niederganges, während zugleich die Reichthümer Aegyptens fremde Völker anlockten, die theils als friedliche Coloniften wie die kleinafiatifchen Griechen, theils als Eroberer wie Perfer und Macedonier das Land der Pharaonen zum Gegenftand ihrer Ausbeutung wählten. Nun ward Aegypten nacheinander perfifche, macedonifche und fchliefslich römifche Provinz und das Land das einft unter kräftigen Herrfchern fo viele fremde Nationen zu feinem Vortheil ausbeutete, ward nun die Beute fremder Eroberer und nacheinander von perfifchen, macedonifchen und römifchen Satrapen, Confuln und ihren Helfershelfern ausgefogen. Und auch der Fall des römifchen Reiches brachte Aegypten noch immer keine Erlöfung.

Arabifche Herrfchaft im Mittelalter, türkifche in der Neuzeit fetzten das Werk der Perfer, Macedonier und Römer fort. Und kaum neigt fich die türkifche Herrfchaft in unfern Tagen zum Fall, fo ftreckt fchon England feine gewinnfüchtige Hand nach dem Nillande aus und englifche Lords berechnen bereits, welchen Gewinn fie aus dem Befitze diefes fruchtbaren uud fo günftig gelegenen Landes ziehen können.

Als bewegendes Princip aber durch diefe vieltaufendjährige Gefchichte zieht fich der ewige Kampf um Herrfchaft von Raffe gegen Raffe und zugleich vollzieht fich ein fortwährender Umfchmelzungs- und Amalgamirungsprozefs aus dem fchon heute ein neues Aegyptervolk hervorzugehen fcheint. — Was für die fremden Eroberer und Coloniften eine folche neue Raffenbildung bedeutet, das haben wir an den Maffacres von Alexandrien im Sommer 1882

ſchaudernd miterlebt. Die »Fremden« wurden wie die Hunde mit Knütteln todtgeſchlagen und es ertönte der Schlachtruf »Aegypten den Aegyptern«. Aber auch die ſiegenden Engländer machten mit den »ägyptiſchen Hunden« kurzen Prozeſs. Und ſo geht es mit Grazie fort — Raſſe gegen Raſſe, Kampf um Herrſchaft — doch ſtehen ſich immer neue Raſſen entgegen von denen jede ein tauſendfaches ethniſches Amalgam iſt; der ewige Kampf aber vermindert die Zahl der Raſſen und ſchafft den ſiegenden immer gröſsere Verbreitung. Ein ewiges Naturgeſetz ſcheint ganz andere Ziele zu verfolgen als die kurzſichtigen Beſtrebungen der Menſchen; jene ſcheinen auf dem Gebiete der Völkeramalgamirung zu liegen, während dieſe um kleinliche Beſitz- und Herrſchaftsintereſſen ſich drehend ſchlieſslich dem groſsen Naturgeſetze dienen müſſen.

---

40. Babylon.

Als das zweitälteſte Culturcentrum das uns aus graueſtem Alterthum entgegenleuchtet dürfte wohl dasjenige bezeichnet werden, das ſich in den Niederungen des Euphrat und Tigris entwickelte. Für uns beginnt die Geſchichte dieſer Landſchaften ſelbſtverſtändlich von dem Zeitpunkte, bis zu welchem die erhaltenen oder neuentdeckten Denkmäler hinaufreichen. Was die dieſem Zeitpunkte vorhergehende Geſchichte anbelangt, ſind wir auch hier nur auf Ausdeutung und Enträthſelung dunkler Sagen und auf Analogieſchlüſſe angewieſen.

Das uns erhaltene Bruchſtück einer einheimiſchen Quelle, das Fragment des Beroſus leitet die Geſchichte Babyloniens mit einer Darſtellung der Menſchenſchöpfung ein, die nach alten Sagen im Gegenſatz zur Bibel eine poly-

genetifche Vorftellung enthält. Darnach bildete einer der Götter aus dem mit Erde gemengten Blute des höchften Gottes Bel, Menfchen.

Gleich darauf zur Schilderung hiftorifcher Begebenheiten übergehend erzählt Berofus, dafs es »eine grofse Menge von Menfchen verfchiedenen Stammes« gab die Chaldäa bewohnten. Diefe »Menfchen verfchiedenen Stammes« aber lebten »ohne Ordnung wie die Thiere« bis fie von einem »Meerungeheuer« Namens »Oan« in allen Künften des Friedens unterrichtet und zu Zucht und Ordnung angeleitet wurden. [1])

Es ift durchaus keine gewagte Interpretation, fondern entfpricht vollkommen der in demfelben Sinne auch anderwärts vorkommenden Sage und ihrer hiftorifch erwiefenen Bedeutung, wenn man unter diefem Meerungeheuer, das hier wie auch anderwärts die Rolle des Staatsgründers fpielt, einen überfeeifchen Erobererftamm verfteht, der fich die an den Niederungen des Euphrat und Tigris wohnenden Stämme unterwarf und unter fein Herrfchaftsjoch beugte. [2])

---

[1]) Duncker Alterthum I 195. »Diodor berichtet, dafs Belos eine Colonie aus Aegypten nach Babylonien geführt, dafs er fich am Ufer des Euphrat niedergelaffen und die Priefter, welche die Babylonier Chaldäer nannten, ähnlich wie in Aegypten, von allen Steuern und öffentlichen Leiftungen befreit habe . .« (Dafelbft.) Wenn auch diefe Erzählung nicht wörtlich richtig zu fein braucht fo ift fie doch ein genügendes Zeugnifs für die fremde Herkunft der herrfchenden Claffe in Babylon, deren Beftandtheil jedenfalls diefe »chaldäifchen Priefter« waren.

[2]) Aehnlich fchreibt die altmexikanifche Tradition die Einführung höherer Cultur und Civilifation einem grofsen Propheten Quetzalcoatl zu, der zu Schiffe an der Küfte von Panuco ankam. Er ward Priefter, Gefetzgeber und König im Reich der Tolteken. Er fchaffte die Menfchenopfer ab, lehrte Himmelskunde, ordnete die Jahresfefte u. dgl. Nach einer langen Wirkfamkeit im Toltekenreiche kehrt er zu feinem von Schlangen umwundenen Schiffe zurück und verläfst fpurlos das Land.

Aber diese erste nur durch die Sage uns vermittelte Eroberung und Staatsgründung fällt in vorhistorische Zeiten — dagegen muss diejenige staatliche Ordnung die wir beim Lichte der ersten historischen Ueberlieferung an den Niederungen des Euphrat und Tigris erblicken, auf eine andere Eroberung zurückgeführt werden und zwar auf die, der von Norden her eingewanderten Chaldäer; denn diese sind es die wir in dem Anfange der Geschichte Babyloniens daselbst als »herrschenden Stamm« antreffen. [1])

Andererseits dagegen wird uns wieder von einer Eroberung Babylons durch die Meder berichtet, die zu einer Zeit vor sich gieng als in Sinear (so nannte man diese Gegend) bereits ein Culturleben existirte. Denn mit Recht bemerkt Duncker, dass »zu einem Angriff auf das Niederland am Euphrat und Tigris, die Hirtenstämme des iranischen Hochlandes doch erst Veranlassung hatten, wenn das Leben in Sinear zu einiger Blüthe gediehen war, wenn das Land gut angebaut war und den Hirten Aussicht auf Beute und Ueberfluss gewährte.« [2])

Wenn man sodann von der blühenden Cultur Babylons vernimmt, und von der hohen Entwicklung dieses Staatswesens, dabei immer von dem Stamm der Chaldäer als dem Priester- und Gelehrtenstand der aber auch gelegentlich Herrscher auf den Thron setzte und stürzte: so liegt die Vermuthung nahe, dass sich Chaldäer und Meder auf diese Weise in die Herrschaft theilten, dass die ersteren

---

Bastian geogr. und ethnol. Bilder S. 36. Uebrigens sei hier noch daran erinnert, dass die Sage sehr oft Menschen mit Thieren vergleichend verschiedene Thiere nennt, wo sie an Menschen denkt und von Menschen spricht. So hat es Szainocha zur Evidenz bewiesen, dass in den Chroniken des europäischen Continents zwischen dem 9 und 12 Jahrhundert von Mäusen die Rede ist wo man an Seeräuber denkt und von Seeräubern spricht. Vrgl. Szainocha Szkice historyczne B. II S. 165.

[1]) Duncker I 203. [2]) Duncker l. c. 205.

die Priester- die letzteren die Kriegerkaste in diesem Staate bildeten. Diese Vermuthung ist um so mehr berechtiget, da wir auch abwechselnd von einer medischen und chaldäischen Dynastie Kunde haben. Characteristisch aber für die Stellung der »Meder« als Kriegerkaste in Babylon darf wohl der Umstand angesehen werden, dass der einzige expansive und nach Aussen stark aggressive Aufschwung der uns aus der bekannten Geschichte Babyloniens überliefert ist (Nabopolassar) auf ein Bündniss mit den Medern unter deren König Kyaxares zurückgeführt wird. Ein solches Bündniss wird verständlich, wenn man an einen stammverwandtschaftlichen Zusammenhang der in Babylon herrschenden medischen Kriegerkaste und dem in ihrer einstigen Heimat blühenden medischen Reiche denkt.

Im Ganzen aber scheint es, dass uns die geschichtlichen Daten über Babylon nur aus der Zeit des Niederganges des Babylonischen Reiches bekannt sind, und dass der Aufschwung desselben unter Nabopolassar nur ein letztes Aufflackern des einst viel mächtigeren Staatswesens darstellt, nach welchem es bald in gänzlichen Verfall geräth. Denn während es Thatsache ist, dass von Babylon aus die Gründung Assurs erfolgte, dass Babylon die ältere, Assur die jüngere Culturwelt ist [1]: so fällt doch bald nach dem ersten Zeitpunkt bekannter Geschichte das einst tonangebende und vorherrschende Babel unter die Botmässigkeit Assurs und kommt seit der Zeit nur noch als Provinz, welche die wechselnden Geschicke des Assirischen Reiches theilte, in Betracht.

[1]) »Die Inschriften, welche die Trümmer Niniveh's uns erhalten haben, zeigen mit geringen Abweiehungen dieselbe Schrift und lassen dieselbe Sprache erkennen, welche in Babylon geschrieben und gesprochen wurde. Hier wie dort gilt dieselbe Art der Zeitrechnung, dieselbe Technik und Kunst« etc. Duncker l. c. 436. Vrgl. auch daselbst S. 437.

41. Assur.

Aus Anlaſs der Urgeschichte Assur's macht **Ranke** die treffliche, nach unsern Ausführungen selbstverständliche Bemerkung, daſs sich der »allgemeinen Geschichte« »..überhaupt Anfangs nicht groſse Monarchien, sondern **kleine Stammesbezirke** oder **staatenähnliche Genossenschaften** darstellen, welche eigenartig und unabhängig neben einander bestehen.« Demgemäſs constatirt **Ranke**, daſs »im 10. und 9. Jahrhundert vor unserer Aera diesseits und jenseits des Euphrat und des Tigris sowie in dem Quellenlande der beiden Ströme eine groſse Anzahl unabhängiger kleiner Reiche bestanden« die alle »in gegenseitigen Feindseligkeiten und kleinen Kriegen beschäftigt« waren.[1]) Erinnern wir uns hier daran, was **Berosus** von der »Menge Menschen **verschiedenen Stammes**« die Chaldäa bewohnten erzählt und an ähnliche uns überall in der Urzeit entgegentretende Verhältnisse, so wird der Analogieschluſs gestattet sein, daſs diese groſse Anzahl kleiner Reiche mindestens eine ebensolche Vielheit heterogener ethnischer Elemente darstellte.

Wenn wir dann plötzlich von einem gewaltigen Herrschaftscentrum eines groſsen Assyrischen Reiches hören, von mächtigen Herrschern die Riesenbauten aufführen, deren Ruinen wir heute noch anstaunen: so ist es einleuchtend, daſs diese Monarchie wie so viele andere später (man denke an Rom) durch ein kräftiges Zusammenfassen jener Anzahl von Stämmen unter der Führung und Herrschaft des mächtigsten und glücklichsten unter ihnen entstand, der sich zum »herrschenden Stamme« aufwarf.

---

[1]) **Ranke** l. c. I 88, 89.

Damit hätte ſich in Aſſur nur ein Prozeſs vollzogen, wie ihn Niebuhr als characteriſtiſch für das ſtaatliche und politiſche Leben des Orients hinſtellt und wie er unſerer Anſicht nach immer und überall vor ſich geht. »Ueberall finden wir in der Geſchichte des Orients, ſagt nämlich Marcus Niebuhr, ein herrſchendes Volk. Dieſes Volk mag ſeinen Fürſten gegenüber noch ſo unfrei ſein, ſo iſt es den Unterworfenen gegenüber doch herrſchend; der Fürſt gebietet über die unterthänigen Völker gewiſſermaſsen durch das Mittel ſeines Stammes ex titulo ſeiner Herrſchaft über dieſen.« [1])

Daſs die Bildung des aſſyriſchen Staates auf dieſe Weiſe, d. i. durch die Uebermacht eines Stammes über eine Anzahl anderer benachbarter vor ſich ging, dafür läſst ſich auch ein Beweis ex post ſchöpfen, wenn man die immer ſteigende Entwicklung des aſſyriſchen Reiches beobachtet und dabei an die ewige Weſensgleichheit der Vorgänge des geſchichtlichen Prozeſſes denkt. Denn nicht anders als durch fortwährende Eroberungen und Unterjochungen aller, erſt der näheren und dann der immer ferneren in allen Richtungen der Windroſe es umgebenden Völker und Staaten geht die Entwicklung des aſſyriſchen Reiches vor ſich. Und auf die Kraft und Energie mit der einſt der am Mittellauf des Tigris auftretende aſſyriſche Stamm die rund um ihn her anſäſsigen oder, was wahrſcheinlicher herumſchweifenden Stämme ſich unterworfen haben mochte: kann aus der Kraft und Energie geſchloſſen werden mit der das immer wachſende aſſyriſche Reich ſeine kriegeriſchen und meiſt ſiegreichen Unternehmungen nach allen vier Weltgegenden ausführte. In der That iſt Aſſur eine der erſten »Weltmonarchieen« die wir kennen lernen. Ein unaufhörliches, unerſättliches Streben nach Weltherrſchaft beſeelt die aſſyriſchen Monarchen.

---

[1]) Marcus Niebuhr: Assur und Babel S. 18.

Ihre Eroberungszüge reichen im Nordweſten bis an das ägäiſche Meer, ſüdweſtlich bis nach Phönicien [1]) und Paläſtina; nach Aegypten, ja ſogar bis nach Aethiopien ſollen ſie gelangt ſein — Syrien, Arabien und Meſopotamien waren ihnen lange unterthan — die Völker und Stämme des armeniſchen Hochlandes zahlen ihnen Tribut und über das iraniſche Hochland, wo ſie die Meder unterwarfen gelangten ſie bis nach Indien. Im Süden aber überwältigten ſie jenen älteren Culturſtaat, dem ſie ihre Bildung, ihre Kunſt, ihre ganze Civiliſation verdankten. Als Barbaren fielen ſie über Babylon her und es dauerte lange bis es letzterem gelang ſich zeitweiſe dem aſſyriſchen Joche zu entwinden.

Hand in Hand mit dieſen groſsen Eroberungszügen Aſſyriens (ebenſo wie mit den früheren und ſpäteren Babyloniens) geht eine ſtaunenerregende Thätigkeit im Aufführen von Prachtbauten die, Jahrtauſende in tiefem Schutt begraben, in unſerer Zeit neu entdeckt wurden. Sowohl dieſe Bauten wie die auf ihnen erhaltenen hiſtoriſchen Zeugniſſe geben uns eine Idee von der hohen Cultur dieſer Völker. Und wenn wir nach den Factoren fragen die eine ſo hohe Cultur erzeugen konnten ſo müſſen wir neben jenen groſsartigen ſiegreichen Eroberungszügen noch auf ein anderes Moment unſere Aufmerkſamkeit lenken, welches gewiſs zum geiſtigen Aufſchwung dieſer Völker das ſeine nicht minder beigetragen hat — wir meinen die groſsartigen Völkerverpflanzungen und Ueberſiedlungen die jedesmal jenen ſiegreichen Eroberungszügen auf dem Fuſse folgten.

So rühmt ein aſſyriſcher Herrſcher des achten Jahrhunderts (Sargon II) von ſich, daſs er nach der Einnahme Samarias »27,280 ihrer Einwohner in die Gefangenſchaft

---

[1]) Vrgl. Movers Die Phönizier II. 1. S. 257—297.

führte« worauf er gleich erklärend hinzufügt »die Menſchen, welche meine Hand bezwungen, ließs ich inmitten meiner Unterthanen wohnen.« Derſelbe Sargon verpflanzte aus Gaza 9000 Einwohner nach Aſſyrien. Einer ſeiner Nachfolger, Aſſarhadon, verpflanzt Elamiten aus dem unterworfenen Babylonien nach dem eroberten Paläſtina — nachdem die Juden aus Paläſtina nach Babylon, Aſſyrien und Medien überſiedelt worden waren.

Gewiſs ſind ſolche gewaltſame Völkerwanderungen und Ueberſiedlungen von den Herrſchern Aſſyriens und Babyloniens nur in ihrem unmittelbaren Herrſcherintereſſe vorgenommen worden, ſo wie das etwa in neueſter Zeit vielfach in Ruſsland geſchah; man betrachtete ſolche gewaltſame Ueberſiedlungen als die beſte Vorſichtsmaſsregel gegen etwaige Empörungen und Abſallsverſuche: nichtsdeſtoweniger aber dienten die Herrſcher Aſſyriens und Babyloniens dadurch dem groſsen Geſetze der ethniſchen Amalgamirung der Völker und förderten mächtig den weltgeſchichtlichen Zug zur Völkermiſchung. So hat immer und überall in der Geſchichte der Drang des Eigenintereſſes der Verwirklichung groſser hiſtoriſcher Geſetze Vorſchub geleiſtet — und die einzelne hiſtoriſche Handlung bewuſst zu unmittelbaren perſönlichen oder »Staatszwecken« unternommen, hat unbewuſst höheren geſchichtlichen Geſetzen Geltung verſchafft und ihnen zum Durchbruch verholfen.

Wir können von Babel und Aſſur nicht ſcheiden ohne auf dieſe Erſcheinung aufmerkſam zu machen die uns hinfort durch die ganze Geſchichte der Menſchheit begleiten wird d. i. auf die regelmäſsige Aufeinanderfolge ſtarker Völkergemiſche und groſser Culturentwicklung. Ob zwiſchen dieſen beiden Umſtänden ein Cauſalzuſammenhang beſteht wollen wir vorerſt nicht entſcheiden. Nur auf die Thatſache müſſen wir hindeuten, daſs während wir noch heutzutage Na-

turvölker finden, die offenbar unvermischt zugleich aber im primitivsten thierähnlichsten Zustande leben: wir andererseits nirgends eine blühende Cultur constatiren können, wo wir nicht zugleich eine vorhergegangene starke ethnische Amalgamirung nachweisen könnten.[1]) Wie gesagt, wir ziehen keine voreiligen Schlüsse — aber sehr frappant ist doch der Umstand, dass sich diese zwei Erscheinungen, ethnische Amalgamirung und Culturentwicklung, so regelmässig in der Geschichte folgen, während unvermischte Naturvölkerhorden culturlos bis in die Gegenwart hineinvegetiren. — Für einen causalen Zusammenhang dieser zwei Erscheinungen spricht aber das was wir oben (S. 231. ff.) über Herrschaftsorganisation, Arbeitstheilung und Cultur sagten.

Jedenfalls darf als sicher angenommen werden, dass eine grosse Heterogeneität der Volksbestandtheile die wirksamste Förderung, ja die natürliche Grundlage einer weitgehenden volkswirthschaftlichen Arbeitstheilung ist, aus der sich die Entwicklung einer bedeutenden Cultur leicht erklärt. Schwieriger allerdings ist das Problem, warum jede hochentwickelte Cultur wenn sie bis zu einem gewissen Höhepunkte gediehen, weder weiter sich entwickelt noch auf

[1]) Dass eine solche Amalgamirung nie freiwillg vor sich geht, sondern immer nur durch Krieg und Gewalt zu Wege gebracht wird, haben wir schon oft erwähnt. Daraus folgt allerdings, dass Krieg und Gewalt ein nothwendiges Moment in der Culturentwicklung der Menschheit bilden. Diese Wahrheit gesteht Ranke mit Widerstreben zu wie aus folgender Stelle ersichtlich: »Es könnte als ein Missbrauch des Wortes (?) erscheinen, wenn man ein durch die mannigfaltigsten Gewaltsamkeiten zusammengebrachtes Reich wie das Assyrische als ein wesentliches Moment in der Cultur des Menschengeschlechts betrachtet. Aber so verhält es sich doch!« (Weltgeschichte I 120.) Das Gesetzmässige und Nothwendige dieser zusammenhängenden Erscheinungen scheint Ranke jedoch nicht anzuerkennen und stellt den Einzelfall vielmehr als Ausnahme dar.

der erlangten Höhe ſich erhalten kann, ſondern wie von innerer Schwäche befallen, zu ſinken beginnt und meiſtens unter den Todesſtreichen auswärtiger Barbaren verendet. Und doch kehrt dieſe Erſcheinung in der Geſchichte mit derſelben Regelmäſsigkeit wieder mit der dem Zuſammenfaſſen ethniſcher Beſtandtheile im Staate das Aufblühen menſchlicher Cultur auf dem Fuſse zu folgen pflegt.

Dasſelbe Schauſpiel des Unterganges und Verfalles das uns Aegypten und Babel darbot wiederholte ſich bei Aſſur.

42. Meder.

Während in den Niederungen des Euphrat und Tigris die aſſyriſche Groſsmacht ihre eigenartige Cultur begründete, trieben ſich in dem Nordweſten des iraniſchen Hochlandes Völkerſtämme umher, unter denen die Meder als die kriegeriſcheſten hervorragen und ſich bereits als ſolche den Babyloniern bekannt gemacht haben. Wenn auch über die heimiſche Vorgeſchichte der Meder wenig bekannt iſt ſo deutet doch ihr ausgebildetes Religionsweſen, ihre reiche Sagenliteratur, und der Umſtand, daſs ſie mit groſser Macht aus ihrem Hochgebirge Kriegszüge und Einfälle nach dem mächtigen Babel wagten darauf hin: daſs dieſer kriegeriſche Stamm lange bevor er gegen Aſſur auftrat, eine Herrſchaft über die vielen Völkerſtämme des nordweſtlichen Iran begründet haben muſste. So lange aber Aſſur ein mächtig aufſtrebender Staat war, wagten es die Meder nicht aus ihren Bergen hervorzubrechen. So lange die Aſſyrer »nach allen Seiten hin die Gewalt an ſich brachten, ſchützten ſie zugleich die gebildete Welt vor dem Eindringen fremder Elemente« ſagt mit Recht Ranke und

unter diesen fremden Elementen müssen wir in erster Reihe an die Meder denken.

Der Zeitpunkt in dem die Meder gegen das assyrische Reich anstürmten war, wie es in der Natur der Sache liegt und wie es seither immer und überall der Fall war, durch die beiderseitigen Verhältnisse gegeben. Einerseits ein roher und naturkräftiger Stamm, vom nomadischen Hirtenleben zu kriegerischem Handwerk übergehend, in letzterem erstarkt und durch Unterwerfung nachbarlich herumschwärmender Stämme zu einer Macht gelangt: andererseitts ein alter Culturstaat in Behaglichkeit und Bequemlichkeit auf seinen Lorbern ruhend, friedlichen Genüssen sich hingebend und in der Anspannung seiner Kräfte nachlassend: zugleich aber durch seinen Reichthum, Pracht und Luxus den Neid und die Habsucht der wilden Horden anstachelnd — wie oft hat seither dieselbe Situtation, naturnothwendig müssen wir sagen, dieselben Folgen erzeugt! Und wie es immer und überäll später sich wiederholte, wie es vordem zwischen Babel und Assur sich zugetragen — so muſste es auch zwischen Assyrern und Medern kommen und so kam es auch!

Nachdem die Meder sich die meisten Stämme des nordwestlichen Irans unterworfen und viele den Assyrern unterthänige Völker und Gebiete bis weit nach Kleinasien hinein unter ihre Botmäſsigkeit brachten, endlich um sicherer vorzugehen mit den im südöstlichen Iran herrschenden Persern und den das assyrische Joch unwillig tragenden Babyloniern verbündet hatten, erfolgte der entscheidende Schlag gegen Niniveh, die Hauptstadt Assurs. Und heute noch zeugen die bloſsgelegten Trümmer der assyrischen Residenz deutliche Spuren der durch Feuersbrunst erfolgten Verwüstung und Zerstörung — und mit scheuer Ehrfurcht sammeln jetzt eifrige Forscherhände die verkohlten Reste einer groſsartigen Culturwelt die hier von barbarischen Horden

in frevelhaftem Uebermuthe zu Grunde gerichtet wurde — ein Loos, wie es bis heutzutage noch keiner Culturwelt erspart worden ist.

---

43. Perser.

Doch war es den Bezwingern Assur's nicht lange beschieden, sich der Früchte ihres barbarischen Sieges zu freuen. Der ihnen verbündete Stamm der Perser, der ihnen zum Siege verhalf, forderte bald den Lohn für diese Hülfe. Auch scheint es, dass die Meder zum Zerstören mehr geeignet waren, als zum Aufbau und zur Erhaltung. Nach kurzer Dauer ihrer Herrschaft über Assur wurden sie von den Persern besiegt die auf den noch frischen Trümmern des assyrischen Weltreiches ihr eigenes aufrichteten.

Die Perser verstanden es besser als die Meder eine dauernde Weltmacht zu gründen. Den ganzen Witz der Staatskunst: die mannigfachsten ethnischen Elemente in eine einheitliche Interessengemeinschaft zu verbinden, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Elemente so weit zu schonen, so weit dieselben dem Bestande des Ganzen nicht im Wege stehen — das alles haben die Perser vorzüglich begriffen. Ja, sie übertrafen darin bei weitem die Assyrer.

Nachdem sie die Grenzen ihres Reiches einerseits bis an die Westküste Kleinasiens, andererseits bis an den Indus erweiterten und vom Jaxartes, Kaukasus und Ister (Donau) im Norden bis nach Aethiopien herrschten: bildeten sie im Innern ein Verwaltungssystem aus, welches man als mustergiltig bezeichnen muss. Das Reich war in Satrapien getheilt, denen Perser oder gut persisch gesinnte Beamte anderer Nationalität als Satrapen vorstanden — das Com-

municationswefen war überaus finnreich organifirt — ein grofses ftehendes Herr bildete die Kraft des Reiches.

Diefer grofsartige Saugapparat functionirte vortrefflich über 200 Jahre (550 — 330 v. Chr.) Die Lebensfäfte unzähliger Stämme und Völker wurden in Form von Tributen und Abgaben durch ein Netz von Satrapen aufgenommen nach deren Abmäftung der Ueberfchufs an den Hof des Machthabers, des Königs der Könige, abgeführt wurde. Dort aber brachte der Zufammenflufs der Reichthümer und Schätze eine »Blüthe« hervor, wie fie die ftaunende Welt gefehen zu haben fich nicht erinnerte. Alle Pracht und aller Glanz des raffinirteften »orientalifchen« Luxus entfaltete fich am Hofe der Perferkönige — und die zwei fchöngeiftig-literarifchen Völker des Alterthums, Griechen und Juden, pofaunten in die Welt hinein die Gröfse der perfifchen Machthaber. Denn immer und überall ift es die Eigenthümlichkeit der Poefie und der »fchönen Geifter«, dafs fie die Leiden der Maffen überfehen und nur Augen haben für den Glanz der Höfe und der Machthaber. Dem Xenophon war Cyrus ein Vater feiner Völker — den jüdifchen Dichtern »an den Waffern Babels« ein »Gefalbter Gottes«. Nur jener »wilden« Maffagetenkönigin war er ein graufamer Tyrann, deffen abgehauenen Kopf fie in einem blutgefüllten Napf tauchte damit er fich daran fättige wornach er fein Leben lang immer dürftete.

Und wenn auch diefe That der Tomiris nicht hiftorifch ift — fo ift es doch die echte, von falfchen Idealen nicht angekränkelte Volkspoefie, die Sinn für die Leiden der Menfchen hat, die mit diefer Sage ihr Verdict fällte über den, von höfifcher Poefie der Griechen und Juden zum Himmel erhobenen Tyrannen.

44. Indien.

Wohl ſagten wir es oben (S. 179), daſs das Reſultat des ſtaatlichen Lebensprozeſſes wo derſelbe normal verläuft und nicht vorzeitig untergeht immer eine **Cultur** ſei die aus der Organiſation der Herrſchaft und der auf derſelben baſirten Theilung der Arbeit oder wenn man will, aus der dadurch ermöglichten Organiſirung der Volkswirthſchaft hervorgeht. Doch haben wir bei Aegypten und den vorderaſiatiſchen Staaten und Nationen dieſe aus dem ſtaatlichen Entwicklungsprozeſſe hervorgegangenen Civiliſationen und Culturen nur angedeutet ohne auf ihr Weſen und ihren Zuſammenhang mit dem ſtaatlichen Leben näher einzugehen. Dieſes zu thun behielten wir uns bei Indien vor und zwar aus doppeltem Grunde. Denn erſtens tritt uns in Indien eine Nationalität und ein Staatencomplex entgegen, die ſich voll und ganz auslebten; eine ſtaatliche und nationale Entwicklung die wir von den erſten Stadien des Naturlebens bis zu den letzten Conſequenzen eines durch und durch raffinirten Culturlebens verfolgen können und zweitens ſind wir bei Indien ſo glücklich über dieſen ganzen Verlauf des ſtaatlichen und nationalen Lebensprozeſſes genügende Zeugniſſe und Denkmale zu beſitzen und zwar in einer ſolchen Fülle, wie es bei den bisher von uns beſprochenen Staaten und Nationen keineswegs der Fall war.[1])

Zwei Welten von unzähligen Menſchenſtämmen ſind es die uns bei der erſten **für uns** aufgehenden Dämmerung indiſcher Geſchichte, (ungefähr 3000 v. Chr.) in den weiten, weiten Gebieten vom Pamir-Plateau bis hinab zum Cap

---

[1]) Das Hauptwerk über Indien iſt Chriſtian Laſſen's: Indiſche Alterthumskunde 2. Auflage. Leipzig 1867. Viel Quellenmaterial verarbeitete ferner Heinrich **Zimmer**: Altindiſches Leben, Berlin 1879. In beiden dieſen Werken findet man reichliche Literaturangaben.

Comorin und der Insel Ceylon entgegentreten. Wenn man nach einem gemeinsamen Merkmal für jede dieser Welten von Menschenstämmen sucht um sie von einander zu unterscheiden, so kann man die eine die von Norden her in Bewegung gerathene die der weissen, die andere die vom Fünfstromland und dem Ganges südwärts ansässigen die der dunklen Stämme nennen.

Der feindliche Zusammenstoss nun dieser zwei Welten ist das erste grosse Ereigniss, das uns an der Schwelle der uns bekannten Geschichte Indiens begrüsst.

Was jede dieser grossen Gesammtheiten unzähliger Menschenstämme vor diessem Zusammenstosse, also die »Arier« auf ihrem Hochplateau an den Quellen des Oxus und Indus und die Dravida's im eigentlichen Indien und im Dekhan trieben: darüber sind uns nur wenige und karge Andeutungen erhalten. [1]) Sie genügen jedoch um uns zu belehren, dass die unzähligen Stämme der Arier in fortwährenden Kriegen miteinander begriffen, ihr künftiges Handwerk frühzeitig lernten und darin schon in ihrer Heimath sich übten und vervollkommneten und wir würden nicht fehlgehen, wenn wir aus ihren später sich documentirenden grossen organisatorischen Herrscherfähigkeiten den Schluss ziehen, dass auch ihren Kriegen untereinander die

[1]) Von den arischen Jndern in ihrer Urheimat sagt Lassen: Obwohl das Hirtenleben in der ältesten Zeit vorherrschend gewesen sein muss, so darf man bei den alten Indern, wie überhaupt bei den indogermanischen Völkern, nicht ein Nomadenleben im strengeren Sinne des Wortes, wie es von den alten Skythen berichtet wird und bei den türkischen, mongolischen und andern Reitervölkern erscheint, annehmen; sondern ein Wandern mit ihren Heerden und einen Anbau des Landes, wo sie verweilten« (l. c. I 966). Aus letzterer Thatsache darf man den Schluss ziehen, dass diese Stämme bereits dienende und beherrschte Stämme mit sich führten, die sie zum Ackerbau benützten; sich also bereits in ihrer nordischen Heimath auf einer höhern socialen Entwicklungsstufe befanden.

mannigfachſten Herrſchaftsverhältniſſe und Organiſationen folgen muſsten. Eines wenigſtens ſteht feſt, daſs ſie zur Zeit da ſie ſich zu einem groſsen Eroberungszuge gegen Süden in Bewegung ſetzten ihre gegenſeitigen ſo zu ſagen völkerrechtlichen Beziehungen in einer Art von Bundesverfaſſung geordnet hatten. Denn nicht eine Armee war es, ein ganzes Staatenſyſtem rückte im dritten Jahrtauſend unſerer Zeitrechnung, dort wo der Indus ſich nach Süden wendend die Gebirgsketten zwiſchen dem Hindukuſch und dem Hymalaia durchbricht, in das Fünfſtromland ein, um ſich von da immer weiter nach Oſten und Süden auszubreiten — und es ſich im fremden Hauſe bequem zu machen.

Und nun begann das groſse, vielbeſungene und hochgefeierte Heroenzeitalter der Inder. Die Einwohner des ſchönen Tropenlandes, die unzähligen »ſchwarzen« Stämme, ſetzten ſich zur Wehre; aber »Indra der groſse Gott der Arier kämpfte« auf Seite der Eindringlinge — und die »ſchwarze Haut« ward theilweiſe ausgerottet, theilweiſe unterworfen. [1])

Das waren nun keineswegs primitive Horden die ſich da ein neues Vaterland erkämpften; ſie waren es ebenſo wenig wie 1000 Jahre ſpäter die Stämme Israels, als ſie

---

[1]) » . . . man darf nicht bezweifeln, ſagt Laſſen, daſs das Gemüth der alten Inder (der ariſchen) von dieſer neuen Welt gewaltig angeregt worden iſt, und wenn man erwägt, daſs die Urbewohner des Landes (Indiens), wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, noch auf der tiefſten Stufe der Cultur ſtehen und die reichen Schätze von denen ſie umgeben ſind, nicht zu benützen gelernt haben, darf man für die ariſchen Inder jener frühen Zeit das Verdienſt in Anſpruch nehmen, den Werth dieſer Erzeugniſſe entdeckt und ihren Gebrauch ſich angeeignet zu haben. Es dient zur Beſtätigung dieſer Anſicht, daſs die Sage einem ihrer Heroen die Stiftung des Ackerbaues und die Entdeckung der Benützung der Palmen zuſchreibt.« (I 967.)

Paläſtina eroberten oder 3000 Jahre ſpäter die germaniſchen Stämme die ſich jenſeits der Alpen und Pyrenäen mit Feuer und Schwert eine neue Heimat gründeten.

Denn ein Eroberungszug an und für ſich zeugt bereits von einer vorhergehenden hohen Entwicklungsſtufe des erobernden Volkes — er zeugt an und für ſich von einer vorhergegangenen Zuſammenfaſſung vieler Stämme in eine geordnete, wenn auch auf der Wanderung begriffene ſtaats- und völkerrechtliche Bundesverfaſſung. In einer ſolchen befanden ſich die Stämme Israels als ſie Paläſtina eroberten, in einer ſolchen die aus vielen Stämmen zuſammengeſetzten Schaaren der Gothen und Lombarden als ſie Spanien und Italien mit ihrer Macht überzogen. In einer ähnlichen Verfaſſung müſſen wir uns die Arier denken als ſie das Fünfſtromland zum erſten Mal betraten. Und wenn man auch die ſpäteren hiſtoriſchen Zeugniſſe, die von ihrem Einbruch erzählen und ſie uns als hoch entwickeltes Kriegervolk darſtellen nur als einen Spiegel ſpäterer Cultur anſehen wollte der auf frühere Zeiten übertragen wurde: ſo beweiſt doch die von den Ariern über die einheimiſche Bevölkerung errichtete Herrſchaft mit der groſsen Complicirtheit ſocial-politiſcher Einrichtungen (Kaſtenweſen) die wir in Indien ſchon ſehr frühe antreffen: daſs dieſes Volk ſich ſelbſt zu organiſiren und über Fremde zu herrſchen verſtand.[1])

---

[1]) »Die Arier bilden das vollkommener organiſirte, unternehmendere und ſchaffendere Volk, es iſt daher das jüngere, wie die Erde erſt ſpäter die vollkommenſten Gattungen der Pflanzen und Thiere zu Stande gebracht hat.« (Laſſen I 614.) Letzterer Gedanke iſt etwas gewagt, denn es ſollte ſcheinen, daſs ältere Stämme und Völker in Folge ihrer längeren Entwicklung jüngeren überlegen geworden ſind. Doch hat auch Laſſen's Gedanke der von der Vorausſetzung eines verſchiedenen kosmiſchen Alters der verſchiedenen Stämme und Völker auszugehen ſcheint, wenigſtens eine unbeſtrittene naturwiſſenſchaftliche Thatſache für ſich. —

Freilich beruhte auch diefe Organifation der Arier unter fich auf mannigfachen urfprünglichen ethnifchen Verfchiedenheiten. [1]) Wenigftens treffen wir fie fchon im Fünfftromland, ihrer erften Station in Indien in Kaften getheilt, denen Standesunterfchiede zu Grunde lagen.

Schon in jener frühen Zeit und an der Schwelle ihres neu zu erobernden Gebietes finden wir bei ihnen eine Priefter- (Brahmanen-), eine Krieger- (Kfatrya-) und eine Ackerbauerkafte (die Vaycyas), eine Eintheilung, welche beweift, dafs den Arias fchon in ihrer vorindifchen Heimat ethnifche Verfchiedenheiten die Organifirung der Herrfchaft erleichtert hatten. Letzteres war nun in ihrem neu eroberten Lande am Indus und Ganges in noch viel höherem Maafse der Fall.

Wenn nun auch die Eroberer untereinander aus einer grofsen Zahl von Stämmen beftanden die einft nicht minder in Krieg und Fehde lebten: und andererfeits die »Urbewohner« Indiens in eine Unzahl von einander in Sprache, Sitte und Lebensweife wildfremder Stämme zerfielen: [2]) fo fchuf doch die Thatfache der Eroberung hier wie überall fpäter einen einzigen grofsen Gegenfatz der fich im Grofsen und Ganzen an den Unterfchied der Hautfarbe anlehnte und zwifchen die weifsen Arja und die dunkelfarbigen Dafyu (auch Mlekha »die Wälfchen« genannt) eine anfcheinend unüberfteigliche Kluft öffnete. Der allergröfste Raffengegenfatz den der Naturprozefs der Gefchichte nur aufweifen kann, ein folcher wie er in einem fpäteren Jahrtaufend zwifchen den Europäern und den Eingebornen

---

[1]) » . . . die vielen kleinen Stämme, in welche das arifche Volk urfprünglich zerfiel . .« Laffen I 258. Dafelbft S. 468 ff. Die ethnographifche Ueberficht der arifchen Inder. Dafelbft S. 657. »Als es (das arifche Volk) von Nordweften ankommend mit feinen vielen Stämmen, in welche es getheilt war, das Gebiet der fünf Flüffe erfüllt hatte etc.«

[2]) Dafelbft S. 421 ff.

Amerikas beftand und theilweife noch befteht, trennte die Arier von den Dafya. Unverwifchbare Verfchiedenheit des phyfifchen Aeufseren, fremde Sprache, Religion und Sitten machten zwifchen den Arias und den Dafyu jede menfchliche Rückficht, jedes menfchliche Mitgefühl verfchwinden. Die Arja's fielen über die Dafyu her, wie über Thiere, wie über böfe Dämonen — erbarmungslos wurde allerorten der Krieg geführt und die befiegten Dafyu's mufsten in der neu gegründeten und vom eingenommenen Gangesland immer mehr nach Süden fich ausbreitenden Herrfchaftsorganifation fich die niedrigften Rollen der Sklaven und niedrigften Arbeiter gefallen laffen.

Wenn wir nun hören, dafs auch unter diefen Dafyus fich ein Unterfchied herausbildete, refpective von den Arias gemacht wurde, je nachdem die einen von ihnen fich den ihnen von den Siegern aufgelegten harten Bedingungen unterwarfen und die von ihnen verlangten Dienfte und Arbeiten leifteten; die andern aber in die Wälder flüchteten und es vorzogen in wilder, wenn auch elender Freiheit zu leben, als fich in's Joch der Sklaverei einfpannen zu laffen: fo drängt fich uns nach Taufenden von Analogien der Gedanke auf, dafs diefer Unterfchied aus einer verfchiedenen Befchaffenheit und geiftigen Qualität diefer verfchiedenen Gruppen der Dafyu's, alfo aus einer Stammesverfchiedenheit derfelben herrührte. Die einen werden eben mehr die Natur von afrikanifchen Negern, die andern die der amerikanifchen Rothhäute gehabt haben.

In der brahmanifchen Staats- und Gefellfchaftstheorie aber fand diefer Unterfchied innerhalb der unterworfenen Stämme der Eingebornen feinen Ausdruck in der Statuirung einerfeits der vierten Kafte, der Sudra, andererfeits in der Gleichftellung der Candala und Paria mit den Thieren des Waldes.

So entftanden im Grofsen und Ganzen fünf Kaften,

denen allen (mit Ausnahme etwa der Brahmanen?) ethnische Unterschiede zu Grunde lagen. Wir sagen im Grofsen und Ganzen; denn es wäre eine Täuschung zu glauben, dafs jener grofsen Zahl ethnischer Gruppen in den Gebieten des Indus und Ganges, und weit hinunter im Dekhan bis nach Ceylon nicht mehr als diese fünf Kasten entsprachen. Die Unzahl der vorstaatlichen Stämme mufs sich freilich im Rahmen der Herrschaftsorganisation des Staates in verhältnifsmäfsig wenige Berufsstände theilen: weil die Zahl dieser Berufsstände durch die Natur der volkswirthschaftlichen Arbeit eine sehr beschränkte ist: doch zeigt der Umstand, dafs es noch heutzutage in Indien über 40 erbliche Kasten giebt, dafs die von der vorstaatlichen Zeit her bestandenen ethnischen Unterschiede sich innerhalb der einzelnen Berufstände der Priester, der Krieger, der Gewerbetreibenden und Sklaven erhielten und in engern socialen Kreisen und Geschlechtsverbänden mit besonderen Sitten, Gebräuchen, Beschäftigungen und Lebensführungen forterbten.

Die auf monogenistischer Anschauung beruhende Geschichtsschreibung sieht die Sache freilich anders an. Da sie jede thatsächliche, in der Wirklichkeit ihr entgegentretende Vielheit und Verschiedenheit von einer ursprünglichen Einheit und Einheitlichkeit ableiten mufs: so sieht sie in aller Kastenvielheit ein Zerfallen der ursprünglich einheitlichen Volksgesammtheit und in der noch heutzutage vorgefundenen Rassenvielheit ein Resultat der Kasteneinrichtung![1]) Für diese Anschauungen der Historiker

[1]) Eine solche Anschauung liegt auch den Lassen'schen Untersuchungen durchwegs zu Grunde. Er läfst die »indogermanischen Völker« ihrer »Sprachverwandtschaft« wegen aus »gemeinschaftlichen Ursitzen« hervorgehen wo sie in der Urzeit noch nicht »abgesonderte Völker«, sondern nur erst »Zweige eines Stammes waren«. Erst in Folge des Auseinandergehens nach allen Weltgegenden erwuchsen diese »Zweige

mag das Resumé als Beispiel dienen, welches Weber in seiner (grossen) Weltgeschichte darüber giebt: »So wurde, heisst es da, die indische Menschheit sowohl durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung und durch die Natur, Sitte und Herkommen, als durch äussere Gesetzgebung im Laufe der Jahre unter das Joch eines Kastenwesens gebeugt worin sich Standes- und Berufsverschiedenheit zu einem Rassenunterschied steigerte und ein unduldsamer Sondergeist alle menschlichen Regungen erstickte, alle Triebe der Humanität niederhielt.« [1]) Und ferner: »So konnte denn die Scheidung der indischen Menschheit zu der abenteuerlichen Höhe geführt werden, dass heutzutage über 40 erbliche Kasten neben einander bestehen, im Auseinanderfallen der Menschengattungen, das zuletzt den Blutumlauf völlig zu unterbinden, das pulsirende Leben zu hemmen drohte.« Wie gesagt, Weber giebt in diesem Satze getreulich denjenigen Anschauungen Ausdruck, die wir bei allen »Welthistorikern« und auch in den Fachwerken über Indien, bei Lassen, Zimmer, Haug, etc.

---

eines Stammes« zu besondern Stämmen und Völkern. Mit dieser monogenistischen Anschauung stimmt auch bei Lassen wie überall eine ganz idillische Vorstellung über die Art und Weise dieser ersten Verbreitung jener »Zweige eines Stammes«. »Für die älteste Zeit der Völkerverbreitung, als noch weite Strecken der Erde frei und unbesetzt waren (?) darf man wohl eine friedliche (!) Verbreitung der Völker annehmen. So wie die Nachkommen zahlreicher wurden, die Geschlechter zu Stämme heranwuchsen, wurden Answanderungen nöthig; diese waren leicht, so lange die Völker vorzüglich vom Ertrage ihrer Heerden lebten, nur wenig Ackerbau hatten und überall wo sie hinkamen, frischen Boden für ihre Aussaat fanden.« (I 656, 640). So idillisch verlief die Sache nicht, schon aus dem einfachen Grunde, weil wie wir das schon oft erwähnten, der Boden allein die Einwanderer nie befriedigt hätte — zum Boden suchten sie vielmehr immer die Knechte die ihn bearbeiten sollten — und desshalb spielte sich die Besitznahme neuen Landes nie so harmlos ab, wie es Lassen und alle Historiker schildern.

[1]) Weber II 257.

finden. Dieſe Anſchauungen, nothwendige Conſequenzen der einen monogeniſtiſchen Grundanſchauung, ſind irrthümlich.

Die »indiſche Menſchheit« war in den Urzeiten viel mehr geſpalten als ſie es in ſpäteren Jahrhunderten war, und als ſie es heute iſt; nicht das durch »äuſsere Geſetzgebung« eingeführte Kaſtenweſen hat den »Raſſenunterſchied geſteigert« und ein »Auseinanderfallen der Menſchengattungen« herbeigeführt: ſondern das Kaſtenweſen iſt ein Denkmal einſtiger Raſſenunterſchiede und erhält dieſelben theilweiſe; die Menſchheit aber fällt nicht in Gattungen auseinander, ſondern ſchmilzt immer mehr zuſammen und die geſchichtliche Entwicklung Indiens, wie jedes andern Staates hat durch jahrtauſendealten ſocialen Amalgamirungsprozeſs nicht das Auseinanderfallen, ſondern das Zuſammenſchmelzen befördert — freilich hat letzteres eine Grenze und der Staat kann im ſtrengen Sinne des Wortes nie ein einziger ſyngenetiſcher Kreis werden wie ihn Socialiſten und Communiſten träumen und wie er als ideale Anſchauung den Lehren Buddha's und Chriſti zu Grunde liegt.

Was aber den »unduldſamen Sondergeiſt« anbelangt der angeblich ein Reſultat des Kaſtenweſens ſein ſoll und alle »menſchlichen Regungen erſtickt« ſo war derſelbe in der Urzeit gewiſs viel mächtiger — weil er da zwiſchen den unzähligen menſchlichen Horden und Schwärmen herrſchte und in den Verhältniſſen zwiſchen dieſen einzelnen Gruppen überhaupt keine »menſchlichen« Regungen aufkommen lieſs: man ſah ſich gegenſeitig als Thiere an und behandelte ſich ganz darnach. Das Kaſtenweſen iſt nur noch ein Reſt jener Verhällniſſe und der Sondergeiſt der Kaſten die im Staate und in der volkswirthſchaftlichen Arbeit von einander abhängen und aufeinander angewieſen ſind und ihr Kampf mit einander im Staate, ſind himm-

lische Harmonie im Vergleiche mit dem einstigen thierischen Hass und Abscheu der einzelnen vorstaatlichen Stämme und dem ewigen thierischen Vernichtungskrieg dieser Rassen gegen einander.

Dass aber diese ursprünglichen Verhältnisse im Staate nicht ganz schwinden können, rührt daher, weil sie eben tief in der Natur der Menschen und der Rassen begründet sind: doch ist der Staat diejenige Institution, welche, so viel diess die Natur der Sache zulässt, jene ursprünglichen thierischen Verhältnisse der Rassen zu einander mildert.

Aber befangen in falschen monogenistischen Anschauungen und den sich aus denselben ergebenden irrthümlichen Auffassungen der staatlichen Institutionen: sind die Historiker Indiens geneigt für das indische Kastenwesen mit all den, die Sonderung der Kasten von einander schützenden Normen und Satzungen, die brahmanische Gesetzgebung verantwortlich zu machen. »Das alles hatten die Brahmanen, das Gesetz Manu's verschuldet.« Nichts ist irrthümlicher als diese Behauptung. Die brahmanische Gesetzgebung, unter dem Schutze der am Ganges gegründeten und zur Blüthe gelangten Herrschaftorganisationen zu Stande gekommen, ist nichts mehr als eine treue Photographie der durch die geschichtliche Entwicklung und die realen Verhältnisse entstandenen Lebensordnungen. Die Brahmanen und Manu haben nichts festgesetzt: sie haben nur das sich festgesetzte aufgezeichnet. Allerdings werden sie ihren Codex der Sitte in eigenem Interesse aufgezeichnet haben, damit sie die gewordene Ordnung, die ihnen günstig war, womöglich stabilisiren: dass sie aber damit die treibenden Mächte des Lebens nicht bannen, dass sie die gewaltige Strömung der Geschichte nicht zurückstauen konnten, das beweist ja am besten erstens die fortwährende Mischung der Kasten, die nach ihrem Gesetz wie vor demselben immer thatsächlich vor sich ging und die

gewordenen Ordnungen immer durchbrechend, immer neue Ordnungen fchuf; und zweitens das Auftreten Buddha's, eine Erfcheinung, welche ihrem Wefen nach für ein gewiffes vorgefchrittenes Stadium der Entwicklung jedes Staatswefens und jeder Culturwelt typifch ift, wenn fie auch nach Zeit und Umftänden verfchiedene Formen annimmt.

Was die fortwährende Mifchung der Kaften anbelangt, fo find daraus freilich nach den Satzungen der Brahmanen neue Mifchkaften entftanden, deren Verhältniffe zu den andern Kaften minutiös feftgefetzt waren: doch ift es leicht einzufehen, dafs fortgehende Mifchung zwifchen den verfchiedenen Kaften und Mifchkaften fchliefslich trotz aller priefterlichen Satzung das grofse Naturgefetz der Amalgamirung zur Geltung bringt und dafs, wenn auch die Kaftenform und die Scheidung gefetzlich aufrechterhalten wird mit dem immer weitern Kreife und heterogene Elemente durchfliefsenden Blutftrome auch ein gemeinfamer Geift neue weitere Kreife befeelt und die Nation mit einer Schichte von Intelligenz bedeckt die fo zu fagen das Haupt derfelben bildet — für diefelbe denkt und handelt und jene geiftigen Werke fchafft, die als Nationalwerke das Andenken der Nation verewigen.

Und nun gelangen wir zum Zenith der alten Gefchichte Indiens — zu Buddha.

Die höchfte Cultur die nur ein Volk in einem geordneten Staatswefen erreichen kann, war erreicht. Gefetz und Recht regelten das Leben der Staatsgenoffen. Die Gliederung des Volkes in Kaften zeichnete jedem die Bahn feines Lebens. Den Thron der Fürften umgab Pracht und Luxus — die Kafte der Priefter und die der Krieger ftanden neben dem Throne und führten ein behagliches Leben, allerdings auf Koften des Volkes; doch hatten die Kaften der Gewerbe-, Handel- und Ackerbautreibenden

ihre gesetzlich ihnen garantirten Rechtskreise, innerhalb welcher sie sich frei bewegen konnten. Wohl gab es zahlreiche niedrige, dienende Kasten, deren Leben ein Arbeiten für Andere war — doch ward auch diesen Kasten ein Trost in religiösen Verheissungen, so dass auf die Noth ihres Lebens hie und da ein Strahl der Hoffnung, ein Götterfunke der Freude fiel.

Was nun in einem solchen Staatswesen nicht ausbleiben kann, trat auch in Indien ein. Immer weitere Kreise ergriff die Erkenntniss der Wahrheit. Der Geist erwachte — die Aufklärung dämmerte. Ihr Schein erhellte die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter; sie weckte Aspirationen die nicht erfüllt werden können; sie zeigte den Mächtigen die Eitelkeit und Leerheit ihres Glückes, den Armen die Fruchtlosigkeit ihres Strebens. Eine tiefe Gährung der Unzufriedenheit und des Weltschmerzes bemächtigte sich der Gemüther — ein tiefes Sehnen nach Erlösung ergriff die Fühlenden und Denkenden in Palast und Hütte — es kam jener immer wiederkehrende Moment und jene Stimmung, wo eine geistige Umwälzung, eine Revolution unausbleiblich ist — wo ein Erlöser erscheinen muss, weil alle nach ihm sich sehnen und ihn erwarten, wo eine erlösende Idee auftauchen muss, weil alle Geister sie herbeiwünschen.

Eine solche Stimmung kann zweierlei Erscheinungen hervorbringen, je nach dem der unwiderstehliche Drang nach Erlösung sich mit der optimistischen Anschauung, mit der Hoffnung vereint einen besseren Zustand der »Gesellschaft« herbeiführen zu können, mit der Energie die es unternehmen will ein besseres Dasein hier auf Erden zu gründen und zu stiften; (französische Revolution, Socialismus, Communismus) oder mit der Erkenntniss des wahren Grundes des Uebels, mit der Erkenntniss der Unzulänglichkeit der nothwendigen Bedingungen des menschlichen Lebens be-

hufs Erreichung des Glückes und mit der Resignation auf dieses Leben selbst und seine Güter als einzigen Mittels sich Ruhe und Frieden zu verschaffen und das Glück des Lebens leichter entbehren zu können.

Letzteres war in Indien der Fall; und die Verkörperung dieser Erscheinung war Buddha. Ihn und seine Anhänger beseelte »das lebendig gefühlte und in klarem Ausdruck befestigte Bewusstsein, dass alles irdische Sein voller Leiden ist, und dass es nur eine Erlösung vom Leiden giebt, Entsagen und ewige Ruhe.« [1])

Dahin hatte es die glänzende Culturentwicklung des indischen Staatswesens gebracht. Alle Gebiete geistigen Lebens waren der Reihe nach durchkostet — hohe Sitte, durchgebildetes Recht, Wissenschaft und Kunst hatten geblüht und abgeblüht — und aus allen diesen Quellen geistiger Erkenntniss erwuchs die Lehre Buddha's von dem »Erlöschen des Begehrens, vom Aufhören des Verlangens, vom Ende, von Nirvana.«

Diese Lehre war nun in ihren Consequenzen und in ihrer Anwendung eine entschiedene Opposition, eine Verläugnung des brahmanischen Staatswesens; was durch Jahrausende auf blutdurchtränkten Gefilden erbaut, was mit dem »Schweiss der Edelsten« errungen wurde: das sollte nun aufgelöst werden und in Nichts zerfliessen. Denn also lautet Buddha's Lehre: »Ihr Jünger, wie die grossen Ströme so viel ihrer sind, die Ganga, die Jamuna, die Aciravati, die Sarabhu, die Mahi, wenn sie den grossen Ocean erreichen, ihren alten Namen und ihr altes Geschlecht verlieren und nur den einen Namen führen, »der grosse Ocean«, so auch ihr Jünger, diese vier Kasten, Adlige und Brahmanen, Vaycja und Cudra, wenn sie nach der

---

[1]) Hermann Oldenburg: Buddha. Bd. 1881. Einl.

[1]) l. c. S. 122 aus Mahâvagga I 5. 2.

Lehre und dem Gesetz das der Vollendete verkündet hat, ihrer Heimath entsagen und in die Heimathlosigkeit gehen, verlieren sie den alten Namen und das alte Geschlecht und führen nur den einen Namen, Asketen, die dem Sohne des Sakyah anhangen.« [1])

Für eine solche Lehre war der Boden gut vorbereitet — Schaaren von Jüngern streuten die Keime über weite Gebiete aus — der Grundsatz der Gleichheit aller Menschen, der Nächstenliebe und Mildthätigkeit gegen Alle ward gepredigt und überall hin verkündigt; das Rein-Menschliche, nein! das Rein-Seelische und Geistige ward auf den Thron erhoben — die Kraft des indischen Staates war gebrochen. [2]) Nun begann die

---

[1]) Daselbst S. 154.

[2]) Wir deuteten es schon an, dass solche »Lehren« wie die Buddhas auf einer gewissen Entwicklungsstufe jeder Nation sich aus den Verhältnissen mit Nothwendigkeit ergeben und daher immer wiederkehren. Solche Verhältnisse waren es, unter denen in Judäa die Lehre Christi auftauchte; die arabische Welt begrüsste in einem ähnlichen Momente ihrer Entwicklung die Lehre Mohameds und Europa die »Prinzipien der grossen Revolution«. Eine andere Frage freilich ist es ob diese immer bei gleichen welthistorischen Veranlassungen wiederkehrenden Lehren von der Gleichheit der Menschen, von der »Einkindschaft Gottes« u. dgl. wirklich von Dauer und Bestand und nachhaltiger Wirksamkeit sind? Letzteres ist nun keineswegs der Fall und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese Lehren der thierischen Natur der Massen zuwider laufen, daher ihre Herrschaft im besten Falle nur nominell bleibt — und in der Praxis sich fortwährend zu Concessionen an die wildesten Instincte der Massen verstehen muss. Diese letzteren aber sind im Grunde für alle »Heilslehren« taub und kehren sie immer in ihr Gegentheil um indem sie aus denselben nur den Vorwand zur Ausrottung der »Ungläubigen« nehmen. Denn nichts wurzelt so tief in der Natur der Massen wie die gegenseitige Mordlust, und der unsinnigste Vorwand wird immer als genug stichhältig und vernünftig anerkannt, wenn er diesem Bedürfnisse der Massen entgegenkommt. Nichts aber stachelt die Mordlust so nachhaltig an, nichts beruhigt dabei so sehr das Gewissen der Massen als die Vorstellung einer Rassenverschiedenheit in der vulgären, falschen Bedeutung dieses Wortes

innere Auflöfung, der politifche Niedergang des altindifchen Staatswefens, ein Niedergang der fich gewifs fchneller vollzogen haben würde, wenn nicht die gefchützte geographifche Lage Indien für fremde Eroberer fo fchwer zugänglich gemacht hätte.

---

als einer heterogenen Abftammung, namentlich wenn diefe vermeintliche Thatfache geftützt und aufrechterhalten wird durch fociale oder nationale Verfchiedenheit. Eine folche Vorftellung liefert daher den Maffen immer den beften Vorwand fich gegenfeitig todtzufchlagen — und zwar mit beftem und ruhigftem Gewiffen. Trotzdem alfo feit Jahrhunderten bei Juden, Chriften und Mohamedanern der Monogenifmus und feine ethnifchen Confequenzen (Gleichheit, Brüderlichkeit, Nächftenliebe etc.) kirchlich-officiell die herrfchende Lehre ift: fo ift doch im gefchichtlichen Leben der (officiellen) Bekenner diefer Lehren nichts, aber auch gar nichts, von deren Beherzigung und Befolgung zu bemerken. Man betrachte die Dinge unparteiifch und vorurtheilsfrei! Ift nicht jedes Blatt der Gefchichte der chriftlichen Völker Europas eine Befudelung des Evangeliums? — Wird denn nicht Chriftus täglich und ftündlich vor unfern Augen ans Kreuz gefchlagen? Erleidet er nicht täglich und ftündlich vor unfern Augen einen fchlimmern moralifchen Märtyrertod als er ihn feinerzeit von einer rohen Maffe erlitten?

Und wie kurz frifteten ihr Dafein die evangelifch angehauchten Grundfätze der franzöfifchen Revolution von Menfchengleichheit — Freiheit und Brüderlichkeit? Und wo fie auch längere Zeit in den oberften Paragraphen der Conftitutionen eine fcheinbare Geltung bewahrten und bewahren, ift da ihre Herrfchaft nicht lediglich nominell? Wer kann das leugnen?

Was aber thatfächlich und dauernd in der Welt die oberfte Herrfchaft führt, das find ganz andere Lehren, ganz andere Grundfätze die der thierifchen Natur der Maffen beffer behagen. Nicht Buddha's Lehren, nicht Chrifti Worte, nicht die »Grundfätze« der franzöfifchen Revolution durchhallen das Kampfgetöfe der Völker — da tönt es laut: Hie Arier, hie Semite, hie Mongole; hie Europäer, hie Afiate; hie Weifser, hie Färbiger, hie Chrift, hie Mufelmann, hie Germane, hie Romane, hie Slave und fo fort in taufend Variationen. Und unter folchen Schlachtrufen ftürzen die Maffen blutlechzend aufeinander, unter folchen Schlachtrufen wird Gefchichte gemacht, wird Menfchenblut in Strömen vergoffen — auf das fich ein weltgefchichtliches Naturgefetz vollziehe von deffen Erkenntnifs wir noch weit entfernt find.

Es bedurfte der Kühnheit und Waghalſigkeit eines Alexanders des Groſsen, auf daſs die Ruhe Indiens von auſsen geſtört werde. Auf einen ernſtlichen Widerſtand aber im Lande ſelbſt, ſtieſs Alexander nicht — und wenn er nicht weiter als bis zum Hyphaſis kam (Vjàsa) ſo war das nicht das Verdienſt indiſcher Vertheidigungskraft, ſondern vielmehr Folge der natürlichen Ueberanſtrengung des macedoniſchen Heeres und der Unmöglichkeit in einem ungewohnten Klima länger zu verbleiben. Doch bahnte Alexanders Eroberungszug dem griechiſchen Handel einen breiten Weg nach Indien und es begann die friedliche Ausbeutung des Landes, die Beſiedlung desſelben durch griechiſche Kaufleute und die Verpflanzung abendländiſcher Culturelemente an die Ufer des Indus und Ganges.

Aber auch andern Eroberern war nun der Weg gewieſen. Ein Nachfolger Alexanders wiederholte den Eroberungszug nach Indien, drang bis an den Unterlauf des Ganges (bis Patna) vor und erzwang eine Contribution von 500 Elephanten. Baktriſche und ſyriſche Herrſcher, ſodann die Skythen unternahmen Eroberungs- und Plünderungszüge nach Indien. Doch erſt den Arabern ſollte es als bleibende Beute zufallen.

»Mit den Heeren der mohamedaniſchen Eroberer zogen Kriegerſchaaren von verſchiedener Herkunſt in Indien ein und gewannen dort bleibenden Beſitz; Türken, Perſer vorzüglich Afghanen.« [1]) Nun wurde unter mohamedaniſch-arabiſcher Herrſchaft die altindiſche Cultur der Arier völlig erdrückt — an ihre Stelle trat die von Arabien und vom Sitz des Chalifates aus ſich nach drei Welttheilen ausbreitende ſogenannte »ſemitiſche« Cultur.

Nach einem halben Jahrtauſend hatte ſich aber auch dieſe auf indiſchem Boden ausgelebt — Mongolen eroberten

[1]) Laſſen l. c. I 420.

Indien richteten ihre Herrschaft auf und der »arischen« und »semitischen« folgte nun eine »turanische« Cultur. Ihr Mittelpunkt war die Residenz des Grossmoguls in Delhi. Diese Herrschaft würde gewiss viel länger gedauert haben als es der Fall war, wenn nicht ein Ereigniss eingetreten wäre, welches die natürlichen Bedingungen der Sicherheit Indiens aufhob — wir meinen die Entdeckung des Seeweges von Europa nach dem stillen Ocean. Damit war einer erobernden »Rasse«, den Europäern der Weg nach dem mit natürlichen Schätzen gesegneten Lande gewiesen. Und nun begann ein neuer Kampf, jahrhundertelang bis heutzutage mit List und Gewalt geführt. Wie einst die »arische« Rasse, die über die nördliche Bergkette nach Indien eindrang, aus vielen Stämmen bestand, von denen mehrere eigene Fürsten hatten und wie diese Eroberer-stämme die alle gegen die Dasyus zogen, gelegentlich sich auch gegenseitig bekriegten: ganz so war es jetzt mit der »europäischen« Rasse der Fall, die nach Entdeckung des Seeweges auf ihren Flotten Indien von der Seeseite her zu erobern sich anschickte.

Denn auch diese bestehen aus vielen »Völkern« und »Nationen« die von vielen Königen beherrscht werden und n deren Sitten, Gebräuchen, Sprachen, gewisse untergeordnete Unterschiede wahrnehmbar sind. Den Indiern aber, den Einheimischen sind sie alle nur »eine« verhasste, räuberische »Rasse« und wenn, wie es bis in unsere Tage oft der Fall war, der Groll der Einheimischen sich in blutigem Aufstand Luft macht, dann gilt derselbe ohne Unterschied nur dieser einen feindlichen Rasse, den Europäern. Die ersten nun von den Europäern, welche die Eroberung Indiens von der Seeseite in Angriff nahmen, waren die Entdecker des Seeweges dahin, die Portugiesen, (Anfang des 16. Jahrh.) und zwar begannen sie diese Eroberung nach europäischer Weise zuerst auf friedlichem Wege

als Kaufleute, indem ſie Factoreien und Colonien anlegten »zu derem Schutz« ſodann Feſtungen erbaut wurden, die man mit europäiſchen Geſchützen und gut bewaffneten Kriegern verſah. Den Portugieſen folgten gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Holländer, ſodann die Engländer und auch die Franzoſen. Die befolgte Methode war immer dieſelbe — Handel, Factoreien, Colonien, geſchickte Unterhandlungen, Anlage von Feſtungen und nach langem friedlichen mit aller Liſt einer überlegenen Cultur geführtem ſtillen Kampfe ſchlieſslich offene Gewalt. Auf dieſe Weiſe gelang es endlich den Engländern ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Herrſchaft in Indien zu begründen, in deren Gefolge nun »europäiſche Cultur« in Indien immer weitere Verbreitung findet. — Ob aber dieſe Herrſchaft der Europäer in Indien eine dauernde ſein wird, das hängt von dem Verhältniſs dieſer zwei Raſſen, der »Europäer« und der »Hindus« zu einander ab, — und ſpeciell davon, wie ſich der Gegenſatz dieſer beiden Raſſen geſtalten wird. Gelingt es, dieſen Gegenſatz wenigſtens in ſolchem Maaſse auszuſöhnen, daſs die beſten Elemente des Landes geeint der beherrſchten Maſſe gegenüberſtehen, dann kann dieſe Herrſchaft lange dauern; gelingt dieſes nicht, ſo kann der dauernde Raſſengegenſatz, wenn er von intelligenten einheimiſchen Elementen zu einem Raſſenkampfe klug verwerthet und ausgenützt wird, für die herrſchenden Europäer einſt noch verhängniſsvoll werden.

---

45. China.

Je weniger bekannt die Geſchichte China's war, deſto mehr eignete ſich dieſes Land als Object für alle möglichen geſchichtsphiloſophiſchen Conſtructionen. Da man nun von

der Anſchauung ausgieng, daſs das Menſchengeſchlecht aus einer Familie ſeinen Urſprung ableite, ferner daſs die Urzeiten die Stufe des »patriarchalen« Familienlebens waren; China aber als der älteſte Staat gilt: ſo übertrug man auf dieſes alle die geſchichtsphiloſophiſchen Vorſtellungen von einem patriarchaliſchen Familienſtaat. Und es iſt merkwürdig mit welcher Zähigkeit dieſe grundfalſche Vorſtellung feſtgehalten wurde und noch heutzutage feſtgehalten wird — wiewohl die heutige Kenntniſs der Geſchichte China's hinlänglich thatſächliches Material liefert, welches jene Vorſtellung als unrichtig erweiſt. Und trotzdem ſchon vor hundert Jahren Herder ſehr ſkeptiſch die Berichte der Miſſionäre reproducirt, daſs »das ganze Staatsgebäude (China's) in allen Verhältniſſen und Pflichten der Stände gegen einander auf Ehrerbietung gebauet iſt, die der Sohn dem Vater und alle Unterthanen dem Vater des Landes ſchuldig ſind, der ſie durch jede ihrer Obrigkeiten wie Kinder ſchützt und regieret« und gegen dieſe idealiſirende Darſtellung die Thatſachen der chineſiſchen Geſchichte als Zeugen anruft:[1]) hat doch Hegel wieder die falſche Vorſtellung, daſs der chineſiſche Staat eine groſse »Familie« ſei, auf lange Zeit zu Ehren gebracht.[2]) Und warum ſollte übrigens die europäiſche Menſchheit an dieſes ſchöne Ideal nicht glauben, wenn ſogar glaubwürdige neuere Reiſende, die China aus eigener Anſchauung kennen lernten, die Exiſtenz dieſes Ideal's in der Mitte Aſiens beſtätigten? Dieſs that unter anderen der franzöſiſche Miſſionär Huc,

---

[1]) »Wie oft, ſchreibt Herder, haben die Kinder des Reiches ihren Vater vom Throne geſtoſsen? wie oft die Väter gegen ihre Kinder gewüthet?«

[2]) »Auf dieſer ſittlichen Verbindung allein (der Familie) beruht der chineſiſche Staat und die objective Familienpietät iſt es die ihn bezeichnet.« Hegels Philoſ. d. Geſchichte S. 119. (Nach Vorleſungen aus den 20ger Jahren.)

der in den vierziger Jahren China bereiſte. Man urtheile ſelbſt: »Die Idee der Familie, ſchreibt Huc, iſt das Hauptprinzip, welches dem chineſiſchen Staatsverbande als Baſis dient. Die kindliche Liebe immer und ewig der Gegenſtand moraliſcher und philoſophiſcher Abhandlungen, welche immer wieder durch die Proclamationen der Kaiſer und Anſprachen der Mandarinen anempfohlen wird, iſt die Grundtugend geworden, aus welcher alle anderen entſpringen. Dieſes Gefühl, welches man ſorgfältig auf alle Weiſe rühmt und preiſt, das ſich ſogar ſo zu ſagen bis zur Leidenſchaft ſteigert, beſtimmt alle Handlungen im Leben, (!) kleidet alle Formen ein und iſt der Grundpfeiler der Sittlichkeit. Jeder Eingriff in Obrigkeit, Geſetze, Eigenthum und Leben des Nächſten wird als Verbrechen der Kinder gegen den Vater betrachtet. Jede tugendhafte Handlung dagegen, Aufopferung gegen Unglückliche, Ehrlichkeit im Handel, Muth in der Schlacht, alles das ſind Beweiſe der kindlichen Liebe; ein guter oder ſchlechter Bürger zu ſein beſagt dasſelbe wie ein guter oder ſchlechter Sohn ſein.

Der Kaiſer iſt die Perſonification dieſes Grundprincipes, welches die verſchiedenen Schichten dieſer ungeheuren Maſſe von dreihundert Millionen Menſchen beherrſcht und mehr oder weniger tief durchdringt.« [1])

Und obwohl auch bei Huc ſelbſt, noch mehr aber in den ſeither ſo zahlreich veröffentlichten Berichten und Werken über China des Thatſächlichen genug enthalten iſt, um die Vorſtellung von dem patriarchaliſchen Zuſtand des chineſiſchen Staates als eine irrige zu erweiſen: ſo entſpricht es doch ſo ſehr dem Bedürfniſs des menſchlichen Gemüthes ſich doch irgendwo in der Welt einen

[1]) Huc, das chineſiſche Reich. Deutſche Ausgabe, Leipzig 1856, Seite 51.

idealen Zuftand als wirklich exiftirend zu denken, dafs man noch heutzutage in ernften gefchichtlichen und gefchichtsphilofophifchen und culturhiftorifchen Werken immer wieder das alte Lied von der grofsen chinefifchen Staatsfamilie leiert.

So fchreibt z. B. ganz neuerdings wieder Dierks (ein Beifpiel ftatt unzähliger!):

»Der ftaatliche Organifmus bafirt bei ihnen allen auf der gleichen natürlichen Grundlage, auf dem einfachften Ausdruck des Gefellfchaftstriebes, der Familie. Selbft das ungeheure chinefifche Reich hat diefe primäre Gefellfchaftsform beibehalten und ift nichts anderes als eine einzige grofse Familie. Das patriarchalifche Staatsleben hat fich überall rein erhalten.«[1])

Eine zweite allerdings leichter zu rechtfertigende, doch gewifs nicht minder falfche Vorftellung in Betreff China's ift die von der Stabilität und Stagnation feiner Cultur, von der Unbeweglichkeit und dem Mangel der Entwicklung des chinefifchen Staates und Volkes. Auch in diefem Puncte wird feit hundert Jahren diefelbe Phrafe mit Vorliebe wiederholt. Damals fchrieb Herder: »Das Reich China ift eine balfamirte Mumie, mit Hieroglyphen bemalt und mit Seide umwunden; ihr innerer Kreislauf ift wie das Leben der fchlafenden Winterthiere.«

Ein halbes Jahrhundert darauf offenbarte Hegel die Urfache diefer Unbeweglichkeit China's — »denn, meinte er nach feiner Weife, da der Gegenfatz von objectivem Sein und fubjectiver Daranbewegung (in China) noch fehlt, fo ift jede Veränderlichkeit ausgefchloffen, und das Statarifche, das ewig wieder erfcheint, erfetzt das, was wir das Gefchichtliche nennen würden.« An diefer Erklärung fcheint

---

[1]) Dierks, Entwicklungsgefchichte des Geiftes der Menfchheit, Berlin 1881, Bd. I S. 86.

man grofsen Gefallen gefunden zu haben, denn feit der Zeit fpukt die chinefifche »Starrheit« und »Unbeweglichkeit« und der Mangel jeder Entwicklung in allen Gefchichtsbüchern und Culturgefchichten.

Und auch Dierks (um wieder einen neueften zu citiren) glaubt feft daran, »dafs China überhaupt nicht weiter fortgefchritten fei, fondern in dem Zuftand beharrt habe, in dem es fich in den erften Zeiten feiner Exiftenz befand.« (!) [1])

So wird Gefchichte gemacht und fo wird die Anbetung felbftgefchaffener Idole betrieben!

Eine objective und nüchterne Betrachtung hingegen der Thatfachen der chinefifchen Gefchichte läfst in derfelben und auch im chinefifchen Staate nichts wefentlich von der Gefchichte und von ftaatlichen Ordnungen anderer Nationen Verfchiedenes entdecken. Eadem aliter — aber immer eadem! und wie follte es denn auch anders fein — geht die Sonne in China anders auf als in andern Ländern, wachfen die Pflanzen dort anders? ift es nicht derfelbe Naturprozefs der Gefchichte der fich feit den Urzeiten zwifchen den verfchiedenen Horden und Stämmen, die fich dort zufammenfanden und aufeinander trafen, abfpielte — derfelbe wie überall, wenn auch vielleicht in etwas verfchiedener localer Färbung. Denn eine andere Verfchiedenheit als die der localen Färbung kann es zwifchen der Gefchichte der verfchiedenen Staaten gar nicht geben — das Wefen derfelben bleibt fich immer gleich — der Verlauf diefes Prozeffes ift immer derfelbe

[1]) Dierks l. c. I 103. Uebrigens haben die »Philofophen« auch vom Orient mit grofser Zähigkeit immer die Phrafe wiederholt, dafs er im Gegenfatz zur »Mannigfaltigkeit uud Beweglichkeit« des Occidents nur »Einheit, Monotonie und Starrheit« fei. Vrgl. Niebuhr Affur und Babel S. 170.

und daſs er es auch in China war, das wollen wir in Kürze hier nachweiſen.

Den Anfang des geſchichtlichen Lebens in den Thälern und Niederungen des Wang-ho und Jang-tse-Kiang kennen wir nicht. Für uns beginnt das was wir chineſiſche Geſchichte nennen, mit der Begründung der Herrſchaft der Ur-Chineſen ſo zu ſagen in dieſen Gebieten. Dieſe Herrſchaftsbegründung vollzog ſich am Wang-ho und Jang-tse-Kiang, ſelbſtverſtändlich ganz ebenſo wie auf allen andern Punkten des Erdballs, wo es nur zu einer Herrſchaftsbegründung kam.

Die »Ureinwohner« dieſer Länder, d. h. diejenigen, die nach dem Stande unſerer heutigen Geſchichtskenntniſs uns als die Ureinwohner erſcheinen, waren durch die groſse Fruchtbarkeit dieſer Gebiete zu einem ſeſshaften Leben angeleitet und verſchafften ſich ihren Unterhalt aus einem ganz primitiv betriebenen Ackerbau. Daſs ſie in eine groſse Zahl von Stämmen getheilt waren, die gelegentlich auch gegenſeitig ſich bekämpften, darauf deuten viele Nachrichten hin — auch erklärt dieſer Zuſtand die Beſchaffenheit des Landes, denn die in dem gebirgigen Theil desſelben anſäſsigen Stämme, deren Exiſtenzbedingungen ſchwieriger waren, werden die in den fruchtbaren Thälern und Niederungen anſäſsigen gewiſs oft der Beute wegen heimgeſucht haben.

Dieſe fruchtbaren Gebiete nun am Wang-ho und Jang-tse-Kiang wurden wie es scheint, schon gegen Ende des dritten Jahrtausends vor Christi von einem kriegeriſchen Nomadenvolk von Weſten her überzogen und die daſelbſt anſäſsige Bevölkerung wurde nach vielen Kriegen und Kämpfen überwältigt und unterworfen.

Neuere Forschungen haben es faſt zur Evidenz erwieſen, daſs die Ursitze dieſer Eroberer in Central-Aſien, in den einſt fruchtbaren Oasen am Südrand des »Tarym-

Beckens« ſich befanden. [1]) Jenes weite Steppenland Central-Aſiens zwiſchen dem Küen-lin und dem Tien-Schan war nämlich ſeit jeher die Heimat einer groſsen Zahl nomadiſirender Stämme von »verſchiedener Raſſe«, welche ſich noch im 2. Jahrhundert vor Chriſti nach chineſiſchen Berichten in die dort damals noch ſehr zahlreichen Oaſen theilten und durch Sandwüſten von einander getrennt waren. [2]) Dort lebten auch im 3. Jahrtauſend vor Chriſti die Vorfahren des chineſiſchen Erobererſtammes und zwar wahrſcheinlich in Nachbarſchaft mit andern Raſſen die ſich ſpäter nach andern Weltgegenden nach Weſten, nach Süden und Südweſten hin ergoſſen.

»Wohl dürfen wir annehmen, ſagt Richthofen, daſs derſelbe innewohnende Zug, welchen in ſpäterer Zeit die überſchwellenden Maſſen aus Centralaſien hinaustrieb, ſchon von früh an ſich geltend machte. Nach Oſten, nach Süden, nach Weſten wird es ſie gedrängt haben; denn der kalte Norden war nicht einladend. Aber im Oſten lagen unwirthliche von wehrhaften Völkern beſetzte Waldgebirge; den Weg nach Süden verſchloſſen gewaltige Bodenanſchwellungen. Nur im Südoſten bot China der Wanderung ein erwünſchtes Ziel; und dort hinein mag manche Völkerfluth geſtrömt ſein bis diejenige der Chineſen wahrſcheinlich vom Tarym-Becken aus erfolgte . . .« [3])

Die Erinnerung an dieſe Einwanderung lebt noch heutzutage in der chineſiſchen Sage von dem Kaiſer Hwang-ti [4]) dem zweiten Nachfolger des erſten mythiſchen Herrſchers To-hi, welcher letzterer um 2900 v. Chr. geherrſcht haben ſoll und dem die Erfindung der Schrift zugeſchrieben wird.

Dieſer nach China nun eingedrungene Erobererſtamm der »Chineſen« gründete in den »von Ueberfluſs ſtrotzen-

---

[1]) Richthofen: China Berlin 1877 I S. 415. [2]) Daſ. I 48.
[3]) Daſ. I 47. [4]) Daſ. 428.

den Thälern« einen Staat der anfangs klein an Umfang, im Laufe der Jahrhunderte zu der heutigen Gröſse und zu ſeiner heutigen Cultur gelangte. Es war aber kein leichtes Stück Arbeit das ſie zu beſtehen hatten — allerdings eine Arbeit im Dienſte der Cultur, im Dienſte der höchſten Ideen der Menſchheit und nachdem ſie dieſelbe in Jahrtauſenden glücklich bewältigten, kann man es wahrlich den Chineſen nicht übel nehmen wenn ſie, nicht unähnlich den Europäern und gewiſs nicht mit minderem Rechte als dieſe, ſich »als die Herren der Erde betrachten und es nicht faſſen können, daſs andere Völker etwas erfunden haben ſollen das nicht urſprünglich von ihnen ſelbſt ſtamme.« [1])

Schon jenes Eindringen in ihre neue erſt zu erobernde Heimat war ein ſchwieriges Unternehmen, denn viele kleine Bergvölker ſtanden im Wege und muſsten beſiegt werden und auch die Stämme in der Ebene ſetzten ſich zur Wehr.

Dieſe Kämpfe, bemerkt Richthofen, dürften in ähnlicher Weiſe aufzufaſſen ſein wie diejenigen auf dem Boden Indiens, welche in den vediſchen Geſängen gefeiert werden und durch welche die Arier ſich am Indus und ſpäter am Ganges ausbreiteten.« [2])

Mit der Einnahme des Landes hörten dieſe Kämpfe noch lange nicht auf. Von den unterworfenen Stämmen muſsten ja nach dem die einen ſich williger in die Knechtſchaft fügten, die anderen ihre Freiheit und Selbſtändigkeit hartnäckiger vertheidigten, die einen wehrlos gemacht, die anderen unaufhörlich bekriegt und ausgerottet werden. Letzteres war nicht immer möglich, denn mancher kriegeriſche Stamm behauptete lange in einzelnen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit. Noch heutzutage, nach fünf Jahrtauſenden iſt es den Chineſen nicht gelungen, einige Reſte

---

[1]) 421. [2]) Daſelbst I 428.

jener Urbewohner ihrer Botmäfsigkeit zu unterwerfen. Die Miaotfe, ein tapferes Bergvolk in den Gebirgen der Provinz Kuei-tfcheu bereiten noch heutzutage der chinefifchen Regierung fortwährende Verlegenheiten und halten einen Theil der chinefifchen Heeresmacht immer im Schach. [1])

Im grofsen Ganzen aber ift es den Chinefen gelungen, die unterworfene Bevölkerung dauernd zu beherrfchen, zu cultiviren und gröfstentheils zu einer einheitlichen Nation umzugeftalten. »Rohes Material haben fie vielfach aufgenommen und mit fich verfchmolzen, theils folches das fie uranfäffig im Lande vorfanden, als fie nach und nach deffen verfchiedene Theile in Befitz nahmen, theils folches das ihnen ftammverwandt . . . aus den Steppen hereinftrömte.« [2])

Alles diefes aber gefchah zum geringften Theil durch friedliche Mittel; fchwerer und harter, jahrtaufendelanger

---

[1]) »Ehe ich die Stadt Nanhungfu verlaffe, mufs ich das in ihrer Nähe lebende höchst merkwürdige Bergvolk der Miaotfe erwähnen, welches jahrhundertelang feine Unabhängigkeit behauptet und der chinefifchen Regierung viele Unruhe verurfacht hat; die Miaotfe bewohnen hauptfächlich die Gebirgsreihe, welche die Provinz Kutfchan im Süden begrenzt; ein bedeutender Theil erftreckt fich jedoch bis zur Nordwestgrenze der Provinz Kanton dicht bis an die Stadt Lientfchau. Diefe letztere fchlugen erft im Jahre 1832 den Vizekönig von Kanton und tödteten mehr als zweitaufend Mann vom chinefifchen Heere. Auch wird allgemein angenommen, dafs fie niemals nachhaltig gezüchtigt worden find. Der Jefuit Pater Perennin gibt in den Lettres idifiantes et curienfes eine fehr korrekte Darftellung diefer merkwürdigen Bergvölker und der Politik, welche die Chinefen gegen diefelbe verfolgen. Da die Regierung niemals im Stande gewefen ift, eine Miotfe durch Waffengewalt zu unterjochen, hat fie, um dieselbe in Schach zu halten, Städte und Forts am Fufse derjenigen Päffe errichtet, durch die fie herabzukommen und die Ebenen zu verheeren pflegten. Dies verhindert jedoch ihre Einfälle nicht, welche fogleich nach Peking berichtet und dort mit den Namen Rebellion und Aufruhr belegt werden, wie man jede Feindseligkeit gegen den Kaiser felbst von Seiten unabhängiger Völker zu nennen pflegt.» Davis China und die Chinefen, deutfch, Stuttgart 1847 IV. 210.

[2]) Richthofen I. 397.

Kämpfe bedurfte es um ein folches Culturwerk zu vollbringen. Und zwar waren diefe Kämpfe von doppelter Art. Während nämlich der herrfchende Stamm bemüht war feine Herrfchaft im Innern des Landes zu befeftigen und immer weitere Gebiete desfelben feiner Herrfchaft zu unterwerfen — denn nur allmälig gelangte er in den Befitz der heutigen 18 Provinzen —: ward diefe feine Arbeit im Innern ab und zu von Einfällen der »Barbaren« unterbrochen, der »Kiu« d. h. der umherfchweifenden Nomadenvölker die bald von Weften, meiftens aber von Norden und Nordoften her in das Reich einfielen, mit Feuer und Schwert es verwüfteten und beutebeladen in ihre Steppen zurückkehrten oder gar auf längere oder kürzere Zeit eine barbarifche Herrfchaft dafelbft aufrichteten. [1]) Es bedurfte in der That einer Reihe grofser Männer und kräftiger Herrfcher um zugleich die innern Feinde niederzuhalten und die äufsern abzuwehren. An folchen fcheint es aber glücklicherweife China nicht gemangelt zu haben.

Die erfte Aufgabe diefer Herrfcher war jedenfalls eine innere politifche Einigung China's zu begründen. Denn wenn auch der herrfchende Stamm aus feinem Urfitze her mannigfache Elemente der Cultur in feine neuen Wohnfitze verpflanzte [2]) fo fcheint doch die erfte ftaatliche Einrichtung wie das in folchen Fällen überall zu fein pflegt,

---

[1]) Davis I. 154.

[2]) »Von verfchiedenen Gefichtspunkten aus leitet uns daher unsere Betrachtung zu dem Refultate, dafs die Uranfänge der chinefifchen Cultur, mit Ausnahme einer wenn auch wahrfcheinlich nur unvollkommenen Bebauung des Landes und der Seideninduftrie, wahrfcheinlich nicht auf dem Boden China's zu fuchen find, fondern fern im weftlichen Theil des Tangun-Beckens und zum Theil in Oafen, die längft nicht mehr exiftiren, die erfte Entwicklung gemeinfam mit jenen Völkern stattfand, welche fpäter von dem Oberlauf des Orus und Janavas aus die Cultur nach Perfien, Chaldäa und Europa einerfeits und nach Indien andererfeits trugen; dafs das von dort nach Often gewanderte Volk feine Herrfchaft

eine Art Lehensverfaſſung geworden zu ſein, aus der dann conſequenterweiſe ſich eine Zerſplitterung der Herrſchaft unter viele »Landesherren« herausbildete, was, ganz wie in einem ähnlichen Stadium der ſpäteren Entwicklung Europa's ein Element der Schwäche nach Auſsen begründete. So bietet uns denn die allerdings ziemlich lückenhafte und unſichere Geſchichte der erſten chineſiſchen Dynaſtien (der Hia von 2200—1760, der Schang bis 1122 ſodann der »kämpfenden Könige« bis 247 v. Chr.) ein Bild der innern Kämpfe zwiſchen den verſchiedenen einander befehdenden Familien, Geſchlechtern und Feudalherren. Dabei können wir nach der Natur der Sache und nach Analogien in andern Zeiten und Ländern als gewiſs annehmen, daſs die einzelnen ſich befehdenden Fürſten und Geſchlechter eben nichts anderes ſind, als Repräſentanten einzelner Stämme und ſyngenetiſchen Verbände und daſs der Grund dieſer Kämpfe in dem Antagoniſmus dieſer letzteren unter einander zu ſuchen iſt.

Von Zeit zu Zeit gelang es einem kräftigen Fürſten über den Partikulariſmus der Landesherren und Vaſallen zu ſiegen: das kam dann dem groſsen chineſiſchen Gemeinweſen zu Statten. Da wurde die Verwaltung centraliſirt, die Sonderintereſſen der einzelnen Theile des Reichs muſsten dem Gemeinintereſſe weichen und eine gemeinſchaftliche Cultur half die widerſtrebenden Volkselemente zu einer immer einheitlicheren Nation verſchmelzen.

Ein ſolch wichtiger Zeitpunkt der chineſiſchen Geſchichte war die Herrſchaft Schi-wang-tis gegen das Jahr 250 v. Chr. Dieſem gelang es der Zerklüftungen und Spaltungen im Innern Herr zu werden. Freilich koſtete dieſe Pacification wie anders nicht leicht denkbar, Ströme Blutes;

über die wohl bevölkerten Thäler des Wei und des Hu sug-ho . . . ausbreitete und ſeine Cultur auf dasſelbe übertrug . . . .« Richthofen I. 428.

nicht nur die Häuptlinge der innern »Rebellionen« wurden hingerichtet, ganze Stämme, die ſich in die einheitliche Staatsordnung nicht fügen wollten, wurden ausgerottet.

Als die Ruhe im Innern hergeſtellt war, ſchritt Schi-wang-ti zur Sicherung der Grenzen des Reiches gegen die Einfälle der wilden Nomadenvölker, insbeſondere der Tataren. Zu dieſem Zwecke erbaute er bekanntlich die groſse chineſiſche Mauer, ein Rieſenwerk das nur durch die geniale Kraft eines groſsen ſtramm regierten Reiches hergeſtellt werden konnte. Andererſeits wieder wirkte dieſe Sicherung von Auſsen wohlthätig zurück auf das innere Regime. Denn »Abſperrung der Feinde im Aeuſseren war nöthig um . . . das Werk der Centraliſation zu befeſtigen«. Ein weiterer Erfolg beſtand darin, »daſs der Kaiſer groſse Heeresmaſſen endlich einmal unter einheitlicher Leitung verſammeln und das Werk der A b ſ o r p t i o n d e r G e b i e t e d e r u n a b h ä n g i g e n S t ä m m e, welches die einzelnen Fürſten langſam und ſchrittweiſe im Laufe der Jahrhunderte fortgeführt hatten, nun mit einem Schlage um ein Bedeutendes fördern konnte. Dieſer Invaſion widerſtand keines der Völker, welche in den Thälern China's lebten; und wenn auch die Gebirgsbewohner zum groſsen Theil unangreifbar waren, ſo erhielt doch das Reich einen auſserordentlichen Machtzuwachs im Süden und Südweſten . . .« [1])

An dieſer Stelle ſei es uns geſtattet, eine Bemerkung einzuſchalten über die natürliche immer und überall ſich manifeſtirende Tendenz einer jeden Herrſchaft aus einer localen eine territoriale zu werden. Denn die erſte Begründnng einer Herrſchaft kann zunächſt immer nur eine locale ſein und muſs auf die Weiſe ſich vollziehen, daſs die erobernde Raſſe der beſiegten ſo zu ſagen den Fuſs

[1]) Richthofen I. 435.

auf den Nacken ſetzt. Das Herrſchaftsgebiet kann vorerſt nur ein kleines ſein, die Sieger und Herrſcher ſitzen den Beſiegten und Unterworſenen unmittelbar auf dem Halſe, die Sieger trauen ſich noch nicht auseinander zu gehen und ſich zu zerſtreuen und halten ihre Herrſchaft durch unmittelbar geübten Terroriſmus aufrecht. Erſt wenn die »ſchlechten Elemente« der Beſiegten zu Paaren getrieben und ausgerottet ſind und die Sieger es nur noch mit den »beſſeren«, den friedlicheren Elementen ihrer Unterworſenen zu thun haben: da verſuchen ſie es langſam und allmälig ſich auszubreiten, immer weiteren Boden zu gewinnen, ihre locale Herrſchaft in eine immer weitere territoriale umzuwandeln. Es hat nie und nirgends eine Herrſchaft gegeben in deren Entwicklung nicht dieſe natürliche Tendenz vom Localen zum Territorialen an den Tag getreten wäre, ja dieſe Tendenz iſt ſehr oft ſogar in eine Tendenz zur Univerſalität (zu Univerſalmonarchien) ausgeartet. Man denke nur an Perſien, an Alexander den Groſsen, an Rom, an Napoleon den erſten und an das heutige Ruſsland. Auch China ward im Laufe der Zeit von einer ſolchen Tendenz zu territorialer Vergröſserung, ja ſogar zu Univerſalherrſchaft (wie man ſie ſich eben damals vorſtellen konnte) umgewandelt. Es war das unter der Dynaſtie der Han (von 197 vor bis 220 n. Chriſti).

Die geographiſche Lage China's brachte es mit ſich, daſs ſich eine ſolche Tendenz nur in einer Richtung Luft machen konnte und zwar nach Weſten und Südweſten gegen das Caspiſche Meer und gegen Kleinaſien zu — denn im Oſten war es vom Meer begrenzt, im rauhen Norden war nichts zu holen und von der indiſchen Culturwelt im Süden trennten es unüberſteigliche Gebirge. Wie immer und überall aber war auch hier der Handel der Vorbote der Eroberung — dem chineſiſchen Kaufmanne der die Producte chineſiſcher Induſtrie in Mittel- und Vor-

derasien vortheilhaft abzusetzen suchte, folgten die eroberungslustigen Fürsten aus dem Geschlechte Han mit ihren Heeren.[1]) Bleibenden Erfolg aber konnte diese Eroberungspolitik defswegen nie erringen, da bei jedem Expansionsversuch nach Aufsen die Unruhen im Innern sich zu regen begannen, und die Tataren ihre Einfälle erneuerten. Diesen letzteren gelang es auch in der That gegen Ende des 4. Jahrhunderts einige nördliche Provinzen China's in ihre Gewalt zu bekommen und dort ihre Herrschaft aufzurichten. Von da beginnt eine Periode des Zerfalles des altchinesischen Reiches, welche es auswärtigen Stämmen möglich macht, dasselbe zu überfluthen und zeitweilig ihre Herrschaft darüber zu üben. Denn als die Chinesen gegen die sie bedrückenden Tataren die Hülfe der Mongolen anriefen, erschienen diese letzteren, bezwangen aber nicht nur die Tataren, sondern auch die Chinesen und machten sich im 13. Jahrhundert zu Herren von China.[2]) Unter den besiegten Chinesen wurde schrecklich gewüthet; »das Blut des Volkes flofs in rauschenden Strömen« besagen chinesische Berichte; die Angehörigen der früheren Dynastien, die Mitglieder der herrschenden Familien und Classen wurden verfolgt und ausgerottet. Wie schrecklich aber auch am Anfang die Herrschaft der Mongolen war, als sie dieselbe befestigten und ihre Gegner aus dem Wege geräumt hatten, begannen auch sie segensreich zu wirken und dem Lande Wohlthaten zu erweisen wie sie eine stabile und kräftige Herrschaft der Natur der Sache gemäfs jedem Lande erweisen mufs. Ja! die Mongolen, als Eroberer erst die schrecklichsten Feinde chinesischer Cultur und Civilisation, verfielen unbewufst und unwillkührlich einer langsamen »Chinaisirung« wie wir das heute nennen würden; denn so grofs

---

[1]) »Die Seide war das treibende Moment.« Richthofen I. 402.

[2]) Davis, China I. 159.

uud gewaltig ist die Kraft einer höhern Civilisation, dass sich ihr mit der Zeit auch der roheste und barbarischeste Eroberer beugen muss.[1])

Uebrigens zeigten die Mongolen-Chane in China nicht unbedeutende Herrschertalente. Athmete schon das Gesetzbuch Dschingis-Chans, des Beherrschers vieler mongolischen und türkischen Völker, einen derb-realistischen Herrschergeist, ein Gesetzbuch, welches dem Volke Eroberungen und Unterwerfung fremder Lande zur Pflicht machte, gegen die Fremden schonungslose Behandlung, gegen die Stammesgenossen Treue und Schutz empfahl: so haben die Nachkommen Dschingis-Chans in China bewiesen, dass sie ein erobertes Land auch weise zu regieren verstehen. Insbesondere ist Kublai-Chan ein glänzendes Beispiel zugleich der Bildungsfähigkeit und des hohen politischen Geistes der Mongolenfürsten. Seine innere Verwaltung China's gehört zu den besten die dem himmlischen Reich je zu Theil wurden. »Kublai errichtete den Sitz der Regierung zu Peking . . . Als das wirksamste Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Ebene worin jene Hauptstadt gelegen ist, erbaute er den ungeheuren Kanal, der sich nach

[1]) »Ohne Rücksicht und Schonung vertilgt der Nomade die Schätze der Civilisation, welche gar keinen Werth für ihn haben. Aber mit der Zeit verfällt er ihr selbst; er wird ansässig, baut sich feste Wohnstätten, bewirthschaftet die Felder und eignet sich je nach dem Grad seiner Begabung die Cultur an, die er vorfand. Wie die Hwei-hu, welche die Chinesen einst in ihr Land riefen, wie die Khutan, welche mit der Lian-Dynastie und die Ju-tschi, welche mit der Kiu-Dynastie kamen, so amalgamirten sich die Mongolen mit den Chinesen. Die Herrscher an der Spitze nahmen verfeinerte Lebensformen an, eigneten sich neue Bedürfnisse an und gewöhnten sich an Luxus. Ihre Untergebenen giengen nach und nach in den Culturen auf, die sie vorfanden und deren Träger sie zum Theil wurden. Dadurch verschwanden die Mongolenreiche von der Erde, ohne dass die Horden, welche sie gründeten, nach ihrer Heimath zurückkehrten.« Richthofen I. 585.

Süden auf eine Entfernung von 300 Stunden nach den fruchtbarften Provinzen erftreckt und zur leichten Beförderung der Producte derfelben unabhängig von der Seefchifffahrt dient.« [1]) Aber all folche klugen und für das Land fegensreichen Maſsregeln konnten die unterworfene Raffe der Chinefen mit der Fremdherrfchaft nicht ausföhnen, zumal die herrfchende Raffe, wie das immer und überall zu gefchehen pflegt, bei der Befetzung der Aemter immer bevorzugt wurde, wodurch bei den Chinefen das drückende Gefühl des fremden Joches immerfort genährt und wach erhalten blieb.

Was alfo unter folchen Umftänden immer und überall fehr leicht erfolgt, traf ein. Ein eingeborner Chinefe, Namens Tfchu, ein Mann von niedriger Herkunft doch »aus dem Volke« ftammend, erhob fich gegen die »Fremden«. Es fcheint, daſs Tfchu feine nationalen Ideen aus dem Umgang mit buddhiftifchen Priestern gefchöpft hat, da er Diener in einem Bonzen-Klofter war.

Zuerft bemächtigte er fich mit einem Häuflein Infurgenten einer der füdlichen Provinzen und fchlug einen Theil der gegen ihn ausgehenden kaiferlichen Truppen in einer Hauptfchlacht. Diefer erfte Erfolg war für die ganze nationale Bewegung entfcheidend. »Jetzt ftrömten ihm die Chinefen von allen Seiten zu;« [2]) die Infurgenten brachen gegen die Hauptftadt auf, zwangen den Kaifer zur Flucht und bemächtigten fich der Herrfchaft. Tfchu wurde auf diefe Weife der glückliche Begründer einer neuen »nationalen« Dynaftie, der fog. Ming, die beinahe drei Jahrhunderte den chinefifchen Thron inne hatte. (1368 bis 1645.) Während diefer Zeit erreichte die chinefifche Nationalität, die nationale Cultur China's den Höhepunkt ihres Glanzes; dabei ward das Reich nach Süden und Weften hin erweitert.

[1]) Davis, l. c. I. 160. [2]) Davis, I. 162.

Zu Ende dieſer Periode jedoch kam — was immer unausbleiblich ſcheint — mit der hohen Civiliſation innere Schwäche und Niedergang des kriegeriſchen Geiſtes. Für einen ſolchen Zuſtand aber jeder Culturnation pflegen benachbarte Barbaren eine ſehr feine Spürnaſe zu haben.

Dieſsmal waren es die im Nordoſten China's wohnenden Niu-tſchi-Tataren, (ſpäter Mandſchu genannt), welche den innerlichen ſchwachen Zuſtand des groſsen Reiches erſpähten und mit richtigem Inſtincte es als gute Beute in's Auge faſsten. Seit 1605 kämpften ſie ſiegreich gegen China. Im Jahre 1621 ſtürmten ſie die Hauptſtadt Lian-Jang und nahmen ſie ein. Im Jahre 1634 zieht der Mandſchufürſt Tai-Tſung, nachdem er 49 Mongolenfürſten (alſo wahrſcheinlich eben ſo viele Stämme) zu Bundesgenoſſen genommen hatte durch die Mongolei und dringt von Norden her in China ein, erobert die Provinz Liao-tong und nimmt den Kaiſertitel an.[1]) Kurz darauf brach in China ein Aufſtand aus und die Aufſtändiſchen riefen die Mandſchutataren zu Hilfe. Die Mandſchu kamen, unterwarfen ſich leicht das durch Bürgerkrieg zerrüttete Reich, (1646) und riefen ihren Fürſtenſohn Schun-tſchi zum Kaiſer von China aus. Den Mandſchu gelang es in kurzer Zeit über das ganze Reich zu herrſchen, dabei octroyirten ſie wohl einige äuſsere Formen, wie Haartracht und Kleidung den Chineſen; im Grunde aber nahmen ſie ſelbſt chineſiſche Cultur an und lieſsen auch ihre dem Reiche einverleibte Stammprovinz die Mandſchurei bald im chineſiſchem Weſen ganz aufgehen. Ueber 200 Jahre nun dauert die Herrſchaft dieſer geringen tatariſchen Minorität über ein ſo ausgedehntes Land, über eines der älteſten Culturvölker der Welt. Dieſe Thatſache erregt mit Recht das Staunen des Politikers.

[1]) Richthofen II. 60.

»Die Feststellung und Fortdauer der tatarischen Herrschaft, meint Davis, ist sicherlich, wenn man das Mißverhältniß zwischen den Herrschern und den Beherrschten in Betracht zieht, eine fast ebenso außerordentliche Thatsache als die britische Herrschaft in Indien und der mongolische Stamm wurde von den Chinesen nach einer weit kürzeren Regierungszeit, vertrieben als die Mandschu bereits genossen haben. Diese sind klüger und weise genug gewesen, die Chinesen in den meisten Fällen in Besitz ihrer eigenen Formen und Einrichtungen zu lassen, doch sind noch immer so starke Verschiedenheiten vorhanden, daß die Amalgamation des ursprünglichen Volkes mit seinen Herren unmöglich ist.« [1])

Der Missionär Huc schreibt über dieselbe Angelegenheit: »Es ist klar, daß die Mandschu wegen ihrer geringen Anzahl in diesem ungeheuren Reiche haben alle erdenklichen Mittel ergreifen müssen, um sich ihre Eroberung zu sichern. Aus Furcht, die Fremden (d. i. die Europäer) möchten Lust bekommen zu einer Beute, welche sie ihnen so leicht entreißen könnten, haben sie sorgfältig alle Pforten China's geschlossen, in dem Glauben, sich so gegen alle ehrgeizigen Angriffe von Außen zu schützen; im Innern haben sie durch das System eines schnellen und fortdauernden Wechsels in der Besetzung der Stellen ihre Feinde auseinander zu halten gesucht. Diese Mittel sind bis jetzt mit Erfolg gekrönt worden und es ist wahrlich ein Wunder und merkwürdig genug, daß eine Handvoll Nomaden im Stande gewesen ist, zwei Jahrhunderte lang eine friedliche und unumschränkte Herrschaft über das größte Reich der Welt und eine Bevölkerung auszuüben, die, was man auch von ihr sagen möge, außerordentlich beweglich und unruhig ist. Die Politik mußte sehr geschickt, geschmeidig

---

[1]) Davis, l. c. I. 171.

und kräftig zugleich fein, um ein folches Refultat zu erlangen . . .« [1])

Nun, diefe räthfelhafte mit Recht von Reifenden und Hiftorikern angeftaunte Erfcheinung der zweihundertjährigen Mandfchuherrfchaft dürfte fich auf die Weife am einfachften erklären, dafs die Mandfchu zugleich mit der Herrfchaft über China fich jenes grofsen, complicirten Herrfchaftsapparates bemächtigten, den eine jahrtaufendalte gefchichtliche Entwicklung in China herausgebildet hat. Nur die oberften Poften wurden mit Mandfchutataren befetzt, die ganze zur Aufrechthaltung der ftaatlichen Ordnung im Laufe der Jahrtaufende erfonnene und in's Leben gerufene politifche Organifation liefsen fie unangetaftet, dazu kam allerdings, dafs fie fich auch in Sprache und Religion den Chinefen affimilirten.

Der chinefifche Regierungsapparat ift auf einer fo feften focialen Rangordnung erbaut, dafs ein Wechfel der oberften Herrfcherfchichte eben fo wenig verfpürt wird, wie etwa in einem parlamentarifchen Staate Europa's der Wechfel eines Minifteriums. [2]) Da nun das Intereffe der

---

[1]) Huc l. c. I. 212.

[2]) Die Zahl der Minifterien in China fteht der der modernen europäischen Staaten nicht nach. Es giebt da ein Minifterium des Innern, der öffentlichen Arbeiten, der Juftiz, des Cultus, des Krieges und der Finanzen. Dagegen ift die Claffentheilung der Bevölkerung etwas complicirter. Die Bevölkerung zerfällt in die Claffen der bürgerlichen und militärischen Mandarine, der Gelehrten (aufferhalb des Staatsdienftes), der Priefter, Ackerbauer, Handwerker, Künftler, endlich der Kaufleute. Zu den verachteten Claffen gehören Schaufpieler, Gefängnifswärter, Henker und Inhaber unfittlicher Gewerbe. Die bürgerlichen Mandarinen wiederum find in neun Stufen (Rangsclaffen!) abgetheilt, entsprechend unfern verfchiedenen Räthen (Regierungsräthen, Hofräthen etc.) Das Abzeichen dieser Rangsclaffen ift nicht gar verschieden von dem unferigen, denn ftatt unferer betternten und bebordeten Krägen bildet dort der einfache doppelte, dreifache etc. Knopf das Abzeichen der Würde. So weit

untern Bureaukratie, der zahllofen kleinen Herrfcher, an der Stabilität diefer untern Verhältniffe hängt; fo find fie offenbar immer bereit, jeden in den oberften Schichten einmal eingetretenen Wechfel als fait accompli anzuerkennen, ihn zu fanctioniren und zu unterftützen: wenn nur auch ihre untere Herrfchaft, die grofse das ganze Reich umfaffende Mafchinerie, deren kleine Rädchen fie bewegen, unangetaftet gelaffen wird. Das thaten die Mandfchu — (die freilich auch das überwiegend tatarifche Heer auf ihrer Seite hatten) — und darin liegt das Geheimnifs ihrer 200jährigen Macht und Herrfchaft.

Uebrigens war es eine durch gefchichtliche Erfahrung nicht gerechtfertigte Vertrauensfeligkeit zu glauben, dafs nun die Herrfchaft der Mandfchu's vor allen Gefahren gefeit fei. Das noch immer nicht entfchwundene Bewufstfein der Stammfremdheit, die trotz aller Affimilirungsbeftrebungen doch allgemein bekannte und gefühlte Thatfache der »Fremdherrfchaft« kann leicht einem innern oder auswärtigen Feinde, oder beiden zufammen, als Handhabe zur Agitation dienen. Dafs eine folche Gefahr der Mandfchuherrfchaft feitens der Europäer droht, ift klar. Alle Seemächte Europas und Rufsland obendrein von der Landfeite, fpeculiren feit lange fchon auf die unermefslichen Schätze des himmlifchen Reiches und trachten nach und nach dort feften Fufs zu faffen. Wenn diefe Mächte einft ihre gegenfeitigen Eiferfüchteleien überwunden und fich

hätten uns alfo die Chinefen noch nicht überflügelt und können wir uns mit ihrer Culturftufe getroft meffen. Nur giebt es aber auch viele Gebiete, darunter culinarische, wo uns die Chinefen für rohe Barbaren halten und wo wir ihre Cultur erft noch zu erreichen haben werden. So z. B. wiffen es die chinefifchen Feinfchmecker genau, mit welchen Holzarten die verfchiedenen Speifen gekocht, die verfchiedenen Wildprete und Fleifche gebraten fein wollen etc., Gebiete, die für uns noch eine terra incognita find. Vergl. Baftian, die Völker des öftlichen Afiens. Jena 1871.

auch nur auf kurze Zeit über die Art und Weise der besten Exploitation Chinas geeinigt haben werden, dann könnte die Prophezeiung Huc's allerdings sich erfüllen, dass »die Fremden, die Barbaren, denen die Regierung zu Peking ein verächtliches Gesicht zeigt, weil sie dieselben nur zu sehr fürchtet, endlich vor den ihnen hartnäckig (heute freilich schon weniger!) verschlossenen Pforten die Geduld verlieren und eines schönen Tages dieselben mit Sturm brechen (theilweise schon eingetreten!) und hinter ihnen ein zahlreiches aber uneiniges Volk treffen werden, dem es an allem Halt fehlt und das jedem preisgegeben ist, der sich im Ganzen oder Einzelnen seiner bemächtigen will.« [1]) So gar leicht jedoch wie Huc es sich dachte, dürfte es doch nicht werden »europäische Cultur nach China zu tragen«, wie die offizielle Phrase bei solchen Gelegenheiten immer lautet.

46. Phönizier und Juden.

Wir haben innerhalb eines grossen Erdkreises vom Nil bis an den Hoangho den überall gleichen socialen Naturprozess verfolgt und durch dessen immer gleiches Sich-abspielen grosse Reiche entstehen und gewaltige Culturgebiete sich bilden sehen; vom Nil bis an den Hoangho sahen wir einen Kreis von Culturnationen aus überall gleichen naturgesetzlichen Bedingungen entstehen. — So wie dieser Erdkreis der einen Hemisphäre geographisch durch Europa als letztes Glied in der Kette geschlossen wird, so ist es auch selbstverständlich, dass dieser in Afrika und Asien beobachtete sociale Naturprozess sich fortsetzend auch in Europa aus gleichen ethnischen Bedingungen gleiche politische

[1]) Huc l. c. 212.

Geſtaltungen und weitere Culturgebiete hervorgehen laſſen muſste. Doch ſchlieſst Europa den Kreis dieſes Naturprozeſſes nur auf unſerer Hemiſphäre — daſs er ſich auf der andern ebenfalls nach gleichen Geſetzen und Regeln abſpielen muſste uud muſs iſt klar.

Die bisher betrachteten Culturnationen der alten Welt haben dieſs eine negative Merkmal gemeinſam, daſs ſie in ihrer Culturentwicklung eines wichtigen natürlichen Factors des Meeres als Communicationsmittels wenigſtens in bedeutenderem Umfange entbehrten. Denn theils waren es continentale Mächte wie Aſſyrien, Medien, Perſien, deren Entwicklung ſich in Binnenländern abſpielte; theils war mangelhafte Schiffſahrtskunde und die Lage an groſsen Oceanen wie China's und Indien's, theils wie in Aegypten der Mangel an Schiffsbauholz und Eiſen daran Schuld.

Dagegen waren im Centrum dieſes groſsen Völker- und Staatenkreiſes, welches zugleich den natürlichen Uebergang nach Europa bildete, wir meinen an den mittelländiſchen Geſtaden Kleinaſiens die Bedingungen gegeben um jenen natürlichen Factor, das Meer, dem ſocialen Naturprozeſs dienſtbar zn machen, es für denſelben zu verwerthen.

Die bewaldeten, bis dicht an das Meer herantretenden Gebirgszüge Kleinaſiens boten reichliches Material für den Schiffsbau; ausgiebige Bergwerke boten das nöthige Eiſen zu demſelben; und das von drei Erdtheilen beckenartig eingeſchloſſene, von zahlreichen Inſeln überſäete mittelländiſche Meer konnte auch bei noch mangelhafter Schiffsfahrtskunde leicht befahren werden.

Dieſe der Schiffſahrt günſtigen Umſtände allein würden aber gewiſs nicht genügt haben, den Seehandel, dieſen mächtigſten Hebel der ſocialen Entwicklung, zu fördern, wenn nicht erſtens die geiſtige Anlage der an die Küſten Kleinaſiens gelangten Stämme überſeeiſchen Unternehmungen gewachſen wäre und wenn ſie nicht zweitens, ge-

drängt von ihnen nachrückenden kriegerischen Stämmen zu solchen Unternehmungen ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen worden wären. Beides war der Fall.

Was den ersteren Umstand anbelangt, so darf man sich freilich die Sache nicht so vorstellen, als ob alle in Phönizien wohnenden Stämme (und deren gab es da eine grosse Menge!) solchen Unternehmungen gewachsen wären: aber es braucht ja nur eine kleine Minorität Muth und Geist zu besitzen um die übrigen Stämme auf die eine oder andere Weise activ oder passiv an diesen Unternehmungen Theil nehmen zu lassen; und dass eine solche Unternehmer-Minorität sich fand, lehren eben die Thatsachen. Gedrängt aber wurden die »Canaaniter« zu diesen Unternehmungen durch die immer weiter nach Westen an die Gestade des mittelländischen Meeres hin sich ausbreitenden vorderasiatischen Reiche der Assyrer, Meder, Perser und von Süden her der Aegypter und der Juden.

Nicht im Stande dem Andrange kriegerischer Völker zu widerstehen, auf die schmale Küste Canaans beschränkt blieb ihnen keine Wahl, ihr erfinderischer Geist musste helfen. Die Cedern des Libanon wurden zu Schiffen gezimmert — und das Ausbeutungsgeschäft, das Assyrer, Perser, Meder, Aegypter und Juden mit Feuer und Schwert in Vorderasien betrieben, wurde mittelst der Schifffahrt und des Handels vorerst auf friedliche Weise auf die das mittelländische Meer begrenzenden Länder und die in demselben befindlichen Inseln hinübergespielt. [1])

Und siehe! es zeigte sich bald, dass man mit dem Handel, und zwar sowohl mit dem See- als Landhandel, nicht geringere Erfolge erzielen kann wie mit dem Kriege. Die Phönizier häuften bald in den Hafenstädten ihres schmalen Küstenstriches Reichthümer und Schätze wie sie

[1]) Vergl. Movers: Die Phönizier. II. B. I. Theil.

die kriegerischen Völker Asiens mit all ihren Raubzügen nicht aufbringen konnten. Und im Gefolge dieser gewinnreichen Unternehmungen erblühte in den Hafenstädten Phöniziens eine Cultur, gepaart mit Pracht und Luxus wie sie kaum in den Residenzen der asiatischen Grossmächte gesehen worden.

Mit der steigenden Macht der Phönizier entwickelte sich aber auch ihre Handelspolitik; sie ward Colonial-Politik. Man begnügte sich nicht mehr mit dem jeweiligen Gewinn aus überseeischem Handel: man trachtete letzteren zu organisiren und somit die erzielten Handelsvortheile in eine Art Tribute umzuwandeln, auf welche man mit Sicherheit zählen könnte. Zu diesem Zwecke wurden an der Süd- und Nordküste des mittelländischen Meeres Colonien gegründet; das konnte freilich mit blos friedlichen Mitteln allein nicht durchgeführt werden. Etwas Gewalt und Blutvergiessen musste schon mitunterlaufen. Theils wurde einheimische Bevölkerung als Knechte und Sklaven in jene Colonien deportirt, theils wurden die Eingebornen jener Colonialgegenden verknechtet. Wie das seither von Europa aus so oft geschehen ist, dem Handel folgte die Unterjochung, die Kaufherren wurden Befehlshaber und Herrscher. Doch blieb ihr Augenmerk immer auf den Gewinn aus Handel, Gewerbe und Industrie gerichtet und breiteten sie ihre Herrschaft nie weiter aus als es ihr Geschäftsinteresse erheischte. Und dennoch war für die Entwicklung der Menschheit im Altherthum vielleicht kein kriegerisch-eroberndes Volk von so nachhaltiger Bedeutung und von so weittragendem culturellem Einflusse als dieses Handelsvolk. Von durchaus egoistischen Trieben geleitet, mit Trug und List nach materiellem Gewinn strebend: leisteten sie doch der Menschheit und speciell auch der europäischen die grössten Culturdienste. Europa wäre nie das geworden was es heute ist ohne die Phönizier.

Die »Geheimnifskrämerei« der Phönizier über die von ihnen aufgefuchten und befetzten Handelsplätze, Emporien und Colonien hat es der hiftorifchen Forfchung für immer unmöglich gemacht die wirkliche Ausdehnung ihrer Handelsunternehmungen und ihrer Anfiedlungen in Europa kennen zu lernen. Viele Anzeichen deuten jedoch darauf hin, dafs fie nicht nur in Griechenland, Italien und Spanien die erften europäifchen Handelsftädte gründeten: fondern dafs fie über die Säulen des Herkules hinaus auch den Weften Europas mit ihren Handelsniederlaffungen bedeckten. Wo immer fie aber eine folche Handelsniederlaffung gründeten, da fehen wir das Vorbild der fpäteren europäifchen Städte. Handelsinnungen, Gilden find die Grundlage der Organifation derfelben. [1])

Nach innen ftark durch diefe Organifation fchieben fie fich als wirthfchaftliches Glied in die Völkerverhältniffe Europa's ein, wo eine zahlreiche Urbevölkerung von mannigfachen meift aus Afien kommenden kriegerifchen Horden zu Ackerbaudienften gezwungen ward. So trafen in Spanien die friedlich vordringenden und wirthfchaftlich fiegreichen Phönizier mit den von Norden her kriegerifch auf die Iberer eindringenden Kelten zufammen. [2]) Und damit waren eben in Spanien die Grundbeftandtheile einer ftaatlichen Ordnung gegeben — die befehlenden keltifchen Herren, das verknechtete iberifche Volk, und die gewerbefleifsigen uhd handeltreibenden Phönizier.

---

[1]) Waren aber phönizische Kaufleute aus einer und derfelben Stadt in grofser Anzahl an einem fremden Handelsplatze anfäffig, fo traten fie um ihre gemeinfamen politifchen, commerziellen und religiöfen Angelegenheiten defto beffer realifiren zu können, in Corporationen zusammen, welche, obgleich fie besondere Freiheiten und Privilegien von Seiten des fremden Staates genoffen, doch als Bürger des phönizischen Mutterstaates noch fortdauernd unter deffen Schutz und Oberauffìcht ftanden.« Movers. l. c. II. 3. S. 123. [2]) Vergl. Movers l. c. II. 2. S. 588.

Nicht anders wie in Spanien wird es auch im übrigen Europa vor ſich gegangen ſein — wenn uns auch hier hiſtoriſche Zeugniſſe im Stiche laſſen. Wenn man aber bedenkt, daſs die Organiſation der Handelsſtädte und nach ihrem Muſter ſodann der übrigen See- und Landſtädte uns ſo ſehr an die bekannten phöniziſchen Handelsniederlaſſungeu erinnern; wenn man ferner bedenkt, daſs die Phönizier in Europa ſpurlos verſchwunden ſind, was doch gewiſs nur darin ſeinen Grund hat, daſs ſie mit der Zeit in den Völkern, zwiſchen denen ſie Handel und Gewerbe trieben aufgiengen: ſo wird die Vermuthung geſtattet ſein, daſs ſie es waren, welche die erſten Keime des Städteweſens nach Europa brachten — an welche Keime ſich allerdings dann auch andere ethniſche Elemente in den verſchiedenen Ländern Europa's anſetzten.

Freilich, die europäiſche Geſchichte beſchäftigt ſich wenig mit dieſen im Stillen und im Dunkel hantierenden Elementen. Sie befaſst ſich faſt ausſchlieſslich mit den Thaten der kriegeriſchen Stämme, welche meiſt ebenfalls von Aſien doch auf den Landwegen über Süd-Ruſsland herkommend die europäiſche Bevölkerung verknechteten und mit der Gewalt der Waffen (die ihnen gewiſs phöniziſche Kunſtfertigkeit lieferte) nicht minder aber mit angeborenem Herrſchergeiſte die verſchiedenen europäiſchen Staaten gründeten.

Der Grund dieſes Stillſchweigens mit der die europäiſche Geſchichte einen ſo wichtigen Factor europäiſcher Cultur übergeht, iſt klar. Das Volk der Phönizier iſt verſchwunden. Seit Jahrtauſenden bereits giebt es keine Phönizier mehr — ihre Sprache iſt längſt verſchollen — und moderner Wiſſenſchaft iſt es kaum gelungen einige Spuren ihrer Schrift und einige wenige Denkmale ihrer Kunſt zu entdecken.

Wenn wir nun bedenken, daſs phyſiſch und anthro-

pologifch diefes Volk nicht verfchwunden fein kann, weil wir doch von keinerlei folcher Kataftrophe wiffen, der alle Phönizier in Afien, Afrika und in Europa zum Opfer gefallen wären, und auch von einem allmähligen Ausfterben diefes Volkes nichts bekannt ift, wenn wir alfo bedenken, dafs das Blut der Phönizier auch heute noch gewifs reichlich vertreten ift unter den Völkern der Gegenwart und gewifs auch in Europa — fo drängt fich die Frage auf, wie man fich diefe räthfelhafte Erfcheinung zu erklären habe. Die Sache ift ganz einfach.

Die Phönizier waren ein kluges Volk; fie verftanden es immer fich den Verhältniffen anzupaffen. Als fie von afiatifchen Eroberungs-Stämmen gedrängt fich auf den fchmalen Küftenftrich angewiefen fahen, fuchten fie ihr Heil auf der See und in fernen Landen. Ihr kofmopolitifcher Geift überwand alle vaterländifchen Gefühle und liefs fie überall eine »traute Heimat« finden, wo es gute Gefchäfte und ein angenehmes Leben gab.

Mufste fich da nicht aus einer folchen Lebensauffaffung ein langfames Aufgeben der »nationalen« Cultur ergeben und ein Aufgehen in denjenigen Maffen unter denen fie fich anfiedelten? und das um fo mehr als der »fchachernde« Phönizier als folcher im vorhinein der Antipathien und feindfeligen Gefühle aller Völker gewifs fein konnte. Gewifs nur in diefem Umftande haben wir die Löfung des Räthfels zu fuchen, welches dem Hiftoriker das vollkommene Verfchwinden des phönizifchen Volksthums in Europa bietet. Als kluges Volk verftanden es die Phönizier eben r e c h t z e i t i g u n t e r z u g e h e n. Mit richtigem kofmopolitifchem Sinne taxirten fie ihre »nationale« Cultur keineswegs fo hoch, dafs fie ihnen um den Preis des Haffes und der Feindfeligkeit der Völker nicht zu theuer zu ftehen gekommen wäre. S i e g i e n g e n a u f i n d e n V ö l k e r n u n t e r d e n e n f i e w o h n t e n und erfüllten fo gewifs treuer

und richtiger die Intentionen des geschichtlichen Naturprozesses, wenn man sich so ausdrücken darf, als wenn sie ihr überlebtes Volksthum mit unzeitgemässer und unnatürlicher Verstocktheit bis in späte Jahrhunderte hinein »gerettet« hätten.

Eine solche verkehrte und unnatürliche »nationale« Politik überliessen sie dem Volke, welches von Hause aus ihrem Beispiele in vielen Stücken gefolgt war insbesondere aber ihre Handelspolitik sich angeeignet hatte. Wir sprechen von den Juden.

Die Anfänge dieses Volkes stellen uns gleich denjenigen so vieler andern die in der Geschichte eine Rolle spielten, eine Mehrheit heterogener Stämme dar. Die spätere Tradition stellte für diese Mehrheit die runde Zahl zwölf auf und übertrug auf die Urzeit eine aus der später sich herausgebildeten Cultur abstrahirte »Verwandtschaft«, indem sie um letztere besser zu begründen einen gemeinschaftlichen Stammbaum fingirte. Diese »israelitischen« Stämme, wie man sie ex post nennt, waren erst nomadische Viehzüchterstämme, eroberten nach langen Wanderungen und wechselnden Schiksalen das Land Palästina, dessen Bewohner theils ausgerottet, theils verknechtet wurden. Mit steigender Cultur und Bevölkerung, als das kleine Land den gesteigerten Bedürfnissen und Ansprüchen nicht mehr genügen konnte, ahmten sie das Beispiel der Phönizier nach, wurden Handelsleute und zerstreuten sich als solche in alle Welt.

Auch in der Einrichtung ihrer besonderen Gemeinwesen in Europa spiegelt sich gewiss noch das Vorbild phönizischer Niederlassungen ab. Nur in einem Punkte, vielleicht in dem allerwichtigsten, verstanden sie es nicht dem Beispiele der Phönizier zu folgen; die Juden verstanden es nicht und verstehen es im Grossen und Ganzen noch heute nicht — unterzugehen.

Daran trägt freilich die meifte Schuld ihre hochentwickelte alte Literatur, insbefondere die theologifche. Nachdem auch das fiegreiche aus dem Schoofse diefes Volkes hervorgegangene Chriftenthum an der alten Tradition hangend, diefe jüdifchen Schriften als »heilig« erklärte fchien es, nicht fo fehr den blinden und unwiffenden Maffen wie einem eingebildeten und verblendeten Schriftgelehrtenftande, dafs es da in der That ein »nationales Heiligthum« zu confervireu gälte — und in widernatürlichem Starrfinn zogen fie es vor, einen ewigen Raffenkampf aller Völker und Nationen gegen fich wach zu erhalten, als diefe überlebte und mumienhafte Nationalität der aufblühenden, frifchen Cultur anderer Länder und Zeiten zum Opfer zu bringen. In diefem ftarren Fefthalten an längft überlebten Culturformen, die in Wahrheit nur in den Catacomben der Gefchichte nicht aber im Leben der Völker an ihrem Platze wären, liegt ein fchweres Vergehen gegen das grofse Naturgefetz der Gefchichte — ein Vergehen das von taufenden Generationen hart gebüfst wird. Es giebt der unvermeidlichen, aus der naturnothwendigen Entwicklung der ethnifchen und focialen Elemente fich ergebenden Raffenkämpfe übergenug und es fcheint nicht nothwendig und ift gewifs kein welthiftorifches Verdienft um die Menfchheit durch ein unfinniges Trotzbieten den ewigen Gefetzen und allgewaltigen Strömungen des focialen Naturprozeffes einen Raffenkampf mehr permanent zu erhalten und ewig zu fchüren, der längft fchon, wie jener gegen die Phönizier, ausgetobt haben könnte.

47. Europa.

Die Phönizier führen uns nach Europa hinüber. Ueberall wo fich zuerft in Europa gefchichtliches Leben regt, in Griechenland, Italien und Spanien treffen wir zuerft die

schwindenden Spuren phönizischer Cultur. So auch unwiderleglich in Hellas. »Der Verkehr der Phöniker an den Küsten von Hellas mufste den Hellenen bedeutsame Anregungen gewähren.« [1]) In griechischen Sagen finden wir Zeugnisse über Kämpfe mit den Phönikern (Theseussagen). [2]) Aber auch das ist bezeugt, dafs sich die Phöniker gräcisirten und an dem geistigen Leben Griechenlands regen Antheil nahmen. Der grofse Philosoph von Milet Thales war von phönizischer Herkunft. [3])

Diesen phönizischen Einflüssen gegenüber standen zweifache heterogene ethnische Elemente aus deren Contact das eigentliche Staatsleben Griechenlands erwuchs. Ueberall in Griechenland finden wir ein über eine autochtone Bevölkerung herrschendes kriegerisches Volk. Letzteres bildet eine Art Adel — ersteres die Leibeigenen, verknechtete Ackerbauerschaft. Die griechische Sage schreibt diese Theilung des Volkes in Adel und Bauern dem Theseus zu.« [4])

Thatsächlich steht diese sociale Schichtung mit der grofsen zu Eroberungszwecken unternommenen Wanderung im Zusammenhang mit der die griechische Geschichte beginnt (1000 — 800 v. Chr.) und die man als die dorische Wanderung bezeichnet, wiewohl sie gewifs eine viel allgemeinere war.

Die Dorer drangen von Norden in den Pelopones. »Der hartnäckige Widerstand der alten Einwohner hemmte am mittleren Eurotas die Fortschritte der Dorer. Aus ihrem Lager erwuchs die Stadt Sparta.« (Duncker.) Drei dorische Stämme eroberten Argos. »Nach der Ueberwältigung der alten Bewohner wurde ein Theil derselben als vierter Stamm der Hipernetier zu gleichem Rechte neben

[1]) Duncker III. 157. »Griechische Buchstaben-Namen scheinen phönizisch zu sein.« Grimm Gesch. d. deutschen Sprache I. 159.

[2]) Das. S. 168. [3]) Ranke Weltgeschichte I. 175.

[4]) Dunker III. 168 ff.

die drei dorifchen geftellt; der Reft wurde zu unterthänigen Bauern oder leibeigenen Knechten gemacht.« Ganz auf diefelbe Weife ging die Gründung aller andern griechifchen Stadt-Staaten vor fich. »In allen diefen Orten herrfchten unter ihren Königen die neuen Einwanderer nach dem Rechte der Eroberung. Sie bildeten den Adel diefer Städte, welcher den beften Theil der triftenreichen Gemarkungen unter fich vertheilt hatte ect.« [1]) Und ganz fo endlich

[1]) Duncker III. 280. Wer die Politik des Ariftoteles mit Aufmerkfamkeit lieft, der mufs zur Ueberzeugung kommen, dafs diefer griechifche Staatslehrer von der Vorausfetzung ausgieng, dafs die Sklaven in Griechenland mit den herrfchenden Claffen dafelbft nicht desfelben Stammes, nicht ὁμογάλακτοι (Politik I. 1.) feien. Denn nachdem er die Thatfache des Beftandes eines herrfchenden und beherrfchten Theiles der Nation conftatirt und diefe Thatfache als nothwendig und nützlich hingeftellt (I. 3.), begründet er diefe feine Anficht damit, dafs »zwifchen gewiffen Dingen fchon von ihrer Entftehung an fich ein folcher Unterfchied findet, wodurch die einen zur Regierung, die anderen zur Abhängigkeit beftimmt werden.« Dafs aber Ariftoteles bei diefen Worten »von ihrer Entftehung« nicht an die Geburt der Einzelnen, fondern an die Abftammung der ganzen Volksclaffen denkt, ergiebt fich aus dem ganzen Inhalte diefer erften Kapitel. Denn feine ganze Unterfuchung ift ja nicht auf die Individuen gerichtet, fondern wie er felbft fagt, auf die »kleinften Gefellfchaften« als »Theile des Staates« (I. 1.) An welche »Theile des Staates« er aber dabei denkt, geht aus feinen Worten deutlich hervor, wo er fagt, dafs da »wo ein Theil herrfcht, der andere beherrfcht wird, da giebt es ein gemeinfchaftliches Werk, an welchem beide arbeiten.« (I. 3.) Wenn er nun weiter behauptet, dafs: »Unter den ungriechifchen Nationen« überhaupt die Menfchen-Art, welche von Natur zur Regierung beftimmt ift, fehlt«; fo ift es klar, dafs er nicht von individuellen Unterfchieden innerhalb eines Menfchenftammes, fondern von Art-Unterfchieden der Menfchen, alfo von Stammesunterfchieden fpricht, in welchem Sinne er auch beifällig den Spruch der Dichter citirt, »es fei billig, dafs Griechen über Barbaren herrschen«, wozu er erklärend und offenbar zuftimmend hinzufügt: »Sie fetzen nämlich voraus, dafs ein Barbar fein, fo viel fei, als zur Unterwürfigkeit geboren fein.« Den beften Beweis aber, dafs Ariftoteles die Sklavenclaffe als einen heterogenen ftamm-

gieng auch die Gründung der griechischen Pflanzstädte in Kleinasien und anderwärts vor sich. So sehen wir denn überall das geschichtliche Leben der Griechen aus der dreifachen Wurzel einer unterjochten Bauernbevölkerung, herrschender Erobererstämme und mitten zwischen denselben angesiedelter meist phönizischer, Handel und Gewerbe treibender Bevölkerung erwachsen. Auf dieser gleichen Grundlage mußte aber auch überall eine im Wesentlichen gleiche staatliche Organisation sich herausbilden, wie es auch in der That der Fall war.

Denn was man in griechischen Staaten und auch später als Monarchie, Aristokratie, Demokratie unterscheidet, das sind nur äußerliche, unwesentliche Formunterschiede die den socialen Aufbau der Staaten nicht alteriren. Dieser sociale Aufbau, der mit der wirthschaftlichen Arbeitstheilung zusammenfällt, ist überall derselbe — und hierin ist Griechenland wieder ein Vorbild von Europa.

Mögen die Verschiedenheiten der Form noch so groß sein und sie sind bedingt durch die geographische Lage und Größe der Staaten, durch die verschiedene ethnische Zusammensetzung derselben: die socialen Grundrisse aller europäischen Staaten blieben sich gleich seit den ersten Staatengründungen in Hellas, denn die Art und Weise dieser Gründungen blieben sich im Wesen immer gleich. [1])

---

verschiedenen Bestandtheil des Staates, als blutsfremde Masse ansieht und daß er die Qualification zum Herrschen und Beherrschtsein nicht in individueller, sondern in Art- und Stammverschiedenheit der ganzen Bevölkerungsclassen findet, liefert jene Stelle, wo er auf die (die Regel doch bekanntlich nur bestätigende) Ausnahmen hinweist, die sich wider »die Absicht der Natur« in der Wirklichkeit oft treffen, daß nämlich der eine Mensch den Körper eines Freien, der andere die Seele desselben hat.« (I. 3.) Auch Thukidides, das läßt sich aus dessen Geschichtswerke leicht erweisen, kennt die Thatsache der heterogenen ethnischen Zusammensetzung des griechischen Volkes.

[1]) Wo uns über diese ersten Gründungen geschichtliche Zeugnisse

Dafs die Staatengründung der Römer und Latiner in Italien auf ähnliche Weife vor fich gieng, wie in Griechenland, darf als ficher angenommen werden. »Die Ausbreitung der Hellenen, fagt Niebuhr,[1] hat Aehnlichkeit mit der der Römer und Latiner in Italien: nämlich durch Anfiedlung einer Abtheilung unter einer verfchiedenen, nicht durchaus (?) fremdartigen weit zahlreicheren Gemeinde, die Sprache und Gefetze der unter ihnen wohnenden Pflanzbürger annahm, um ihnen gleich zu werden.« »Diefe Siculer, Argiver, Tyrrhener oder wie man fie (die älteren Landeseinwohner in Italien) nennen mag, werden von einem aus dem Gebirg von Abruzzo heruntergekommenen fremden Volke überwältigt; der Name diefer Eroberer, welche mit den Befiegten ein Volk und Latiner genannt werden, ward vergeffen; Varro übertrug auf fie mit einem ungeheuren Verfehen den der Aborigener . . .«[2])

---

fehlen und wir nur mehr den fertigen focialen Aufbau in einer gegebenen ftaatlichen Organifation vorfinden, da glauben die Hiftoriker einen anderen »naturgemäfsen« organifchen Entwicklungsgang annehmen zu dürfen. Das halten wir für irrig. So fagt z. B. Duncker von Athen: »Was in Sparta die Folge einer Eroberung von aufsen, die Folge und das Gebot einer mit Anftrengung behaupteten Gewaltherrfchaft eines fremden Stammes über die gefammte Maffe des Volkes war, war in Attika bereits vor der Wanderung als die Frucht einer naturgemäfsen Entwicklung eingetreten.« Letztere Annahme ift gewifs ein Irrthum. Die ftaatliche Organifation ift immer und überall auf gleiche Weife entftanden — wo wir aber deren erfte Begründung nicht kennen und nur die fpätere gefellfchaftliche »Ordnung« uns entgegentritt: da fetzen wir eine naturgemäfse Entwicklung voraus und verftehen darunter eine Entwicklung ohne Gewaltanwendung und ohne Zufammenftofs heterogener ethnifcher Elemente. Wie gefagt, das ift nur eine optifche Täufchung. Vergl. dazu das Capitel über »Natürlich und Conventionell« in unferem »Rechtsftaat und Socialismus.«

[1]) Römifche Gefchichte S. 17.

[2]) Das. S. 28.

Alſo erſt Eroberung und dann Amalgamirung in Italien ebenſo wie in Griechenland, wo nach dem Ausſpruche Strabos (Buch VII) die Griechen alle Völker unter denen ſie ſich niederließen entweder gräciſirten oder ausrotteten. Von der Eroberung aber bis zur Amalgamirung ſpielt ſich der ganze Prozeſs der Staatengründung und Entwicklung mit allem was drauf und dran iſt, ab.

Wenn nun auch dieſer ſociale Naturprozeſs ſich im übrigen Europa ſelbſtverſtändlich nach denſelben Geſetzen abſpielen muſste und abſpielte wie in Griechenland und Italien: ſo läſst ſich doch in der äuſsern Form desſelben ein Unterſchied bemerken, welcher der Geſchichte Europa's mit Ausſchluſs der »claſſiſchen Welt« ein etwas verſchiedenes Gepräge giebt.

Während nämlich die Erobererſtämme in Griechenland und Italien den überwältigten kleinen Völkerſchaften ſo zu ſagen unmittelbar auf dem Nacken blieben und ſich ſelbſt haufenweiſe an beſtimmten Orten anſiedelten die dann zu Städten heranwuchſen — welcher Vorgang dazu führte, daſs das geſchichtliche Leben in Griechenland und ebenſo auch lange Zeit in Italien ſich in Stadt-Staaten abſpielte, in deren näheren und entfernteren Umgebung die hörige Bevölkerung für die »Herren« in der Stadt Dienſte leiſtete: haben die Erobererſtämme im übrigen Europa ſich mehr einzeln- und familienweiſe auf den eroberten Terrains angeſiedelt und zwar in befeſtigten Wohnplätzen, Caſtellen, und von da aus die umwohnenden Völkerſchaften mittelſt Waffengewalt und Terroriſmus im Zaume gehalten, wobei ſie ſich gegen das Uebergewicht der Zahl der Unterworfenen und Hörigen durch eine ſinnreiche Organiſation des Zuſammenhaltens und gegenſeitiger Hülfe zu ſchützen wuſsten.

Dieſe Organiſation und die dadurch bedingte

Lebensweise hat in ganz Europa die eigenthümliche Erscheinung des Ritterwesens hervorgerufen wie es in dieser Gestalt weder Griechenland noch Rom kannten — und dabei die herrschenden Classen lange Zeit vor dem Untertauchen im städtischen Leben und in dem städtischen Volks-Elemente bewahrt.

Diese Abgesondertheit von der herrschenden Classe hat aber auch den europäischen Städten, die aus nicht-hörigen also vorwiegend fremden daher freien Elementen entstanden, ein von den Städten des classischen Alterthums ganz verschiedenes Gepräge gegeben.

Während jene der ganzen Sachlage nach an dem politischen Leben einen gewissen Antheil nahmen der unter Umständen sich steigern konnte und während auf diese Weise die »hohe Politik« als befruchtender Einfluss auf das städtische Element wirkte und jene hohe Cultur erzeugte, deren Glanzpunkte wir im alten Athen und Rom bewundern: waren die europäischen Städte von jeder Theilnahme an der »hohen Politik« ausgeschlossen, welche letztere sich hier ausschliesslich auf den Zusammenkünften der »Herren«, auf den Parlamenten und Reichstagen concentrirte.

In geistiger Beziehung war dieser Umstand für beide Theile nachtheilig. Denn jedes Zusammenleben, jeder Verkehr heterogener Elemente bildet an und für sich einen culturellen Factor von grosser Bedeutung. Die tiefe Kluft zwischen Städten und »Höfen« liess in Europa lange Zeit die ersteren im kleinlichem Zunft- und Krämergeiste versumpfen, während sich die Mehrzahl der »Ritter« lange Zeit in einem rohen Banditenleben verrannte.

Die Umstände sind bekannt, welche in der »Neuzeit« diese »mittelalterlichen« socialen Schäden heilten. (Das Bekanntwerden der classischen Literatur, die überseeischen Entdeckungen, die wachsende Macht des Capitals, die geänderte Kriegführung in Folge des Schiesspulvers u. s. w.)

In den grofsen Städten Europas. namentlich des Weftens, brach endlich eine höhere Cultur fich Bahn, die im Verein mit Geld und Schiefspulver die Ritterburgen ftürzte und die »Herren« zwang in's ftädtifche Leben herabzufteigen.

Hier, in den Grofsftädten Europas wo der Contact zwifchen dem höfifchen Leben und dem ftädtifchen die heterogenen ethnifchen und focialen Elemente zuerft zu höherer geiftiger Thätigkeit anregte, bildeten fich die neuen Knotenpuncte des gefchichtlichen Lebens, wobei faft jede diefer Grofsftädte zugleich als Brennpunct eines befonderen Volksthums, einer befonderen Nationalität functionirt.

Denn ebenfo wie im »claffifchen Alterthum« die in Hellas und Italien fich abfpielenden focialen Naturprozeffe fowohl dort wie hier eine Culturgemeinfamkeit hervorbrachten, die fich im Grofsen und Ganzen in einer gemeinfamen Sprache, in gemeinfamen Religionsvorftellungen, Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten manifeftirten und die wir mit einem modernen Worte als griechifche und römifche »Nationalität« bezeichnen: ebenfo haben in Europa die einzelnen in gröfseren Terrainabfchnitten wie z. B. in Spanien, Frankreich, England, Deutfchland, Polen, Ungarn, Rufsland u. f. w. fich abfpielenden focialen Naturprozeffe in je den einzelnen diefer »Länder« eine Culturgemeinfamkeit hervorgebracht, die fich uns in erfter Linie in einer gemeinfamen Sprache, fodann aber in gemeinfamen Sitten, Gebräuchen, Lebensgewohnheiten und Formen etc. darftellt und die wir heutzutage als Nationalität bezeichnen.

Das Mittel aber durch welches all diefes fich vollzog, durch welches Stämme zu Völkern, Völker zu Nationen, Nationen zu Raffen heranwuchfen und fich entwickelten, diefs Mittel, wir kennen es fchon — es ift der ewige Kampf der Raffen um Herrfchaft — die Seele und der Geift aller Gefchichte. Wie er einft von Schwarm zu Schwarm tobte, von Horde zu Horde, von Stamm zu Stamm: fo wüthete

er fort bis heutzutage, von Volk zu Volk, von Nation zu Nation um ſich vielleicht in der Zukunft von Staatenſyſtem zu Staatenſyſtem, von Welttheil zu Welttheil fortzupflanzen.

Und wenn auch immer wieder die kleinen heterogenen ethniſchen und ſocialen Elemente den Kampf aufgeben und mit einander zu einheitlichen Raſſen verſchmelzen, all die Keime des Haſſes, der Feindſchaft und der Kampfeswuth die in ihnen einſt rege waren, ſie verlöſchen nicht und ſterben nicht aus: ſondern übergehen in verſtärktem Maaſse auf das neue Amalgam auf die neue Raſſe, um ſich in weiterem Kampfe mit auswärtigen ethniſchen Gemeinſchaften und Amalgamen, mit der immer nächſtfremden Raſſe zu bethätigen, auszuwachſen und auszuleben.

So verſchwinden denn in Europa immer mehr die kleinen Stämme und die kleinen Völker und mit ihnen die kleinen Kriege und die kleinen Culturgebiete, es wachſen die Nationen und die Raſſen, mit ihnen die groſsen nationalen Culturgebiete aber auch die groſsen National- und Raſſenkriege. Freilich ſpielt ſich das alles nicht ſo regelmäſsig in deutlicher Stufenfolge und überall im gleichen Schritte ab — eine ſolche Gleichmäſsigkeit iſt ja nicht Sache der Natur. Vielmehr verſchwimmt alles in einander — die verſchiedenen Kreiſe verſchlingen und kreuzen ſich, ſchlieſsen bald einander ein und aus, ſondern ſich bald von einander und verſchmelzen ineinander kaleidoskopartig, — die allgemeine Tendenz aber iſt klar und dieſe Tendenz geht von den kleinen Einheiten und Gemeinſchaften zu den immer gröſseren, von den kleinen Culturgebieten zu den groſsen, von den kleinen Raubzügen und Raubkriegen zu den groſsen National- und Weltkriegen.

Die Stelle aber der frühern kleinen Kriege zwiſchen den kleinen ethniſchen und ſocialen Elementen nimmt im Innern der Staaten der ewige Intereſſenkampf der Stände,

Classen und socialen Kreise ein, und der ganze sehr relative Gewinn des »Fortschritts« liegt nur darin, dass diese kleinen Kämpfe nicht mehr blutig wie einst in vorstaatlichen Zeiten und in Zeiten der barbarischen Staatsordnungen, sondern auf gesetzlichem Wege, in den durch Recht und Gesetz gezogenen Schranken geführt werden.

Denn ebenso wie die, in der ganzen übrigen Natur wirkenden Kräfte nie verloren gehen können und ihre Summe, wohl in andersartig wirkende umgesetzt, doch nie geringer werden kann: ebenso scheint es auf dem Gebiete des socialen Naturprozesses. Die Summe der seit den frühesten Zeiten im Bereiche der Menschheit wirkenden socialen Kräfte wird möglicherweise nie geringer. Einst manifestirten sie sich in unzähligen Hordenkriegen und Stammesfehden — mit der Entwicklung des socialen Prozesses auf einzelnen Gebieten, mit dem Fortschritt der socialen Amalgamirung und dem Wachsen der Cultur gehen jene Kräfte nicht verloren, nur äussern sie sich in andern Formen. Die Summe der gegenseitigen Ausbeutungen iu jeder gegebenen socialen Gemeinschaft wird vielleicht nie kleiner, wenn sie auch zu Zeiten in andern Formen geübt wird. So werden heutzutage in Europa der Zahl nach weniger Kriege geführt wie in früheren Jahrhunderten: aber die Grösse und die Bedeutung der einzelnen Kriege (z. B. deutsch-französischer, türkisch-russischer) halten den früheren zahlreichen kleineren Kriegen das Gleichgewicht. Im Innern der einzelnen Staaten Europa's aber giebt es heute wohl keine Peinigungen der Leibeigenen, keine Hexenprozesse, keine Judenautodafés, kein Raubritterthum, keine Brandschatzungen der Städte: aber von der Summe der wirkenden Kräfte die in all jenen Erscheinungen des »Mittelalters« zu Tage traten, ist nicht ein iota abhanden gekommen. Sie wirken fort in ungebrochener Macht und Stärke und manifestiren sich im täglichen Leben. »In

welchen Erſcheinungen?« Auf dieſe Frage wollen wir heute nicht eingehen. Wohl aber wollen wir auf die groſsen ſocialen Geſtaltungen hinweiſen, die aus den jahrhundertelangen kleinen Kämpfen und Kriegen Europa's hervorgiengen und wie es ſcheint heutzutage ſich zu viel gröſseren National- und Weltkriegen vorbereiten.

Aus jahrhundertelangen Kämpfen und vielfach ſich gegenſeitig ablöſenden Staatsgründungen giengen die auf dem Boden Italiens, Spaniens und Frankreichs erwachſenen Nationalitäten hervor, deren verwandte Sprachen und Culturen ſie heute bereits zu einer »romaniſchen Raſſe« ſtempeln; ein ähnlicher Prozeſs der Nation- und Raſſebildung ſpielte ſich zwiſchen Alpen und Nordſee ab, wo aus einſtigem Völkerchaos eine deutſche Nationalität erwuchs die ſich heute bereits als »germaniſche Raſſe« zu fühlen beginnt; den europäiſchen Oſten endlich trachtet Ruſsland heute, nach dem Fall des polniſchen Nationalſtaates und nach nahezu vollendeter Verdrängung der Türken aus Europa als eine der »ſlaviſchen Raſſe« gehörige Welt zu conſtituiren.

Und damit ſind wir an einem Punkte angelangt, bis wohin bereits eine ferne Zukunft ihre blutigen Schatten vorauswirft. Begreift man es, welch fürchterliche National- und Weltkriege es wird abſetzen müſſen, ehe ſolche drei Culturwelten von drei feindlichen »Raſſen« getragen, ausgetobt, ehe ſie in gegenſeitigen Kriegen ihre Kräfte erprobt und erſchöpft haben werden und ehe an Stelle romaniſcher, germaniſcher und ſlaviſcher Culturgebiete ein einziges europäiſches Culturgebiet eine einzige europäiſche Raſſe ſich herausgebildet haben wird?

Jahrhunderte blutiger Raſſenkriege trennen uns von dieſem Zeitpuncte. Während deſſen erwächſt vor unſern Augen aus unzähligen heterogenen Elementen drüben über dem Ocean eine neue Culturwelt, eine neue

Raffe, die amerikanifche. Wir fehen! Es ift auf lange, lange dafür vorgeforgt, dafs der Raffenkampf aus der Welt nicht fchwinde, — in unabfehbarer Zukunft wartet der Welt noch das Schaufpiel eines Raffenkampfes zwifchen Europa und Amerika und fo fort wälzt fich über den Erdball die kämpfende Menfchheit; zu immer neuem Kampfe erzeugt der fociale Naturprozefs immer neue Raffen, immer gewaltigere Amalgame von Völkern und Nationen, immer gröfsere Culturgebiete umfaffend und mit immer gröfserem Rafinement die gegenfeitigen Vertilgungskriege führend. Und das Ende des Liedes? Für das menfchliche Auge ift diefs Ende fo unabfehbar wie der Anfang für dasfelbe unerforfchbar war. Für uns liegt eine Unendlichkeit nach rückwärts, eine Unendlichkeit nach vorwärts. Dehnt fich doch noch vor unferem Auge ein ganzer von der Cultur faft unbeleckter Welttheil aus, wohin die verfchiedenen europäifchen Staaten erft ihre Eclaireurs ausfenden um das neue Terrain zu recognosciren — was kann es da noch des Völkermordens, der Raffenkämpfe und der Culturgebiete im fchwarzen Welttheil geben! Und erft noch Afien! wo auf den Trümmern der dortigen Raffen und Culturen die Europäer und Amerikaner fich einmal kämpfend begegnen können (wenn's den Afiaten nicht vielleicht noch früher gelingt Europa zu überrumpeln!), kurz, fo weit der menfchliche Geift in die Zukunft reichen kann, des Raffenkampfes ift kein Ende abzufehen, der fociale Naturprozefs liegt in feiner Unendlichkeit vor uns wie hinter uns.

---

48. Schlufs.

Wir unterliefsen es die hiftorifch bekannte Entwicklung des focialen Naturprozeffes in Europa und Amerika im Einzelnen zu fkizziren und befchränkten uns auf An-

deutung der den europäischen Völkern und Nationen gemeinsamen Züge und Merkmale. Wir müssten besorgen den Leser zu ermüden, wollten wir immer den gleichen Naturprozess der Staatenbildung und Culturentwicklung durch die sattsam bekannte europäische und auch amerikanische Geschichte hindurch im detail verfolgen.

Denn was sich im Nillande, was sich an den Niederungen des Euphrat und Tigris, auf dem Hochlande von Iran, in dem fruchtbaren Tieflande zwischen Indus und Ganges, in dem Berglande zwischen Amur und Hoangho und endlich in Vorderasien abspielte: dasselbe musste sich ja allerorts zutragen wo nur Menschenhorden leben konnten und lebten und das trug sich auch zu in der That nicht nur in ganz Europa, sondern auch drüben auf der andern Hemisphäre am Missisipi und Rio Grande im Norden und an den Quellen des Amazonenstromes, in den Thälern der Cordileren im Süden. Ueberall da begegnet uns dasselbe Schauspiel. Zuerst ein Schwärmen und Schweifen heterogener Menschenhorden und Stämme; von verschiedenem Aussehen doch immer Menschen; von verschiedener Sprache doch immer untereinander im engen Kreise sich verständigend; von verschiedenen Vorstellungen und Anschauungen doch immer im Grunde in verschiedenen Gedankenformen derselbe Gedankeninhalt. Die syngenetischen Kreise immer zusammenhaltend, gegen die heterogenen mit Hass und Abscheu erfüllt. Daher immer derselbe Kampf, aus denselben Motiven, zu denselben Zwecken.

Und die Folge des Kampfes immer dieselbe: das Emporkommen des mächtigeren ethnischen Elementes und nun dessen Machtübung, dessen Herrschaft, dessen E i n f l u s s der immer und überall culturbringend, civilisatorisch ist — indem er amalgamirt, das Heterogene verschmilzt, Theilung der Arbeit durchführt, Cultur fördert, Rassen bildet. Und immer wieder dasselbe Sichausleben der einen Cultur, ihr

Verfall unter den Streichen aufſtrebender »Barbarei« und von Neuem wieder derſelbe Prozeſs auf höherer ethniſcher Staffel, mit höheren, ſocial und national potenzirten Geſammtheiten.

Und das Reſultat dieſes Prozeſſes? Die einen jubeln, es ſei »Fortſchritt«, die andern jammern es ſei »Verfall und Rückſchritt«. In Wahrheit iſt's nicht das Eine und nicht das Andere, es iſt immer dasſelbe — wie könnte es auch anders ſein? — es iſt immer derſelbe Naturprozeſs deſſen Formen wohl unweſentliche Aenderungen aufweiſen, deſſen Scenerie in verſchiedenen Weltgegenden zu verſchiedenen Zeiten verſchieden ſein kann, deſſen Weſen aber immer dasſelbe bleibt. Es iſt immer dieſelbe rohe Maſſe, immer dieſelbe »ausbeutende« Minorität die auf Koſten jener zeitweiſe ſich gütlich thut und — hie und da verſtreut, rari nantes, wenige denkende Köpfe. Dieſe arbeiten geiſtig für die herrſchende Minorität, ja auch für die Maſſen. Und da es ihnen von Zeit zu Zeit gelingt, irgend eine Wahrheit zu entdecken, irgend eine Erfindung zu machen die ſie der herrſchenden Minorität, ja auch der Maſſe zur Verfügung ſtellen, ſo wird über Fortſchritt triumphirt. Man vergiſst, daſs dieſe Erfindungen und Entdeckungen einzelner die immer ſich ereigneten, das Weſen der Menſchheit nicht ändern, die Menſchen nicht beſſern. Dieſe bleiben immer dieſelben ob ſie im Canöe rudern, im Segelſchiff fahren oder mit Hilfe des Dampfes das Weltmeer durchfliegen; ſie bleiben immer dieſelben ob ſie in beiden Hemiſphären von einander keine Ahnung haben oder ſich mittelſt Telegraph und Telephon von einem Welttheil zum andern zu überliſten trachten; ſie bleiben dieſelben, ob ſie ſich mit Keulen und Jatagans todtſchlagen oder mit Krupp's und Hinterlader todtſchieſsen mit Dynamit und Torpedos in die Luft ſprengen.

Es iſt kein Fortſchritt und kein Rückſchritt, es iſt

immer dasſelbe, und es kann auch nicht anders ſein, weil die Menſchen immer dieſelben ſind, weil die ſocialen Elemente immer von denſelben Kräften beſeelt ſind, weil die Qualität und Quantität dieſer Kräfte immer dieſelbe bleibt. Und es iſt auch ein Wahn zu glauben, daſs heute gröſsere Erfindungen gemacht worden ſind und gemacht werden als vor Jahrtauſenden. Nicht kleiner und nicht gröſser!

Eine gewiſſe Grenze nach oben kann in ſeiner Entwicklung kein Menſchenhirn überſchreiten — weil es eben ſchlieſslich ein Menſchenhirn iſt und die Natur desſelben ihm anhaftet. Jener Höhepunct aber der von einzelnen Köpfen erreicht werden kann, iſt gewiſs zu allen Zeiten immer von Einzelnen erreicht worden. Und in der That ſteht ja auch die raffinirteſte electrotechniſche Erfindung der Neuzeit gewiſs um keines Haares Breite höher als die Erfindung der erſten Rune, des erſten Keilſchriftzeichens. Und iſt etwa der Erfolg der modernen Erfindung gröſser? Allerdings kann der Telegraph die Verſtändigung zwiſchen entgegengeſetzten Endpuncten der Erde vermitteln, aber erhalten wir durch die Keilinſchrift nicht Kunde darüber was vor Jahrtauſenden geſchehen? Ja! iſt denn die Schrift, die unmeſsbare Zeiträume überwindet, nicht eine gröſsere Erfindung als der Telegraph der doch nur beſchränkte und meſsbare Diſtanzen verbindet? Wir hören den Einwand, daſs unſer Geiſt durch jahrtauſendealte Aufſpeicherung des Wiſſens mächtig geworden auch mehr leiſten kann: doch wer kann jene Schätze an Wiſſen und Erfahrung abmeſſen, die von früheren Jahrtauſenden her aufgeſpeichert, den Menſchen früherer Jahrtauſende zu Gebote ſtanden, von denen aber zu uns nichts mehr gelangte?

Daſs aber letzteres der Fall ſein muſste das können wir daraus erſchlieſsen, daſs es gerade die höchſten Wahrheiten und Erkenntniſſe der Philoſophie ſind, die uns aus den

ältesten uns bekannten Schriften der Philosophen des asiatischen und europäischen Alterthums entgegenleuchten — Erkenntnisse und Wahrheiten über die hinaus die gröfsten Philosophen unserer Zeit nicht hinausgekommen sind. Gerade auf diesem höchsten Gebiete menschlichen Wissens und Erkennens konnten die gröfsten Denker der europäischen Neuzeit nichts Neues erfinden und erforschen was nicht schon in den Büchern des Confucius, in den Veden, in den Lehren Buddha's enthalten wäre. Oder hat es die moderne Philosophie in der Erkenntnifs des menschlichen Lebens weiter gebracht, als zu der Wahrheit die der »Prediger« in dem knappen Satze zusammenfafst: alles ist eitel? Hat man einen Begriff wie viel wirkliche Philosophie, wie viel Erfahrung und Nachdenken, wie viel wahren Genie's und Hingabe an die Wahrheit dazu gehört, um zu dieser Erkenntnifs zu gelangen, die gewifs mehr werth ist, als bändereiche Systeme der Ethik? Und Aristoteles? Schauen wir nicht alle zu diesem griechischen Weisen wie zu einem Lehrer empor, der unerreicht in seiner Gröfse seit zwei Jahrtausenden dasteht? Und was lehrt uns gerade Aristoteles mit Beziehung auf geistigen Fortschritt? »Es giebt keine Wahrheit, meint er, die nicht schon einmal den Menschen bekannt gewesen wäre. Was wir zum erstenmal entdeckt und gefunden zu haben glauben, dafs war gewifs schon einmal den Menschen bekannt und ist nur in Vergessenheit gerathen.« Man gebe sich nur Rechenschaft darüber, welche Erfahrungen und Erkenntnisse über menschlichen »Fortschritt« es sein mufsten die Aristoteles zu diesem Ausspruch brachten und man wird unsere Ansicht in dieser Frage gerechtfertigt finden. Oder bezieht sich dieser Aristotelische Pessimismus vielleicht nur auf die höchsten philosophischen Erkenntnisse der Menschheit? Ist vielleicht in den Massen ein Fortschritt bemerkbar? Werden die Massen vielleicht besser, sittlicher, vernünftiger?

Nun, wer fich von der Stabilität und Unbeweglichkeit des geiftigen Wefens der Maffen überzeugen will, der blicke nur auf die verfchiedenen Gebiete des geiftigen Lebens, auf Vorftellungen und Anfchauungen, die wenn fie auch taufendemale von Einzelnen als falfch und irrthümlich erkannt wurden, dennoch von den Maffen mit einer nur durch die natürliche Trägheit zu erklärenden Zähigkeit feftgehalten werden; man blicke auf die grofsen Maffen auch unter den »gebildetften« Nationen und frage fich ob je in vorgefchichtlichen Urzeiten die Menfchen auf einer niedrigeren Stufe geiftiger Entwicklung ftehen konnten?

Man betrachte die Zähigkeit mit der auf allen Gebieten des Lebens eingewurzelte Vorurtheile von den Maffen feftgehalten werden die, unfähig felbftändig zu denken, ohne eigenes Urtheil krampfhaft daran fich klammern, was ihnen in Kindheit und Jugend eingetrichtert wurde, um es den folgenden Generationen wieder einzutrichtern. Diefe unbewegliche, ftagnirende Maffe ift neuen felbftändigen Geiftesftrömungen unzugänglich; mit indolenter Trägheit wird immer am Alten und Hergebrachten feftgehalten und allem Neuen, möge es noch fo vernünftig fein immer mit Mifstrauen und Unwillen begegnet.

Daher gehen an diefen indolenten Maffen die einzelnen denkenden Köpfe wirkungslos vorüber — und darin liegt auch die Löfung der räthfelhaften Erfcheinung, dafs die von Zeit zu Zeit erfcheinenden grofsen Denker immer von Neuem dasfelbe predigen und immer gegen diefelben Vorurtheile und Irrthümer ankämpfen müffen; darin liegt ferner der Grund, dafs von einem fittlichen Fortfchritt der Menfcheit fo gar nicht zu fpüren ift und dafs wir nur dort einen wenigftens äufserlichen Fortfchritt conftatiren können, wo ihn der Staat fördert.

Im Grofsen und Ganzen alfo, im gefammten Verlauf des Naturprozeffes der Gefchichte giebt es weder

Fortſchritt noch Rückſchritt wohl aber im Einzelnen, in einzelnen Perioden dieſes ewigen Kreislaufs, in einzelnen Ländern in denen der ſociale Prozeſs immer von Neuem beginnt. Da giebt es wohl einen Anfang der Entwicklung, einen Höhepunct und nothwendigerweiſe einſt einen Verfall.

Der Grund aber, warum man immer wieder von einer ſtetigen fortſchrittlichen Entwicklung der ganzen Menſchheit als eines einheitlichen Ganzen ſpricht, liegt einerſeits in der unberechtigten Uebertragung der an einzelnen ſocialen Gemeinſchaften, insbeſondere am einzelnen Staate in ſeiner aufſteigenden Lebensphaſe gemachten Erfahrung auf den vermeintlichen Entwicklungsgang der ganzen Menſchheit, andererſeits in einer beſchränkten und ſelbſtgefälligen Betrachtungsweiſe der ſocialen Welt, die wir mit einem Worte als Ethnocentriſmus bezeichnen möchten. Darnach glaubt jedes Volk immer den höchſten Standpunct ſowohl unter den gleichzeitigen Völkern und Natlonen, als auch mit Rückſicht auf alle Völker der hiſtoriſchen Vergangenheit einzunehmen. Wenn man nun in dem Wahne befangen iſt, daſs man ſelbſt das höchſte und vollendetſte Werk der Schöpfung iſt und daſs alle Völker und Generationen der Vergangenheit nur ſtümperhafte Verſuche des Schöpfers waren, bis ihm das Meiſterwerk dieſes Volkes und dieſer Generation gelungen iſt: dann muſs freilich alle Vergangenheit nur als Vorbereitung der Gegenwart, und alle übrigen Völker nur als Vorſtufen zum Höhepunct des einen Volkes erſcheinen, auf das es die Vorſehung direct abgeſehen hat.

Was hat man nicht alles in unſerem Jahrhundert von dem erleuchteten 19. Jahrhundert gefaſelt, was haben nicht alles Schriftſteller der verſchiedenen europäiſchen Natiönchen von der »Spitze« der Cultur geſprochen und geſchrieben an der ihr Volk angeblich einherſchreitet, — was hat man

nicht alles von »unſerem Zeitalter« und »unſerem Welttheil« etc. etc. gerühmt. Kurz und gut der Ethnocentrismus in allen ſeinen Formen erzeugt die Anſchauung des Fortſchritts, weil ſich jedes Volk und jede Zeit für beſſer hält, als alle andern Völker und alle frühern Zeiten. Das alles aber iſt nur eine Beſchaffenheit unſeres Denkens ganz ebenſo wie es eine Beſchaffenheit unſeres Auges iſt, den Horizont um uns her als einen Kreis zu ſehen, in deſſen Mitte der Betrachter ſteht und den unendlichen Raum als einen Himmel, der ſich über ihm wölbt und zwar am Rande des Horizontes auf der Erde ruhend und über ſeinem Kopfe den Mittel- und Höhepunct des Gewölbes erreichend. Ganz ſo wie die Beſchaffenheit unſeres Auges dieſe Täuſchung erzeugt, ganz ſo ſpiegelt uns die Beſchaffenheit unſeres geiſtigen Auges jenen allmähligen Fortſchritt und unſeren »Höhepunct der Civiliſation« vor. Eine nüchterne wiſſenſchaftliche Betrachtung aber muſs zu dem Schluſs gelangen, daſs es zwiſchen den verſchiedenen »hohen Culturen« wohl eine Form- doch keineswegs eine Grad-Verſchiedenheit giebt — und daſs die Geringſchätzung mit welcher der Europäer auf die Cultur der Chineſen, Hindus oder Araber herabſieht ebenſo wenig berechtigt iſt, wie der Abſcheu und die Geringſchätzung, mit der jene Nationen auf uns Europäer mit all unſern »gottloſen und abſcheulichen« Inſtitutionen herabſehen. —

»Iſt das nun deiner Weisheit tiefſter Sinn? höre ich fragen, iſt das der Nutzen der Sociologie? Was ſoll eine Lehre frommen von einem ewigen Kampf ohne Fortſchritt — von einer Menſchheit, die in's unerbittliche Schickſalsrad eines naturnothwendigen Kreislaufes geflochten, keine Ausſicht auf Rettung und nur eine Hoffnung — gänzlichen Unterganges hat?«

Wohl wahr, daſs unſere Lehre keinen unberechtigten Optimiſmus begünſtigt, doch daſs ſie nicht von Nutzen in

einer edleren Bedeutung des Wortes wäre, möchten wir beſtreiten.

Gewiſs, das Naturgeſetz der Geſchichte bringt den Völkern traurige Nothwendigkeiten, nicht minder wie das Naturgeſetz des Lebens den einzelnen Menſchen. Wer wird aber aus dieſem Grunde die Erkenntniſs der Lebensgeſetze perhorresciren, weil ſie ihm kein ewiges Leben, keine unvergänglichen Genüſſe in Ausſicht ſtellen? Bietet ihm doch dieſe Erkenntniſs im Tauſch für zerſtörte Illuſionen den Vortheil, ſich leeren, unbegründeten Täuſchungen nicht hinzugeben!

Ganz ſo iſt's mit der Sociologie. Wohl lehrt ſie die Völker bittere Wahrheiten, doch entſchädigt ſie dieſelben durch Verhütung noch weit ſchlimmerer Enttäuſchungen und dadurch, daſs ſie ihr Streben auf das Maaſs des einzig Möglichen einſchränkt, ihnen daher unnütze Kräftevergeudungen erſpart.

Nur die Erkenntniſs der wahren Geſetze der Geſchichte kann das Streben der Völker und Nationen oder doch wenigſtens ihrer Leiter und Lehrer in Harmonie ſetzen mit den geſchichtlichen Nothwendigkeiten. Wenn die Sociologie auch nichts mehr als das bewirkt, wer will läugnen, daſs ſie als Wiſſenſchaft von unberechenbarem Nutzen iſt.

Sehen wir es denn nicht täglich, wie ganze Stämme, Völker und Nationen ihre vitalſten Kräfte aufreiben an der Löſung von Aufgaben, die nach einem allgewaltigen Naturgeſetze unlösbar oder doch nicht in ihrem Sinne lösbar ſind? Gewiſs, der Raſſenkämpfe wird es immer wieder in Hülle und Fülle geben — der »ewige Friede« iſt »nicht von dieſer Welt«. Doch wie viel Kämpfe könnten erſpart werden durch geläuterte Einſicht der Führer und Leiter der Menſchheit, wie vieles Leid könnte den Völkern erlaſſen werden, welche Summe ruhigen Glückes in den Schranken der Naturgeſetze der Geſchichte könnte ihnen

zu Theil werden, deſſen ſie jetzt entbehren müſſen, weil ſie falſche Götzen anbeten, nach unmöglichen Zielen jagen, von glänzenden Irrlichtern ſich auf Abwege verleiten laſſen.

Nein! wie alle Erkenntniſs der Naturgeſetze, bringt uns auch die Erkenntniſs der ſocialen Naturgeſetze manche herbe Enttäuſchung, doch kommt ja letztere nie zu früh und iſt immer heilſamer je früher ſie kommt.

Den Vorwurf alſo der Nutzloſigkeit braucht die Sociologie nicht zu fürchten — denn ſchlieſslich iſt Erkenntniſs immer ein Glück — und Wahrheit das höchſte das den Menſchen hienieden zu Theil werden kann. Darnach redlich, wenn auch menſchlich, alſo gewiſs nicht frei von Irrthümern und Befangenheiten, geſtrebt zu haben, iſt unſere tiefſte und feſteſte Ueberzeugung!

Anhang.

A. Stimmen für den Polygenismus.

Im Anhange an das oben Seite 43—48 angeführte, fei es uns noch geftattet, aus der grofsen Anzahl der für den Polygenismus mit Entfchiedenheit eintretenden Forfcher einen Naturhiftoriker und einen Culturhiftoriker zu citiren.

Burmeifter in feiner Gefchichte der Schöpfung fpricht fich über die Frage folgendermafsen aus: »Was aber die Entftehung aller Menfchen von einem Paare überhaupt anbetrifft, fo läfst fich diefe Lehre bei wiffenfchaftlicher Erörterung nur durch eine Thatfache unterftützen, dafs alle Nationen der Erde zu einer und derfelben Art (species) im naturhiftorifchen Sinne gehören, und ihre Unterfchiede lediglich als Varietätencharakter angefehen werden können, obgleich diefelben grell genug find. Solche Unterfchiede ift man geneigt auf Rechnung verfchiedener klimatifcher Verhältniffe zu fchieben, denen diefelbe Art im Laufe der Zeiten ausgefetzt wurde, und will nun auch daraus die mannigfaltigen Abweichungen der Nationen von einander herleiten. Bis dahin hat diefe Betrachtung ihre völlige Richtigkeit in fich, allein fie begeht einen Irrthum, indem fie das an Thieren beobachtete auf den Menfchen überträgt. Denn die Hausthierraffen, welche einem befonderen Klima oder Boden eigenthümlich find, arten bald wieder aus, wenn fie in andere Heimatsorte übergeführt werden; der fchöne Bergftier der Alpen behält nur hier feinen eigenthümlichen Charakter. Das grofshornige Rind Ungarns verändert fich, wenn es die grasreichen Weiden feiner Heimath verläfst; die feinwolligen Schafe kehren nach und nach in die gröbere Stammart zurück, wenn fie nicht mit ihrer urfprünglichen Reinheit von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden. Indeffen behält felbft die ausartende Raffe eine gewiffe Eigenthümlichkeit auf dem neuen Boden und nimmt keineswegs ganz den Charakter der hier urfprünglich wohnenden Stammraffe an. Anders aber verhält fich das Menfchengefchlecht; denn es artet der nationale Typus nicht aus, wenn er aus der Stammheimat in eine andere Gegend übergeführt wird

fondern behauptet dafelbft um fo beftimmter feine Eigenfchaften, je markirter fie an den Stammeltern hervortreten; welches letztere Verhalten auch von den Thieren nachgewiefen wurde. Wenn alfo in der Zeit unferer hiftorifchen Wahrnehmungen noch nie ein Jude mit markirter Individualität den Typus eines echten Deutfchen angenommen hat, fo lange er auch Deutfchland bewohnte, vorausgefetzt, dafs er reinen jüdifchen Stammes blieb; wenn ferner niemals Europaer, die nach Afrika oder Amerika auswanderten, dort im Laufe von Jahrhunderten zu Negern oder Caraiben wurden; warum follten die Nachkommen Adams, die doch ficher einen eigenthümlichen Familientypus befitzen mufsten, fich zu Negern, Papuas, Caraiben, Malayen oder Mongolen umgeändert haben? Ein Grund dafür kann nicht nachgewiefen werden, und deshalb beftreiten wir die Richtigkeit diefer Annahme. Nimmt man dagegen mehrere Autochtonen an verfchiedenen Stellen der Erde an, denen allen eine gleiche typische Idee zu Grunde lag, was der fpezififchen Uebereinftimmung wegen gewifs der Fall war, fo ftofsen wir durchaus nicht auf irgend eine Schwierigkeit bei Erklärung der wahrnehmbaren Unterfchiede. Denn wir fahen bereits, dafs ein grofser Theil aller wahrnehmbaren Differenzen, auf Rechnung der Einwirkungen von Aufsen her gefchrieben werden muffe, denen die Gefchöpfe zur Zeit ihrer erften Entftehung ausgefezt waren, und werden uns nicht wundern können, dafs der Menfch demfelben Gefetz in feiner äufsern Erfcheinung unterliegt, wenngleich fein Bau keine begriffsmäfsige, d. h. typifche Differenz mehr in fich verftattet, die mit einer folchen Artidentität unverträglich ift. Es haben daher alle Menfchen gleich viele Theile, gleich viele Zähne, Zehen, Knochen, Wirbel, ftimmen auch in den relativen Verhältniffen derfelben untereinander, wenigftens der Hauptfache nach überein, unterfcheiden fich aber ebenfo mannigfach in Farbe, Gröfse, Bau des Gefichtes, der Extremitäten und der Haare, wie es nur bei den verfchiedenften Raffen der Hausthiere der Fall fein kann. Indem man diefe beiden freilich manche Aehnlichkeiten darbietenden Erfcheinungen mit einander verglich, und für Hausthiere zu der Erkenntnifs gelangte, dafs allerdings ihre Varietäten fpäteren Urfprungs feien, fo glaubte man dasfelbe auch vom Menfchengfchlechte annehmen zu dürfen, und jene Abweichungen für Modifikationen einer Urform halten zu müffen; welchen Schlufs aber die thatfächliche Beharrlichkeit der nationalen Unterfchiede nicht erlaubt. . . . . Nach folchen Thatfachen find wir alfo berechtigt, die Möglichkeit, dafs alle Menfchen von einem einzigen Paare abftammen, zu beftreiten; wir fehen uns vielmehr durch die grofsen Verfchiedenheiten der

Nationen unter einander genöthigt, die ursprüngliche Entstehung mehrerer Menschenpaare zu behaupten. Wir können die Richtigkeit dieser Ansicht allein schon durch die blosse Betrachtung der Farben bei den verschiedenen Nationen darthun. Sollten nämlich alle Nationen von einem Paare abstammen, so müssten sämmtliche Farbennüancen, aus einem Grundton sich herleiten lassen, was meiner Meinung nach unmöglich ist. Wäre auch wirklich das Schwarz des Negers ein verbranntes Weiss vom Europäer und läge das Gelbe der Mongolen in der Mitte, so würde doch die kupferrothe Farbe des Amerikaners nicht in diese Skala passen. Man würde mit Recht fragen können, warum sind die Neuholländer und Papuas schwarz geworden, während doch die der Linie näheren Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln gelbbraun blieben; man würde ferner beantworten müsen, warum in Amerika alle Nationen von der Baffinsbai bis zum Feuerlande eine im Grundton gleiche, rothbraune Farbe annahmen, während auf der östlichen Halbkugel bald weisse, bald gelbe, bald braune, bald schwarze Nationen oft ganz dicht neben einander wohnen. Man würde also immer auf neue Unbegreiflichkeiten stossen, weil man von einem unbegreiflichen Grundsatze ausgieng. — Ueberhaupt stellt sich den wissenschaftlich geläuterten Blicken eines vorurtheilsfreien Forschers die ganze Lehre in einem so ungünstigen Lichte dar, dass er getrost annehmen kann, kein ruhiger Beobachter würde jemals auf den Gedanken gekommen sein, alle Menschen von einem Paare abzuleiten, wenn nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte es gelehrt hätte. Ihr zu Liebe und um die Autorität der heiligen Schrift auch auf solchen Gebieten ferner zu bewähren, für welche sie ihrem ganzen Wesen nach nicht als normirend angesehen werden kann; auf die sie auch keinen bestimmenden Einfluss mehr ausübt, seit der Mensch seine eigenen, ebenso mühsam erworbenen, wie wohl geprüften, wissenschaftlichen Erfahrungen gefolgt ist; — hat eine Anzahl grösstentheils nicht sattsam mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft bekannter Forscher sich veranlasst gesehen, den alttestamentischen Mithus zu vertheidigen, und eine darauf gebaute, wissenschaftliche Ansicht vertreten, die sich bei näherem Eingehen auf dieselbe nicht halten lässt. Glauben kann man jene Angabe wohl, aber freilieh nicht begreifen, oder wissenschaftlich begründen; so sehr auch ihre Vertheidiger, deren Anzahl eben umso stärker zunimmt, je entschiedener die Wissenschaft das Dogma fallen gelassen hat, mit Versuchen aller Art sich abmühen. Denn, welche Wunder, welche seltenen Fügungen des Schicksals gehörten dazu, innerhalb eines Zeitraumes von 4000 Jahren 1000,000,000 Menschen von einem einzigen Punkte aus, der noch dazu nur ein einzelnes Paar trug, bevölkern zu lassen; welche Mittel hätten diese Wanderer zur

Ueberfahrt nach fernen Infeln, zur Verknüpfung fo entfernter Punkte, wie das eine grofse Feftland Amerika's fie fordert? Warum blieben fie nicht hier in den üppigen, gefegneten Fluren bei einander? Warum zogen fie es vor, fich in die eifigen Regionen der Polarländer zu begeben? — Wo, wenn wir auf die Stimme des Fleifches wie fie der Leib uns zuruft, nicht hören wollen, wo war der Grund zu einer fo vielfach verfchiedenen, in den Grundelementen zum Theil heterogenen Sprachentwicklung gegeben? Worin lag die Urfache, dafs eine Nation, die doch mit ihren Stammeltern diefelbe Sprache redete, fpäter eine ganz andere annahm?« (Burmeifter, Gefchichte der Schöpfung. 5. Auflage 1854, S. 564—568.)

Kolb in feiner Culturgefchichte der Menfchheit I. 6. behandelt diefe Frage folgendermafsen: »Was nun aber die Frage wegen der Abftammung von einem Elternpaare oder von verfchiedenen Stammeltern anbelangt, fo däucht uns nur die letzte Annahme wahrfcheinlich. Wir find nämlich gerade auch darin im Gegenfatze zu Darwin, der Anficht, dafs die verfchiedenen Raffen Eigenthümlichkeiten befitzen, welche fie, fo weit die Wahrnehmungen reichen, niemals vollftändig verlieren. Es gilt dies keineswegs blos von der Hautfarbe (die fich vergleichsweife noch am meiften modifizirt, obwohl weder der Neger in nördlichen Klimaten weifs, noch der Europäer unter dem Aequator zum Mohren wird), fondern befonders von der Geftalt, der Schädelbildung und mannigfachen phififchen, namentlich aber Charaktereigenfchaften. Wir glauben dabei nicht blos an Blumenbach's fünf primitive Raffen, fondern nehmen eine weit gröfsere Zahl an. Die Natur mufste fie unter den eben dafür günftigen Verhältniffen fo erfchaffen, wie es den phififchen Zuftänden der verfchiedenen Hauptgegenden entfprach. Die phififchen Zuftände können, feitdem die Erde in ihren jetzigen Verhältniffen befteht, niemals überall die gleichen gewefen fein. An den Polen herrfchte feitdem ftets ein anderes Klima und walteten andere Exiftenzbedingungen als am Aequator. Es wird freilich gerühmt, der Menfch fei befähigt, in allen Zonen zu wohnen. Allein in Wirklichkeit finden wir, dafs nur der aus einer gemäffigten Zone ftammende Menfch eine Veränderung ertragen kann, die — nach Norden oder Süden — für ihn immer blos halb fo grofs ift, als die Verfetzung eines Eskimos unter die Tropen oder eines Negers in die Eiszone fein würde. Verfucht man eine Verpflanzung diefer Art, fo ergibt fich ftets auf's Neue, dafs keineswegs alle menfchlichen Raffen in allen Klimaten zu leben und zu gedeihen im Stande find. Wir gewahren bei näherer Betrachtung fogar eine fehr ungleiche Lebensfähigkeit der verfchiedenen Stämme. Allein felbft die härteften oder lebenszäheften Raffen aus den mittleren Klimaten vermögen

nur dann in wesentlich anderer Zone zu existiren, wenn sie bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht haben, und wenn ihnen dadurch und durch den Besitz bedeutender materieller Mittel der verschiedensten Art die Möglichkeit gewährt ist, sich den Einflüssen des fremden Klima's wesentlich zu entziehen. Der Mitteleuropäer, der unter den Tropen gleich dem Neger das Feld bebauen, oder im Lande der Eskimo's wie dieser leben wollte, würde unfehlbar schnell zu Grunde gehen, und nicht nur er selbst, sondern ebenso gewiss würden seine Kinder alsbald erliegen.«

B. Zur Frage der Willensfreiheit.

J. Cuno Fischer hat in seiner Schrift »Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze«[1]) fleissig und emsig alle Gründe und Beweise für die Unfreiheit des Willens zusammengestellt, welche nur je von Philosophen und Forschern für dieselbe geltend gemacht worden sind. Er hat auf dieselben seine eigene Beweisführung gegen die Freiheit des Willens aufgebaut, die im Allgemeinen ganz tadellos dasteht und die wir vollkommen acceptiren. Und dennoch halten wir den Beweisstandpunkt Fischer's und seiner Vorgänger für einen verfehlten und zwar aus dem von uns bereits oben Seite 36 angedeutetem Grunde. Fischer und alle seine Vorgänger in dieser Frage stellen sich lediglich auf den Boden der Individual-Psychologie und betrachten alle die Einflüsse, welche auf den Willen des Individuums bestimmend einwirken — doch betrachten sie dabei das Individuum als ein abstraktes Einzelwesen, wie es in der Wirklichkeit gar nicht vorkommt, statt dasselbe so, wie es in der Wirklichkeit thatsächlich existirt, als ein mit tausend Banden und Fasern von einer oder mehreren socialen Gruppen festumsponnenes Glied zu betrachten. Indem sie letztere so zu sagen sociologische Betrachtungsweise unterlassen, entgeht ihnen eine Reihe der wichtigsten Bestimmungsgründe des Einzelwillens, von denen sich derselbe nie und nirgends losmachen kann und denen derselbe ganz unbewusst und naturnothwendig folgt. Denn das ganze Geheimniss der Unfreiheit des Willens scheint uns darin zu liegen, dass die socialen Bewegungen gesetzmässige und naturnothwendige Massen- oder vielmehr Gruppenbewegungen sind und dass den Einzelnen nur die Wahl bleibt, diese sie allgewaltig mitreissenden Bewegungen mitzumachen oder sich mit Aufwand übernatür-

[1]) 2. Auflage Leipzig 1871.

licher Kraft denselben entgegenzustemmen, in welch letzterem Falle aber ihr, ihrer Gruppe entgegengesetztes Handeln nicht minder von der Bewegung ihrer Gruppe als Gegensatz bestimmt wird. Der Einzelne also kommt als Glied irgend einer Gruppe zur Welt und empfängt von derselben, von der ihn umgebenden Atmosphäre seine geistige und moralische Richtung, seine ganze geistige Disposition und die bestimmte Empfänglichkeit für die Motive seines Handelns; und darnach handelt der Einzelne in der Regel. Einen alltäglichen Beweis der Gebundenheit des Einzelwillens durch die Gruppe in der er lebt, haben wir darin, dass die Einzelnen in der Regel nicht das thun, was ihnen als vernünftig erscheint, sondern das was sich schickt, was die Sitte erheischt, was der »Welt« nicht anstössig ist etc. Der normale Einzelne kann gar nicht anders handeln und wenn er nach seiner individuellen Vernunft sein Handeln noch so unvernünftig findet. Man denke an den Zweikampf, an Tausende religiöser Zeremonien, an unsinnige Formen der Etiquette etc. Ja! diese Disposition der Gruppe zwingt den Einzelnen fortwährend gegen sein eigenes Interesse zu handeln!

Nun trifft man wohl auf »starke Geister«, auf kräftige Charaktere, auf Ausnahmsmenschen — aber was können dieselben thun? Nichts anderes, als sich den ihnen naturnothwendig gegebenen Impulsen widersetzen und ihnen entgegenzuhandeln. Damit ist aber auch für diese Ausnahmsfälle ein gesetzmässiges (gegensätzliches!) Handeln naturnothwendig bestimmt. Ein Beispiel aus der Politik soll unsere Meinung erläutern. Das Mitglied eines gesellschaftlichen Standes wird in der Regel in seinem Thun und Lassen die Interessen dieses Standes vertheidigen, wahren und berücksichtigen. Es wird also der Sprosse eines altadeligen Geschlechtes in der Regel den consevativen Interessen huldigen. Nun kommen aber auch Ausnahms-Individuen vor, die sich diesen zwingenden Strömungen ihres socialen Elementes widersetzen oder es wirken Ursachen zusammen, die ein Individuum mit dieser ihn natürlicherweise bestimmenden Strömung in Widerspruch bringen. — Dann wird aber das betreffende Individuum durch das »Gesetz des Gegensatzes« bestimmt und aus dem Junker wird ein Demagog — (man denke z. B. an Mirabeau!) Man würde aber irren, wenn man solche Ausnahmserscheinungen auf einen freien Willen der Einzelnen zurückführen oder dieselben als einen Beweis für denselben anführen wollte. Solche anormale Einzel-Individuen unterliegen mit eben solcher Naturnothwendigkeit dem Gesetze des Gegensatzes, wie die normalen Individuen dem Gesetze der socialen Bestimmung.

Damit wollen wir aber nur eine neue Lücke angedeutet haben, die uns in der bisherigen Psychologie auffällt, welche ebenfalls einem falschen

Atomismus huldigt und immer nur den Einzelnen und die in ihm wurzelnden Kräfte und Triebe in Betracht zieht — ftatt die in den Gruppen fich geltend machenden Strömungen zu betrachten, in denen die den Einzelnen bewegenden Motive in Schlag und Rückfchlag zu fuchen find.

Ein weiterer Irrthum fowohl Cuno Fischer's wie feiner diesbezüglichen Vorgänger, fcheint uns in einer falfchen Auffaffung und Anwendung des »Materialismus« zu liegen. Das Beftreben nämlich aller diefer »materialiftifchen« Philofophen und Gegnern der Willensfreiheit geht dahin, fowohl die »Materialität« des Gedankens, als auch die »Materialität« der denfelben erzeugenden Urfachen zu beweifen. (Fischer l. c. S. 158). Diefen Standpunkt präcifirt Fischer folgenderweife: »Derfelbe mechanifche Procefs, diefelben phyfikalisch-chemifchen (-mechanifchen) Kräfte, wodurch die anorganifchen Stoffe geformt und umgeformt wurden, führte in ununterbrochener Entwicklung und Umbildung bis zum geiftigthätigen Menfchen, in deffen Organismus, trotz feiner höheren Stufe, doch keine neue Kraft quillt, fondern der infolge feiner direkten Abftammung von anorganifchen Gebilden durch Kräfte und Gefetze geformt und bewegt wird, die mit jenen der anorganifchen Welt identifch find.« (l. c. 161). Das heifst denn doch den »Materialismus« zu weit treiben, was nebenbei gefagt zum Zwecke des Beweifes der Unfreiheit des Willens keineswegs nothwendig ift. Die menfchlichen Vorftellungen und Gedanken werden nämlich, wie wir dies oben (S. 19—21 und 27—32) darlegten, nicht nur von materiellen, fondern auch von immateriellen Urfachen, wie z. B. von Ereigniffen, Vorgängen, Erlebniffen und Erfahrungen beeinflufst und beftimmt.

Der in Folge folcher Einflüffe hervorgerufene Vorftellungsapparat und in Bewegung gefetzte Denkprozefs ift keineswegs ein materieller und braucht keineswegs »durch Kräfte und Gefetze geformt und bewegt« zu werden die »mit jenen der unorganifchen Welt identifch« find, um ein naturnothwendiger zu fein! Letzteres ift er allerdings und unterliegt gewifs nicht minder wie alle phififchen Prozeffe allgemeinen und allgewaltigen Gefetzen: die Factoren und Urfachen aber die diefen Prozefs unterhalten und fördern, ihn beeinfluffen und formen find immateriell, es find Vorgänge, Gefchehniffe, fociale Erfcheinungen etc. die doch weder in ihrem Wefen noch in ihren Werken identifch find mit Wefen und Wirken von Säuren und Salzen, von Anziehung und Abftofsung, von Elektricität und Magnetifmus!

Man gebe alfo den quasi »materialiftifchen« Standpunct auf und faffe die Dinge nüchtern, als das was fie find. Eine Vorftellung, ein Gedanke ift eben etwas immaterielles — ift eine geiftige Erfcheinung. Gewifs, derfelbe kann nur aus einer materiellen Unterlage auftauchen;

ohne Hirn kein Gedanke, ohne Phosphor kein Hirn, das ift richtig. Im Momente jedoch wo aus der nothwendigen materiellen Unterlage der Gedanke auftaucht, ift es allerdings eine »neue Kraft« die mit demfelben emporquillt, und die nicht identifch ift mit chemifchen und phifikalifchen Kräften. Aber freilich auch diefe Kraft ift keine übernatürliche — und unterliegt wie alle natürlichen Kräfte feften Gefetzen und natürlichen Einflüffen — unter welchen fich nun eine ganze Reihe immaterieller, welche auf die anorganifche und auch auf die niedrigere Thierwelt noch keinen Einflufs hatten, geltend macht.

Mit einem Worte die Lehre von der Unfreiheit des Willens mufs fich von einem befchränkten »Materialifmus« frei machen: dagegen fteht ihr feitens der Sociologie, diefer Philofophie der Zukunft, vielfache Förderung und Bereicherung bevor.

C. Ueber Gefchichte als Wiffenfchaft.

(Zu Seite 167.)

Die Frage ob Gefchichtsfchreibung in der gewöhnlichen Bedeutung diefes Wortes eine Wiffenfchaft fei, hat unferes Wiffens zuerft Schoppenhauer angeregt und zwar indem er diefer Disciplin den Character einer Wiffenfchaft, wenn auch noch etwas fchüchtern doch mit guter Begründung abfprach.

»In jeder Art und Gattung von Dingen, fagt Schoppenhauer, find die Thatfachen unzählig, der einzelnen Wefen unendlich viele, die Mannigfaltigkeit ihrer Verfchiedenheiten unerreichbar. Bei einem Blicke darauf fchwindelt dem wifsbegierigen Geifte: er fieht fich, wie weit er auch forfche zur Unwiffenheit verdammt. — Aber da kommt die Wiffenfchaft: fie fondert das unzählbar viele aus, fammelt es unter Artbegriffe, und diefe wieder unter Gattungsbegriffe, wodurch fie den Weg zu einer Erkenntnifs des Allgemeinen und Befonderen eröffnet, welche auch das unzählbare Einzelne befafst, indem fie von Allem gilt, ohne dafs man jegliches für fich zu betrachten habe. Dadurch verfpricht fie dem forfchenden Geifte Beruhigung. Dann ftellen alle Wiffenfchaften fich neben einander und über die reale Welt der einzelnen Dinge, als welche fie unter fich vertheilt haben. Ueber ihnen allen aber fchwebt die Philofophie, als das allgemeinfte und deshalb wichtigfte Wiffen, welches die Auffchlüffe verheifst, zu denen die andern nur vorbereiten. Blofs die Gefchichte darf eigentlich nicht in jene Reihe treten; da fie fich nicht desfelben Vortheils wie die anderen rühmen kann: denn ihr fehlt der Grundcharacter der Wiffen-

ſchaft, die Subordination des Gewuſsten, ſtatt deren ſie bloſse Coordination desſelben aufzuweiſen hat, daher giebt es kein Syſtem der Geſchichte, wie doch jeder andern Wiſſenſchaft. Sie iſt demnach zwar ein Wiſſen, jedoch keine Wiſſenſchaft, denn nirgends erkennt ſie das Einzelne mittelſt des Allgemeinen, ſondern muſs das Einzelne unmittelbar faſſen und ſo gleichſam auf dem Boden der Erfahrung fortkriechen: während die wirklichen Wiſſenſchaften darüber ſchweben, indem ſie umfaſſende Begriffe gewonnen haben, mittelſt deren ſie das Einzelne beherrſchen und wenigſtens innerhalb gewiſſer Grenzen die Möglichkeit der Dinge ihres Bereiches abſehen, ſo daſs ſie auch über das etwa noch hinzukommende gefaſst ſein können. Die Wiſſenſchaften, da ſie Syſteme von Begriffen ſind, reden ſtets von Gattungen; die Geſchichte von Individuen. Sie wäre demnach eine Wiſſenſchaft von Individuen welches einen Widerſpruch beſagt.

Auch folgt aus Erſterem, daſs die Wiſſenſchaften ſämmtlich von dem reden was immer iſt, die Geſchichte dagegen von dem was nur einmal und dann nicht mehr iſt.

Da ferner die Geſchichte es mit dem chlechthin Einzelnen und Individuellen zu thun hat, welches ſeiner Natur nach unerſchöpflich iſt, ſo weiſs ſie alles nur unvollkommen und halb. Dabei muſs ſie zugleich von jedem neuen Tage in ſeiner Alltäglichkeit ſich das lehren laſſen, was ſie noch gar nicht wuſste. Sofern nun die Geſchichte eigentlich immer nur das Einzelne, die individuelle Thatſache, zum Gegenſtande hat und dieſes als das ausſchlieſsliche Reale anſieht, iſt ſie das gerade Gegentheil und Wiederſpiel der Philoſophie, als welche die Dinge vom allgemeinſten Geſichtspunct aus betrachtet und ausdrücklich das Allgemeine zum Gegenſtande hat, welches in allem Einzelnen identiſch bleibt; daher ſie in dieſem ſtets nur jenes ſieht und den Wechſel an der Erſcheinung desſelben als unweſentlich erkennt: während die Geſchichte uns lehrt, daſs zu jeder Zeit etwas Anderes geweſen, iſt die Philoſophie bemüht, uns zu der Einſicht zu verhelfen, daſs zu allen Zeiten ganz dasſelbe war, iſt und ſein wird. In Wahrheit iſt das Weſen des Menſchenlebens, wie die Natur überall, in jeder Gegenwart ganz vorhanden, und bedarf daher, um erſchöpfend erkannt zu werden, nur der Tiefe der Auffaſſung. Die Geſchichte aber hofft die Tiefe durch die Länge und Breite zu erſetzen ihr iſt jede Gegenwart nur ein Bruchſtück, welches ergänzt werden muſs durch die Vergangenheit, deren Länge aber unendlich iſt und an die ſich wieder eine unendliche Zukunft ſchlieſst. Hierauf beruht das Widerſpiel zwiſchen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Köpfen: jene wollen ergründen; dieſe wollen zu Ende zählen. Die Geſchichte zeigt auf jeder Seite nur dasſelbe, nur unter verſchiedenen Formen: die Capitel der Völkerge-

fchichte find im Grunde nur durch die Namen und Jahreszahlen verfchiedene, der eigentlich wefentliche Inhalt ift überall derfelbe. Sofern nun alfo der Stoff der Kunft die Idee, der Stoff der Wiffenfchaft der Begriff ift, fehen wir beide mit dem befchäftigt, was immer da ift und ftets auf gleiche Weife, nicht aber jetzt ift und jetzt nicht, jetzt fo und jetzt anders: daher eben haben beide es mit dem zu thun, was Plato ausfchliefslich als den Gegenftand wirklichen Wiffens aufftellt. Der Stoff der Gefchichte hingegen ift das Einzelne in feiner Einzelnheit und Zufälligkeit, was immer ift und dann auf immer nicht mehr ift, die vorübergehenden Verflechtungen einer wie Wolken im Winde beweglichen Menfchenwelt, welche oft durch den geringfügigften Zufall ganz umgeftaltet werden. Von diefem Standpunct aus erfcheint uns der Stoff der Gefchichte kaum noch als ein der ernften und mühfamen Betrachtung des Menfchengeiftes würdiger Gegenftand, des Menfchengeiftes, der gerade weil er fo vergänglich ift, das Unvergängliche zu feiner Betrachtung wählen follte.«

Nach diefen vollkommen richtigen negativen Bemerkungen gegen die Wiffenfchaftlichkeit der Gefchichte fertigt Schoppenhauer nicht minder richtig und zutreffend den Hegel'fchen Verfuch ab, aus der Gefchichte eine Wiffenfchaft zu machen — welche allerdings etwas zu leidenfchaftliche Abfertigung er mit folgenden Worten fchliefst:

»Die Hegelianer, welche die Philofophie der Gefchichte fogar als den Hauptzweck aller Philofophen anfehen, find auf Plato zu verweifen, der unermüdlich wiederholt, dafs der Gegenftand der Philofophie das Unveränderliche und immerdar bleibende fei, nicht aber das, was bald fo, bald anders ift. Alle die, welche folche Conftructionen des Weltverlaufs, oder wie fie es nennen, der Gefchichte aufftellen, haben die Hauptwahrheit aller Philofophie nicht begriffen, das nämlich zu aller Zeit das Selbe ift. Alles Werden und Entftehen nur fcheinbar, die Ideen allein bleibend, die Zeit ideal. Dies will der Plato, dies will der Staat. Man foll demnach zu verftehen fuchen, was da ift, wirklich ft, heute und immerdar, d. h. die Ideen (in Platons Sinn) erkennen.«

Eine wirkliche Philofophie der Gefchichte foll alfo nicht das beitrachten was, um in Platos Sprache zu reden, immer wird und nie ift und diefes für das eigentliche Wefen der Dinge halten, fondern fie foll das was immer ift und nie wird noch vergeht im Auge behalten. Sie befteht alfo nicht darin, dafs man die zeitlichen Zwecke der Menfchen zu ewigen und abfoluten erhebt, und nur ihren Fortfchritt dazu durch alle Verwickelungen, künftlich und imaginär konftruirt; fondern in der Einficht, dafs die Gefchichte nicht nur in der Ausführung, fondern fchon in ihrem Wefen lügenhaft ift, indem fie von lauter Individuen und ein-

zelnen Vorgängen redend, vorgibt jedesmal etwas anderes zu erzählen; während sie vom Anfang bis zum Ende stets nur dasselbe wiederholt, unter anderen Namen und in anderem Gewande. Die wahre Philosophie der Geschichte besteht nämlich in der Einsicht, dafs man bei allen diesen endlosen Veränderungen und ihrem Wirrwarr, doch stets nur dasselbe, gleiche und unwandelbare Wesen vor sich hat, welches heute dasselhe bleibt, wie gestern und immerdar: sie soll also das Identische in allen Vorgängen, der alten, wie der neuen Zeit, des Orients wie des Occidents, erkennen und trotz aller Verschiedenheit der speziellen Umstände, der Costumes und der Sitten, überall dieselbe Menschheit erblicken . . .«

Bis hieher, soweit er der üblichen Geschichtsschreibung den Character einer Wissenschaft abspricht, soweit er die Hohlheit der Hegel'schen und nach Hegel'scher Manier construirten Geschichtsphilosophie nachweist — sind Schoppenhauers Argumente unumstöfslich und unwiderleglich — wie denn überhaupt die Negation Schoppenhauers stärkste Seite ist.

Fragen wir aber ob Schoppenhauer eine Ahnung hatte von der eigentlichen Wissenschaft der Geschichte, eine Idee davon wie diese beschaffen sein müsse? ob er auf den Weg hinwies den eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte zu wandeln habe? — so müssen wir diese Fragen verneinen. Seine positiven Andeutungen in dieser Beziehung sind vollkommen nichtssagend. Hören wir was er da sagt. »Diefs Identische und unter allem Wechsel der Erscheinungen beharrende besteht — in den Grundeigenschaften des menschlichen Herzens und Kopfes, vieler schlechten, weniger guten.« — Also die Geschichtswissenschaft soll einfach Psychologie sein? sie soll das menschliche Herz und den menschlichen Kopf studiren? wozu braucht es denn da der Vergangenheit und der Geschichte? Zu diesem Studium liefert die lebendige Gegenwart vollkommen genügendes, ja, ein viel reichlicheres Material und dazu ein viel zuverlässigeres als die autentischeste Geschichtsüberlieferung. Gewifs, wir unterschreiben gerne die Schoppenhauer'schen Worte, dafs die »Devise der Geschichte lauten sollte eadem sed aliter« — wenn aber Schoppenhauer diese Devise nur auf das »menschliche Herz und den menschlichen Kopf« bezieht, so ist ihm die Wissenschaft der Geschichte unter der Hand verschwunden und er behält an ihrer Statt nur eine Wissenschaft vom menschlichen Herz und vom menschlichen Kopf, was etwas ganz anderes ist. Kurz und gut — Schoppenhauer weifs sehr gut, warum die übliche Geschichtsschreibung keine Wissenschaft ist — aber er hat keine blasse Ahnung, worin das Wesen einer solchen Wissenschaft zu suchen wäre. — Er steckt selbst noch zu tief in veralteten Anschauungen, im Individualismus und Atomismus — und trotz seiner vielen richtigen Ansichten über

Welt und Menfchen kommt er doch über einen gewiffen Anthropocentrismus nicht hinaus, welcher meint, dafs der wichtigfte Gegenftand den man in der Gefchichte zu betrachten hat — das menfchliche Herz und der menfchliche Kopf wären! Wir wiffen es, nach all den obigen Ausführungen, welche untergeordnete und gar nicht in Betracht kommende Bedeutung diefe Muskel- und Nervenknoten für die Gefchichte haben — und wie die grofsen Naturgefetze der Gefchichte fich um das menfchliche Herz und den menfchlichen Kopf blutwenig kümmern, gefchweige denn von ihnen beeinflufst werden — ja, wie man im Lauf der Gefchichte alles andere eher ftudiren kann, als das menfchliche Herz und den menfchlichen Kopf. — Denn da der Naturprozefs der Gefchichte fich nicht nach dem Willen des Menfchen abfpielt, fo ift es klar, dafs das menfchliche Herz und der menfchliche Kopf in den Vorgängen diefes Prozeffes gar nicht zum Ausdruck gelangen, daher in demfelben auch nicht ftudiert werden können.

Schoppenhauer war kein Hiftoriker und hat fich mit Gefchichtsfchreibung nicht befafst. Hätte er das gethan und den Verfuch gemacht nach diefen feinen pofitiven Andeutungen Gefchichte zu fchreiben, er würde fich gewifs überzeugt haben, dafs er alles andere als eine Wiffenfchaft der Gefchichte geliefert hätte.

Welch himmelweiter Weg von einer richtigen negativen Kritik zu einem richtigen pofitiven Plan und noch gar zu deffen Ausführung dazwifchen liegt, das können wir übrigens an einem zweiten epochemachenden Schriftfteller fehen, der neben Schoppenhauer als zweiter Gegner der üblichen Gefchichtsfchreibung vom Standpunct der Wiffenfchaft, genannt zu werden verdient. Wir meinen Buckle.

Nicht fo philofophifch wie Schoppenhauer, nicht fo fcharffinnig und fchlagend, doch nicht minder zutreffend hat Buckle der Gefchichte, wie fie gemeiniglich getrieben und gefchrieben wird, den Character einer Wiffenfchaft abgefprochen (wobei er, wie uns fcheint, feinen grofsen deutfchen Vorgänger gewifs nicht gekannt hat).

»In allen übrigen grofsen Gebieten der Forfchung fagt er, wird die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung von Jedermann zugegeben, und wir begegnen edlen Anftrengungen, auf befondere Thatfachen geftützt, fich dazu zu erheben, die Gefetze zu entdecken, unter deren Herrfchaft diefe Thatfachen ftehen. Die Hiftoriker hingegen find fo weit davon entfernt, dies Verfahren zu den ihrigen zu machen, dafs unter ihnen der fonderbare Gedanke vorherrfcht, ihr Gefchäft fei lediglich Begebenheiten zu erzählen und diefe allenfalls mit paffenden fittlichen und politifchen Betrachtungen zu beleben. Nach diefem Plan ift jeder Schriftfteller zum Gefchichtsfchreiber befähigt. Sei er auch aus Denk-

faulheit oder natürlicher Befchränktheit unfähig, die höchften Zweige des Wiffens zu behandeln; er braucht nur einige Jahre auf das Lefen einer gewiffen Anzahl Bücher zu verwenden und er mag die Gefchichte eines grofsen Volkes fchreiben und in feinem Fache ein Anfehen erlangen.« Buckle weift nun auf die Unwiffenfchaftlichkeit folcher Gefchichtsfchreibung im Vergleiche mit der Naturwiffenfchaft hin. »In der Natur find die fcheinbar unregelmäfsigften und widerfinnigften Vorgänge erklärt und als im Einklange mit gewiffen unwandelbaren und allgemeinen Gefetzen nachgewiefen worden. Diefs ift gelungen, weil Männer von Talent und vor allem von geduldigem und unermüdlichem Geift die Phänomene der Natur ftudiert haben mit der Abficht, ihr Gefetz zu entdecken; wenn wir nun die Vorgänge der Menfchenwelt einer ähnlichen Behandlung unterwerfen, haben wir ficher alle Ausficht auf einen ähnlichen Erfolg.«

Bis hieher können wir Buckle vollkommen beiftimmen und bis hieher müffen wir ihm auch gegenüber den vollkommen ungerechtfertigten Einwürfen Droyfen's entfchieden Recht geben. Denn Droyfen hat diefe ganz richtigen Prämiffen Buckle's entweder nicht verftanden oder nicht verftehen wollen.[1] Er macht fich über Buckle luftig, weil diefer der Gefchichte nicht den Character einer Wiffenfehaft zuerkennt und fich die Aufgabe fetzt, diefelbe zum Rang einer Wiffenfchaft zu erheben.

Was den erften Punct anbelangt hat es fich Droyfen leicht gemacht; denn er hätte eigentlich nicht Buckle's wenig erfchöpfende wiewohl richtige Argumentation, wohl aber die von uns oben angeführte Schoppenhauers widerlegen müffen.

Freilich mit folchen flachen Sophifmen wie er gegen Buckle's Prämiffe kämpft, läfst fich gegen alles auch gegen die klarften Wahrheiten, leicht ftreiten — nur nicht überzeugen. Droyfen giebt fich den Anfchein, als ob es Buckle nur um eine andere Methode der Gefchichtsbehandlung und zwar die naturwiffenfchaftliche zu thun wäre, und meint dagegen: jede Wiffenfchaft habe ihre eigene Methode, ihre eigene »Betrachtungsweife«. Das ift eine falfche Unterftellung. Der Kern der Buckle'fchen Ausführungen gipfelt darin, dafs es nur eine Wiffenfchaft und eine richtige Methode, die Induction gäbe, — und dafs auch die Gefchichte eine Naturwiffenfchaft fei, für die fomit nur die Methode der Naturwiffenfchaften, d. i. die Induction angemeffen ift. Das will Droyfen nicht verftehen und fpricht von einer »theologifchen, philofophifchen, mathematifchen und phifikalifchen Betrachtungsweife« um diefen verfchiedenen Betrachtungsweifen die »hiftorifche« anzufügen.

[1]) S. Droyfen Grundrifs der Hiftorik Beilage I.

Nach Buckle's Standpunct aber, den wir vollkommen richtig finden, ist die Geschichte eine Naturwissenschaft (des Menschengeschlechts) und giebt es überhaupt nur eine wissenschaftliche Methode, die für dieselbe paſst d. i. die naturwissenschaftliche Methode der Induction. Was nützt gegen diesen klaren Standpunct der Einwand, daſs man die »sittliche Welt« »unter sehr verschiedenartigen Gesichtspuncten betrachten kann« unter dem practischen, technischen, rechtlichen, socialen« und daſs »endlich auch eine Betrachtungsweise der sittlichen Welt die geschichtliche« ist? Allerdings kann man die »sittliche Welt« unter allen diesen »Gesichtspuncten« betrachten — aber keiner derselben ist wissenschaftlich — eben so wenig der »praktische«, wie der »technische«, wie der sogenannte »geschichtliche«. Wie gesagt, Droysen scheint Buckle's ganz richtige Idee von der Geschichte als Naturwissenschaft gar nicht begriffen zu haben und kämpft sophistisch gegen Plattheiten die er Buckle unterschiebt.

Freilich, auf die Frage, ob es Buckle gelungen ist die Aufgabe die er sich stellte, die Geschichte als Wissenschaft und zwar als Naturwissenschaft zu behandeln, zu lösen — antworten auch wir verneinend. Aber sein genialer Versuch dieses richtig gestellte Problem zu lösen, verdient alle Achtung und Anerkenung, die ihm Droysen gewiſs nicht versagt hätte, wenn er die Richtigkeit des Problems begriffen hätte. Denn der Irrthum Buckle's in der Ausführung seiner Aufgabe ist ungemein lehrreich für seine Nachfolger und daher von groſsem Werthe für die Wissenschaft.

Worin aber dieser Irrthum liegt, das wollen wir kurz andeuten.

Buckle steckt noch zu tief in der dualistischen Auffassung der Welt und kann sich von derselben trotz seines eifrigen Bestrebens nicht emancipiren. Er stellt Natur und menschlichen Geist als zwei selbständige Factoren sich gegenüber, aus deren Wechselwirkung und gegenseitigem Einfluſs er die »Geschichte« hervorgehen läſst; damit verfällt Buckle in einen Irrthum aus dessen fatalen Consequenzen er sich nicht mehr herausarbeiten kann und der sein ganzes groſses Werk zu einem verfehlten Versuche macht.

»Und das Alles, meint Buckle, was früher vorgegangen, entweder ein innerer oder ein äuſserer Vorgang sein muſs, so ist es klar, die ganze Mannigfaltigkeit der Ergebnisse, mit andern Worten, alle Veränderungen, von denen die Geschichte voll ist, alle Wechselfälle, die das Menschengeschlecht betroffen, sein Fortschritt und sein Verfall, sein Glück und sein Elend müssen die Frucht einer doppelten Wirksamkeit sein, der Einwirkung äuſserer Erscheinungen auf unser Inneres und der Einwirkung unseres Innern auf die äuſseren Er-

ſcheinungen. Nur aus dieſem Material läſst ſich eine wiſſen ſchaftliche Geſchichte aufbauen.« [1]) Da liegt Buckle's ganzer Irrthum. Schon die Unterſcheidung der »innern« von den »äuſseren« Vorgängen iſt naturwiſſenſchaftlich unhaltbar; es iſt eine Unterſcheidung die nichts weſentlich Verſchiedenes trifft. Mag aber auch dieſe rein formale oder eigentlich locale Unterſcheidung zum Zwecke gewiſſer Demonſtrationen (z. B. in der Logik oder Pſychologie) berechtigt ſein: hier verführt ſie Buckle zur Betretung eines entſchieden falſchen Weges, auf dem er immer tiefer und tiefer in die Abgründe und Irrwege einer dualiſtiſchen Weltbetrachtung gelangt. Denn nun überſieht Buckle ganz, daſs der menſchliche Geiſt doch auch nichts anderes iſt als ein Stück Natur und arbeitet ſich immer tiefer hinein in den allgemein geglaubten und ſcheinbaren, doch thatſächlich nicht exiſtirenden Gegenſatz zwiſchen »menſchlichen Geiſt« und »der ihn umgebenden Natur«.

Nun bahnt ſich Buckle den Weg zur Betrachtung des gegenſeitgen Einfluſſes dieſer zwei entgegengeſetzten Factoren aufeinander durch die Analyſe der »Natur« und zerlegt dieſelbe mit Bezug auf ihren Einfluſs auf den »menſchlichen Geiſt« in ihre vier Beſtandtheile nämlich »Klima, Nahrung, Boden und Naturerſcheinung im Ganzen«. (S. 35.) Damit glaubt er nun auf der breiten Heerſtraſse der Forſchung angelangt zu ſein, die ihn ſicher zur Erkenntniſs der Wahrheit führen wird: in der That aber iſt er auf einen Abweg gelangt, auf dem er ſich von der Wahrheit immer mehr entfernt. Denn Buckle überſieht ja ganz, daſs wenn die menſchlichen Handlungen, wenn die menſchliche Geſchichte von der »Natur« beeinfluſst werden, die Mittel dieſer Beeinfluſſung viel weniger in Klima, Boden, Nahrung etc. zu ſuchen ſind, als vielmehr in der Beſchaffenheit des Menſchen ſelbſt. Das Gehirn des Menſchen und deſſen Qualität iſt doch ein wichtigerer Factor als die Bodenbeſchaffenheit, als die Configuration der Gebirge und Flüſſe; das Temparament des Menſchen iſt doch ein wichtigerer Factor als das Clima; die ganze angeborne oder anerzogene Qualität des Menſchen — das iſt die Natur die auf die menſchliche Geſchichte von Einfluſs iſt — und zwar in einem Maaſse von Einfluſs, mit dem ſich die möglichen Einflüſſe von Clima, Boden, Nahrung ect. gar nicht vergleichen laſſen.

Dieſe »Natur« aber, die »Natur des Menſchen«, überſieht Buckle ganz und vertieft ſich ſtatt deſſen in die Erforſchung des Einfluſſes der »Natur« des Erdbodens und Climas auf die menſchliche Geſchichte. Buckle ſieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Er ſchreibt geſchichtliche Erſcheinungen der Nahrung, dem Clima, der Bodenbeſchaffenheit zu

[1]) Band I in Ruge's Ueberſetzung (1860) S. 18.

die lediglich in der von allem Clima und aller Nahrung und Bodenbeschaffenheit unabhängigen Natur der Menschen ihren Grund haben. Er ist so verblendet in dieser Beziehung, dass er den Einfluss der socialen aus der Natur der Menschen sich ergebenden Verhältnisse auf die Geschichte ganz unbeachtet lässt — und nur für die ganz problematischen, jedenfalls aber verschwindend geringen Einflüsse des Climas, der Nahrung etc. Auge und Sinn hat.

»Vor allem, sagt Buckle, was für ein Volk aus seinem Clima, seiner Nahrung und seinem Boden folgt, ist die Anhäufung von Reichthum das Erste und in manacher Hinsicht Wichtigste.« Wie einseitig! Allerdings ist Clima, Nahrung und Boden von Einfluss auf Anhäufung von Reichthum — doch wie konnte Buckle übersehen, dass die erste Bedingung dieser Anhäufung der Mensch selbst, d. h. ein solches sociales Zusammentreffen von so und so gearteten Menschen ist, dass dieses sociale Verhältniss eine Anhäufung des Reichthumes möglich macht. Diese Beschaffenheit der Menschen und dieses sociale Verhältniss sind die wichtigste Bedingung der Anhäufung des Reichthums: das geeignete Clima, Nahrung, Boden etc. kommen erst in letzter Linie in Betracht.

In dem nach Clima, Nahrung und Boden reichsten Lande wird eine sich selbst überlassene indolente Bevölkerung Jahrtausende vegetiren, ohne Reichthum anzuhäufen — wovon uns so viele in den gesegnetsten Erdstrichen Asiens, Afrikas und Amerikas wild herumstreichende Horden sogenannter Naturvölker überzeugen. Andererseits werden in von der Natur sehr stiefmütterlich behandelten Gegenden durch die sociale Arbeit das heisst durch gewaltsame Arbeitsorganisation und staatliche Einrichtungen — also durch entsprechend veranlagte Menschen und sociale Einrichtungen Reichthümer angehäuft und damit die Grundlagen der Cultur geschaffen.

Alles dieses nun, die verschiedene Natur der Menschen und die Natur der socialen Einrichtungen als wichtigste Ursachen aller »Geschichte« und aller Civilisation — übersieht Buckle vollkommen und zu welchen falschen Schlüssen auf dem Gebiete der Geschichte er in Folge dieses Ueberschens gelangt wollen wir an einigen drastischen Beispielen nachweisen.

Die Thatsache, dass »mongolische und tartarische Horden zu verschiedenen Zeiten in China, in Indien und in Persien grosse Monarchien gegründet und bei der Gelegenheit eine Civilisation erreicht haben, die nicht hinter der zurückbleibt, welche die blühendsten alten Königreiche besassen« führt Buckle anf die Fruchtbarkeit und das günstige Clima dieser Länder zurück. Dabei übersieht aber Buckle vollkommen, dass diese mongolischen und tartarischen Horden gewiss nie im Stande gewesen

wären in jenen Ländern »grofse Monarchien zu gründen« und eine hohe Civilifation zu erreichen, wenn fie nicht dort überall eine einheimifche Bevölkerung angetroffen hätten die fie unterjochten und in ihre ftaatliche Organifation der Arbeit mit Gewalt einfügten.

Mit dem fruchtbaren Boden allein hätten die Mongolen und Tartaren noch immer keine Monarchieen gegründet und keine Civilifation erreicht: die Unterjochung der dort anfäffigen Bevölkerung, das war die wichtigfte condtiio sine qua non diefer Monarchieen und diefer Civilifation. Dafür aber, für diefe wefentlichfte und wichtigfte Urfache diefer gefchichtlichen Erfcheinung hat Buckle weder Sinn noch Auge. Ja er war in diefem Puncte fo fehr verblendet, dafs er fich nicht einmal die fich von felbft aufdrängende Frage ftellte, warum denn die einheimifche zahlreiche Bevölkerung nicht auf dem doch auch vor dem Eindringen der erften Eroberer gleich fruchtbaren Boden, in dem auch früher ebenfo günftigen Clima keine »grofse Monarchien« mit hoher Civilifation gegründet haben mögen? Warum denn diefer fruchtbare Boden und diefs günftige Clima mit fammt der zahlreichen einheimifchen Bevölkerung immer erft auf die fremden Eindringlinge wartet um die »grofsen Monarchieen« und die hohe Civilifation hervorzubringen? Ift es da nicht klar, dafs in den Buckle'fchen Argumentationen und Schlufsfolgerungen ein grober Irrthum liegt.

Nicht minder falfch wie über die Urfache der Culturentwicklung in Indien, China und Perfien urtheilt Buckle über die Urfache des Auffchwunges der arabifchen Herrfchaft im Mittelalter. »Ebenfo, fagt er, find die Araber in ihrer Heimat wegen der Dürre ihres Bodens immer ein rohes ungebildetes Volk geblieben . . . aber im 7. Jahrhundert eroberten fie Perfien; im achten den beften Theil Spaniens, im neunten das Penjab und am Ende faft ganz Indien. So wie fie fich in ihren neuen Niederlaffungen eingerichtet hatten, fchien ihr Character eine grofse Veränderung zu erleiden. Sie, die in ihrer Heimat nicht viel mehr als herumftreifende Wilde waren, konnten jetzt zum erften Male Reichthum anfammeln und machten daher zum erften Male einige Fortfchritte in den Künften der Civilifation. In Arabien waren fie nur ein Stamm wandernder Hirtenvölker gewefen; in ihren neuen Wohnfitzen wurden fie Gründer mächtiger Reiche, bauten Städte, fundirten Schulen, fammelten Bibliotheken und die Spuren ihrer Macht find noch in Cordova, in Bagdad und in Delhi zu fehen.« Das ift alles fehr fchön, aber wie konnte Buckle überfehen, dafs die blofsen paar Horden halbwilder arabifcher Nomaden es in Spanien gewifs auch mit all der Fruchtbarkeit Spaniens und dem fchönen Clima noch bei weitem nicht zu jenem bewunderungswürdigen Auffchwung der Cultur gebracht hätten, wenn der

fociale Boden der Iberifchen Halbinfel nicht feit Jahrhunderten mit dem beften Menfchendünger, mit Iberern, Phöniziern, Celten, Römern, Gothen, Vandalen u. f. w. gedüngt worden wäre? Das war der Boden auf dem die arabifche Cultur erblühte — aber nicht jener Boden an den Buckle denkt auf dem »die fchattigen Kaftanien raufchen an des Ebro Strand.« Nicht aus dem Boden und dem Clima derjenigen Länder, die fie überzogen läfst fich die hohe arabifche Cultur erklären, fondern daraus, dafs diefe halbwilden Horden es verftanden haben in diefen Ländern ihre Herrfchaft zu begründen und dafs es ihnen fpeziell in Spanien gelang, ein buntes bereits vielfach civilifirtes Völkergemifch in ihre ftaatliche Organifation einzufpannen. Aber all diefe entfcheidenden fociologifchen Gefichtspuncte exiftiren für Buckle nicht: er will alles aus Boden, Clima, Nahrung etc. herleiten. Das ift wie gefagt fein Hauptirrthum — daran fcheiterte fein grofsartiges wiffenfchaftliches Unternehmen. Aber trotz alle dem hat Buckle für die Entwicklung der Wiffenfchaft gewifs eine viel höhere Bedeutung als fein übermüthiger Kritiker, der Hiftoriker der preufsifchen Politik, der fich über ihn luftig macht. Denn mit all feinen Irrthümern ift Buckle ein grofser Bahnbrecher menfchlicher Wahrheitserkennntnifs — und wenn es uns gelungen ift in vorliegender Schrift einen Hauptirrthum Buckle's zu corrigiren, und wenn wir vielleicht damit auf den von Buckle gefuchten Weg hinwiefen auf dem es möglich ift aus der Gefchichte eine Wiffenfchaft zu machen — fo ift das ja keineswegs unfer Verdienft, wohl aber Buckle's der durch fein epochemachendes Werk hunderte Köpfe in Europa und Amerika anregte diefen Weg zu fuchen.